
EX·LIBRIS·
ROBERTI·SCHOLTZ

<36636565930015

# Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges.



Maria Theresia.



Friedrich II



Maria Theresia



Friedrich II.

# Die Geschichte
des
# Siebenjährigen Krieges.

Für das deutsche Volk bearbeitet

von

**Rudolf John.**

Mit den Bildnissen von Friedrich II. und Maria Theresia.

Neue Ausgabe.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1852.

# Vorwort.

Die Weltgeschichte hat ihre Pausen, längere oder kürzere Ruhepunkte, wo kein bedeutender Charakter, kein außerordentliches Ereigniß die Blicke des Geschichtsforschers auf sich zieht; sie scheint dann neue Kräfte zu sammeln für etwas Großes und Erhabenes — und wenn der rechte Zeitpunkt erschienen ist, wird es geboren und tritt vor die staunende Menschheit hin, entweder eine milde Segnung oder eine düstere Katastrophe, ein erschütterndes Trauerspiel. Jahrhundert auf Jahrhundert rollt hinab in die Ewigkeit, aber keinem fehlt es an solchen bedeutungsvollen Erscheinungen, die als Marksteine der Zeit hoch emporragen über die flache Gewöhnlichkeit, das engbegrenzte Treiben der Alltagswelt, und durch ihre oft unermeßlichen Folgen die späteste Vergangenheit mit der Gegenwart und Zukunft verknüpfen.

Eine solche Epoche schildert dieses Werk, eine Epoche voll Blut und Thränen, aber auch strahlend von Heldenruhm und Geistesgröße. Kaum ist irgend ein Zeitabschnitt so reich an bewunderungswürdigen Großthaten, als der, welcher einen siebenjährigen, halb Europa erschütternden Kampf umschließt. Und je mehr wir diesem einzelnen Blatte in dem großen Buche der Weltgeschichte unsere Forschung zuwenden, je ernster wir uns in sein Studium versenken, desto glänzender, Ehrfurcht und Staunen gebietender tritt das Bild Friedrich's, des Heldenkönigs, vor unsere Seele. Kein Herrscher, kein Krieger und Staatsmann hat ein so bleibendes, tief im Herzen des Volkes wurzelndes Andenken zurückgelassen als Er, an keinen Namen knüpfen sich so großartige, originelle und lebensfrische Erinnerungen, als an den Seinen. Vor Allem aber ist die Geschichte des Siebenjährigen Krieges ein großes, imposantes Gemälde, in dessen begeisterter Anschauung man nimmer ermüdet. Da ziehen in bunter Mannichfaltigkeit die kampfgerüsteten Heere heran, von den Steppen des Wolgastromes, von den Gestaden der Ost- und Nordsee, die wilden Söhne der Karpathen und Illyriens und der muntere, üppige Franzose. Da donnern die Kanonen von den Wällen der Festungen, da braust die Schlacht auf

Feldern und Bergen, da schreitet der Todesengel durch die Reihen der Krieger und die Lohe brennender Städte und Dörfer färbt den Himmel mit blutigem Widerschein. Und wo der Blick sich hinwendet, überall trifft er auf den großen, einzigen Friedrich, der das Opfer dieses entfesselten Orkans werden soll — und überall ist der Held stark, ruhig, unerschüttert, in dem leuchtenden Auge das Bewußtsein der eignen Kraft, die Zuversicht des endlichen Triumphes!

Dies Bild nun rollt der Verfasser in den folgenden Blättern auf und wünscht den Leser dabei auf einen Standpunkt zu stellen, von welchem aus es in seiner ganzen stolzen Größe und wechselvollen Mannichfaltigkeit erscheine. Wenn nun Diejenigen, die mit der Geschichte des Siebenjährigen Krieges durch die verschiedensten Erzählungen und Beschreibungen längst vertraut sind, dennoch eingestehen, daß die vorliegende Darstellung den Reiz der Neuheit auf sie ausübte, wenn sie entdecken, daß das Gemälde — um bei dem Vergleiche stehen zu bleiben — von *diesem* Standpunkte aus gesehen an Frische, Wahrheit nnd Lebendigkeit nicht eben verloren habe, dann ist der Verfasser zu dem Ziele gelangt, welches er vor Augen

hatte, und darf sich der schönen Hoffnung hingeben, der strebsamen Jugend sowol wie dem ernsten Alter, dem fleißigen Bürger, dem thatenlustigen Krieger und dem Gebildeten jedes Standes eine nicht unwillkommene Gabe geboten zu haben.

# Inhalt.

## Erstes Capitel.



## Zweites Capitel.



## Drittes Capitel.



## Viertes Capitel.



## Fünftes Capitel.



## Sechstes Capitel.



## Siebentes Capitel.

## Achtes Capitel.



## Neuntes Capitel.



## Zehntes Capitel.



## Eilftes Capitel.



## Zwölftes Capitel.



## Dreizehntes Capitel.



## Vierzehntes Capitel.



## Funfzehntes Capitel.



## Sechzehntes Capitel.

## Siebzehntes Capitel.



## Achtzehntes Capitel.



## Neunzehntes Capitel.



## Zwanzigstes Capitel.



## Einundzwanzigstes Capitel.



## Zweiundzwanzigstes Capitel.



## Dreiundzwanzigstes Capitel.



## Vierundzwanzigstes Capitel.



## Fünfundzwanzigstes Capitel.

## Sechsundzwanzigstes Capitel.



## Siebenundzwanzigstes Capitel.



## Achtundzwanzigstes Capitel.



## Neunundzwanzigstes Capitel.



## Dreißigstes Capitel.



## Einunddreißigstes Capitel.



## Zweiunddreißigstes Capitel.



## Dreiunddreißigstes Capitel.



## Vierunddreißigstes Capitel.

# Erstes Capitel.

Ursachen und Beginn des Siebenjährigen Krieges. — Einmarsch der Preußen in Sachsen. — Das Lager bei Pirna. — Brown rückt zum Entsatz heran.

Bald nachdem Friedrich II. den Thron seiner Väter bestiegen hatte, stellte er sich an die Spitze des noch in der Schule des berühmten Prinzen Eugen gebildeten Heeres und eroberte die schöne, wohlhabende Provinz Schlesien, welche bisher unter österreichischer Herrschaft gestanden. Die siegreichen Schlachten von Mollwitz (am 20. April 1741) und bei Chotusitz in Böhmen (am 17. Mai 1742) vernichteten den Widerstand der Feinde, und die Königin Maria Theresia, überdies noch durch Baiern und Franzosen bedrängt, überließ Schlesien mit Ausnahme der Bezirke Jägerndorf, Troppau und Teschen dem jugendlichen Helden im Breslauer Frieden 1742.

Der sogenannte zweite schlesische Krieg 1744 und 1745, den Friedrich begann, um den damaligen deutschen Kaiser Karl VII. vor der erdrückenden Gewalt der österreichischen Waffen zu schützen, war nicht minder glorreich. Die Oesterreicher wurden bei Hohenfriedeberg in Schlesien und bei Sorr in Böhmen, die Sachsen aber von dem alten Dessauer bei Kesselsdorf unweit Dresden geschlagen. Da inzwischen Karl VII. gestorben und Maria Theresia des Krieges müde war, wurde zu Dresden Friede geschlossen, wobei allein die Sachsen ziemlich übel wegkamen; Preußen aber behielt Alles, was es im Breslauer Tractate erworben hatte.

Während Oesterreicher, Engländer, Holländer, Italiener und Franzosen sich noch immer in fast allen Gegenden Europas be-

kämpften und die Kriegsfurie die schönsten Länder verwüstete, ruhte Friedrich II. auf den errungenen Lorbeeren und brachte seine Staaten durch die Segnungen des Friedens zu einem Flor und Wohlstand, den seine Freunde bewunderten und anstaunten, seine Feinde beneideten. Mit herrlicher Kraft und Raschheit blühte Preußen empor, und wenn man bedenkt, was dazu gehört, eine Monarchie groß und reich zu machen, deren einzelne Landestheile hier und da zerstückelt liegen, an Niemen, Elbe und Oder, am Rhein, an der Nordsee und in Franken, wenn man ferner erwägt, daß der Boden durchaus nicht überall fruchtbar und ergiebig war, daß weite Sandstrecken, Moorfelder und öde Haiden sich fast in jeder Provinz befanden — dann kann man nicht müde werden, das Genie und die Alles durchdringende Geisteskraft eines Fürsten zu verehren, der sich mit dem festen Gelöbnisse, sein Land trotz aller Hindernisse zu einer Macht des ersten Ranges zu erheben, die Krone aufs Haupt gesetzt hatte. Und was ein so mächtig hervorragender Geist einmal will, das geschieht auch, und die Welt hat es gesehen, wie Friedrich seinen erhabenen Entschluß ausführte.

Der Friede zu Aachen im Jahre 1748 endete endlich die unersprießlichen Kämpfe, in welchen sich die meisten Staaten Europas herumgetummelt hatten, und jeder suchte nun Ruhe und Heilung der geschlagenen Wunden. Man hätte meinen sollen, es müsse den Fürsten und Königen auf lange Zeit die Lust zum Kriegführen vergangen sein, und es werde nun, indem jedes Land dem schönen Beispiele Preußens nachahmte, ein goldnes Zeitalter des ungestörten Weltfriedens anbrechen. Aber es gibt der Leidenschaften und übeln Neigungen zu viele, welche den Menschen nimmer ruhen lassen und auf den Thronen der Herrscher und in den Cabinetten der Räthe und Minister offenbaren sie sich nicht minder wie unterm Hüttendach und im engen Kreise der bürgerlichen Gesellschaft. Der Kaiserin Maria Theresia blieb jetzt Muße zuzusehen, was Friedrich aus seinem neu erworbenen Schlesien gemacht hatte und wie es die wichtigste Provinz, die wahre Kornkammer seiner Staaten geworden war. Mit wohl verzeih-

lichem Aerger mochte sie es empfinden, daß ein junger, an Flächengebiet so geringer Staat, den man früher kaum beachtet hatte, so plötzlich zu einer nie geahneten Größe emporwuchs und seine beste Kraft, das wahre Lebensmark gerade aus einem Landestheile zog, der einst österreichisch gewesen und in seiner hohen Wichtigkeit gar nicht erkannt worden war. Der Wunsch, dies Juwel wieder zu gewinnen, nagte der Kaiserin, einer geistreichen und mit hohen Tugenden begabten Frau, Tag und Nacht am Herzen und ließ sie auf Mittel und Wege zur Erfüllung ihres heißen Begehrens sinnen. Ob auch der österreichische Staat dem preußischen beiweitem überlegen war an Flächeninhalt, Hülfsquellen und Bevölkerung, wagte sie es dennoch keineswegs, dem verhaßten König Friedrich sofort den Krieg zu erklären und Alles auf das Glück der Waffen zu setzen; die Schlachten von Mollwitz, von Hohenfriedeberg und Sorr standen als arge Schreckbilder vor ihrem Gedächtnisse und wahrten sie vor Hochmuth und eitelm Selbstvertrauen. Man mußte daher Bundesgenossen erwerben, so viele Bundesgenossen, daß Preußen, durch die gewaltige Uebermacht völlig erdrückt und zermalmt, sich auf Gnade und Ungnade den Siegern ergeben müsse, worauf man zu einer Vertheilung der eroberten Lande schreiten wollte, die wahrscheinlich dem armen Friedrich aus besonderer Barmherzigkeit nur etwa die Mark Brandenburg übrig gelassen hätte.

Der österreichische Minister Kaunitz, ein überaus schlauer Diplomat, übernahm es, die Idee seiner Gebieterin ins Werk zu setzen. Die Aussicht, so und so viele schöne Länder zu erwerben und überdies einen Fürsten zu demüthigen, dessen Größe nicht verfehlt hatte, Neid und Eifersucht zu erregen, war zu lockend, als daß das Zusammenbringen einer solchen Coalition besondere Schwierigkeiten gehabt hätte. Zuerst wendete Kaunitz sich an Frankreich, für welches er eben so viel Vorliebe, als die Kaiserin Abneigung hegte; denn Maria Theresia war eine brave, ehrenhafte deutsche Frau und fühlte sich empört von der elenden Maitressenwirthschaft und der unerhörten Sittenlosigkeit, welche damals den Hof des französischen Königs Ludwig XV.

brandmarkte. Man kann nun ermessen, wie fein und schlau der Minister einerseits intriguirt, und wie tief andererseits die Erbitterung und Feindschaft gegen Preußen in dem Herzen der Kaiserin Wurzel gefaßt haben mochte, da sie sich endlich dennoch zu einem Bündnisse mit Frankreich entschloß und um dieses Zweckes willen sich durch ein eigenhändiges Schreiben an die Buhlerin des Königs, Frau von Pompadour, wandte, um die Freundschaft dieser verächtlichen Creatur zu erwerben. Frankreich dagegen zögerte nicht lange mit seiner Zustimmung, denn von jeher war es die Politik dieses Landes gewesen, sich in die deutschen Händel und Streitigkeiten zu mischen, wobei es gewöhnlich auf Kosten des heiligen römischen Reiches etwas zu profitiren gab; überdies hegte es eben jetzt einen Groll gegen Friedrich, mit dem es in den vorigen Kriegen treu verbunden war. Der König von Preußen nämlich, dem die feindselige Stimmung seiner kaiserlichen Nachbarin kein Geheimniß blieb, hielt es für klug, sich mit England zu befreunden, um im Falle der Noth einen kräftigen Rückhalt zu haben, und Georg II., der persönlich dem Könige durchaus nicht geneigt war, kam dennoch Friedrich's Wunsche entgegen, weil er durch Preußens Einfluß sein deutsches Stammland Hannover vor einem plötzlichen Angriffe der Franzosen, mit denen er im Kriege lag, zu schützen dachte. Eine solche Allianz nahm denn der Hof von Versailles gewaltig übel und gelobte der Kaiserin Maria Theresia kräftigen Beistand gegen ihren Nebenbuhler.

Eine zweite mächtige Bundesgenossin fand Oesterreich an der Kaiserin Elisabeth von Rußland, die es dem Könige von Preußen nie vergessen konnte, daß er bei irgend einer Gelegenheit ihren Lebenswandel mit feinem Spotte gegeißelt hatte. Sein Untergang sollte die schwer empfundene Beleidigung rächen und dem russischen Kolosse einige eben passend gelegene Landstrecken erwerben.

Der dritte im Bunde mit Oesterreich war der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, August III., der schon einmal sein Land von preußischen Heeren überschwemmt und sich aus seiner Residenz vertrieben gesehen hatte; sein Minister, der

berüchtigte Graf von Brühl — ein elender, dummstolzer Günstling, der Sachsen durch seine unglaubliche Verschwendung ruinirte — hegte gleichfalls persönlichen Haß gegen Friedrich, wie ja immerdar das Niedrige, Gemeine dem Erhabenen und Glänzenden feindselig in den Weg tritt. Er vermochte seinen schwachen Gebieter mit Leichtigkeit zur Erneuerung eines früheren Tractats mit Oesterreich, indem er die Demüthigung des gefährlichen und schwerlich lange ruhenden Nachbars in gewisse Aussicht stellte.

So war denn das große Werk glücklich zu Stande gebracht; in der verschwiegenen geheimnißvollen Nacht der diplomatischen Intrigue war es geboren, um plötzlich ans Tageslicht zu treten und wie ein Wetterstrahl aus heiterm Himmel vernichtend auf Preußen niederzuschmettern. Aber der Untergang Friedrich's war zwar von fast ganz Europa, nicht aber von der Vorsehung beschlossen. Ein geheimer Regierungskanzlist in Dresden, Namens Menzel, welcher vermöge seiner amtlichen Stellung in dies große politische Complott eingeweiht war, verrieth den ganzen Plan an den preußischen Gesandten von Maltzahn und lieferte demselben die Originaldocumente, die gepflogenen Correspondenzen, Verträge und Stipulationen aus. Diese, mit moralischen Gründen nicht zu entschuldigende That rettete gleichwol Friedrich vom Verderben; denn obschon sein durchdringender Scharfblick das Herannahen eines Ungewitters längst erspäht hatte, vermochte er bis dahin doch nicht den dunkeln Schleier zu durchdringen, der das verborgene Getriebe der Coalition bedeckte, und keinesfalls ahnete er die drohende Nähe der Gefahr. Der Verrath Menzel's verbreitete plötzlich ein schreckhaftes Licht über die Lage der Dinge, die wohl geeignet war, einen minder erhabenen Geist zu verwirren und in rathlose Bestürzung zu versetzen. Nicht so Friedrich; mit festem, ruhigem Blicke schaute er hinaus in die Zukunft und fand in dem Vertrauen auf sein Genie, auf die Tapferkeit des Heeres und die Hülfsquellen eines weise verwalteten Staates die Kraft zum Widerstande und die Gewährleistung eines endlichen Sieges. Er beschloß, die arglistigen Plane

seiner Gegner durch ein rasches, ungesäumtes Zuvorkommen zu vereiteln und selbst als der Erste auf der großen Bühne zu erscheinen, welche bestimmt war, sieben Jahre hindurch der Welt das ewig denkwürdige Schauspiel eines durch die außerordentliche Ungleichheit der Kräfte eben so wie durch die bewunderungswürdigsten Großthaten und wechselvollsten Schicksale ausgezeichneten Kampfes zu gewähren.

Während nun an den Höfen der Fürsten und in den Cabinetten der Staatsmänner so große Dinge vorbereitet wurden, ahneten die Völker nicht im Geringsten den nahenden Sturm. Ueberall herrschte ja dem Anscheine nach tiefer Friede und jede Besorgniß vor dem Ausbruche eines neuen Krieges war aus den Gemüthern verschwunden. Der Ackerbau blühte, Handel und Gewerbe standen im schönsten Flore und die Regierungen schienen in das Pflegen der Künste und Wissenschaften ihren höchsten Ehrgeiz zu setzen. Wie groß war daher das Erstaunen, ja der Unglaube, als plötzlich das dumpfe Gerücht durch die Straßen Berlins flog: Es gibt Krieg! wir ziehen gegen die Oesterreicher zu Felde! Aber das Kopfschütteln und jeder Zweifel verschwand, als sämmtliche Armeeabtheilungen mit Blitzesschnelle aus ihren Cantonnements aufbrachen und sich, in drei Colonnen formirt, in Eilmärschen der sächsischen Grenze nahten. Am 29. August 1756 wurde diese auf der Straße von Halle her, bei Wittenberg und endlich bei Elsterwerda überschritten — und der Würfel war geworfen, das große Kriegsdrama begann!

Die Bestürzung der gegen Friedrich verbündeten Mächte war grenzenlos. Das hatte man nicht vermuthet, nicht vermuthen können; eine solche Kühnheit war unerhört, unbegreiflich! Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte die verhängnißvolle Kunde die Nationen Europas, und völlig betäubt sahen all' die schlauen Diplomaten und Ränkeschmiede in Wien, Paris und Petersburg ihr fein gesponnenes Netz von den gewaltigen Fittichen des zur Sonne emporfliegenden Adlers zerrissen! Noch war nichts vorbereitet, nichts vollendet; überall fehlte es an Truppen, an Geld, an Proviant und jeglichen Kriegsbedürfnissen; man hatte die Vernichtung Preußens noch weit hinausgeschoben auf einen unbe-

stimmten Termin und den König in völliger Unkenntniß der so sorglich verhehlten Plane geglaubt. Und nun stand er plötzlich gerüstet mitten unter ihnen, an der Spitze von 60,000 sieg- und kampfgewohnten Truppen und forderte zürnend Rechenschaft von Denen, die ihn im Geiste schon gestürzt, als das ohnmächtige Spielwerk ihres Uebermuthes gesehen hatten!

Als der erste Schreck vorüber war, ergossen Preußens Feinde sich in bittere Klagen und lautes Wehgeschrei. Man fand es äußerst strafwürdig, daß Friedrich nicht sanft und geduldig wie das Lamm auf der Schlachtbank den Todesstreich abgewartet hatte; man schalt ihn laut und ergrimmt einen treulosen Friedensstörer, einen Verletzer des Völkerrechtes — kurz man rief Himmel und Erde an, den Verwegenen zu züchtigen, und versäumte nichts, die Leidenschaften des Hasses und der Rache bei allen Völkern gegen den großen Monarchen aufzureizen. Was machte man sich daraus, als Friedrich in einem kräftigen Manifeste den gerechten Grund seiner Handlungsweise darlegte und die finstern Plane und Intriguen, wodurch man ihn hatte stürzen wollen, veröffentlichte? Es wurde kurzweg Alles abgeleugnet, und die Kaiserin Maria Theresia rief sogar das heilige deutsche Reich und diejenigen Mächte auf, welche nach dem Dreißigjährigen Kriege den westfälischen Frieden mit abgeschlossen und garantirt hatten. Dazu gehörte denn auch Frankreich, dem dieser Vorwand und die Rolle eines edelmüthigen Beschützers höchst willkommen war, eben so Schweden, das sich aus dem Kriege freilich nicht viel machte, gleichwol aber ehrenhalber und weil ihm in der beabsichtigten Theilung Preußisch-Pommern zugesprochen wurde, mit zu den Waffen griff. Auch Rußland erhob sich schwerfällig wie ein ungeschlachter Riese und sendete seine Heere, von rohen asiatischen Horden, Kosacken und Baschkiren begleitet, langsam den preußischen Grenzen entgegen.

So sah Friedrich den politischen Horizont ringsum sich immer düsterer umziehen, und die Stunde schien nicht fern, wo Preußens hellstrahlender Stern verhüllt und in nächtliches Dunkel begraben werden müsse. Aber der König, weit entfernt, durch

Unschlüssigkeit und ängstliches Zögern ein Bangen vor der nahenden Gefahr zu zeigen, entfaltete vielmehr die kräftige Energie und Weisheit eines erprobten Feldherrn. Den gegebenen Befehlen gehorchend, marschirte das Armeecorps des Herzogs Ferdinand von Braunschweig auf Leipzig, welches ohne Widerstand besetzt wurde, und von da über Chemnitz und Freiberg, quer durch Sachsen gegen die Elbe. Die mittlere Colonne, vom Könige in Person befehligt, drang über Torgau und Meißen nach Dresden vor, während der linke Flügel des Heeres sich über Bautzen und Stolpen an das rechte Elbufer begab.

Sachsen war, wie gesagt, durchaus nicht auf den Krieg vorbereitet. In eilender Hast wurden die hier und da zerstreuten Truppen von dem Feldmarschall Rutowsky zusammengezogen und, während das preußische Heer, drei mächtigen Bergströmen gleich, gegen die Hauptstadt des Kurfürstenthums heranbrauste, in einer festen Stellung unweit Pirna versammelt. Friedrich August begab sich gleichfalls in Begleitung des Kronprinzen und des Ministers Brühl, der alle Ursache hatte, dem König von Preußen aus dem Wege zu gehen, in dieses Lager, wo man die Annäherung der österreichischen Armee unter dem Marschall Brown ruhig abzuwarten gedachte. So vortrefflich diese Maßregel gewesen sein würde, wenn Oesterreich beim Beginn des Krieges sogleich marschfertig schon in der Nähe der sächsischen Grenze gestanden hätte, so unweise zeigte sie sich hingegen unter den obwaltenden Verhältnissen; denn Brown lag festgebannt in seinen Cantonirungen im Innern Böhmens, in der Umgegend von Kollin, weil auch er von allen Kriegsbedürfnissen noch völlig entblößt, seine Artillerie ohne Munition, seine Cavalerie sogar großentheils unberitten war. Die Hülfe von dieser Seite war also weit aussehend und hätte die Sachsen nimmer veranlassen sollen, in einer rauhen, bergigen Gegend, ohne hinlänglichen Proviant und auf allen Seiten vom Feinde umzingelt, einem beinahe gewissen Untergange entgegenzugehen.

Der König Friedrich war am 10. Sept. 1756, ohne den geringsten Widerstand zu finden, in Dresden eingezogen, hatte die

Staatskassen, Arsenäle und Depots in Beschlag genommen und verfuhr überhaupt völlig so, als sei er Willens, Sachsen zur preußischen Provinz zu machen. Da ihm daran gelegen sein mußte, auch den mindesten Zweifel über die Verbindungen und geheimen Plane seiner Feinde vor den Augen Europas zu zerstreuen, gab er dem General Wylich den Befehl, das im kurfürstlichen Schlosse befindliche geheime Archiv sofort zu durchsuchen. Friedrich August's Gemahlin aber verweigerte hartnäckig die Auslieferung der Schlüssel, trotzdem daß Wylich sie mit dringenden Bitten und den ehrerbietigsten Vorstellungen bestürmte. Erst als er sich auf die ausdrücklichsten Befehle seines Herrn berief, als er endlich der Königin, welche sich mit dem Rücken gegen die Thür des Archivs lehnte, um dessen Eröffnung zu verhindern, bemerklich machte, er werde sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sehen, Gewalt zu brauchen — da erst wurden ihm die Schlüssel eingehändigt, und man fand in der That, was man suchte. Der König war nun in den Stand gesetzt, aus den im Archiv befindlichen Acten und Documenten eine klare, unumstößliche Beweisführung darüber zu liefern, daß man seinen Untergang beschlossen, und daß er seinerseits bei seinem Einmarsch in Sachsen nur das Recht der Nothwehr gebraucht habe.

Inzwischen hatten die drei preußischen Hauptcolonnen sich bei dem sächsischen Lager vereinigt; der Herzog von Bevern lag diesem gegenüber am rechten Elbufer, während die Hauptmacht die weitläufige Position der Sachsen eng blockirte. Um gegen eine plötzliche Annäherung der Oesterreicher gesichert zu sein, entsandte Friedrich den Marschall Keith mit einem zahlreichen Truppencorps in die Gebirge an der sächsisch-böhmischen Grenze zwischen Tetschen und Johannisdorf und wendete nun seine ganze Aufmerksamkeit dem umzingelten Sachsenheere zu. Rutowsky sowol wie Friedrich August erkannten nur zu bald ihre trostlose Lage, denn wenn auch auf der einen Seite der Elbstrom und die unüberwindliche Feste Königsstein, auf der andern dichte Wälder, Verhacke, Schanzen und jähe Felsen sie vor einem unmittelbaren Angriffe und vor den Bajonnetten der Preußen schütz-

ten, so erhob doch bald ein fürchterlicher Feind mitten im Lager sein drohendes Haupt: der Hunger. Von Tage zu Tage wurden die Rationen kleiner, Mannschaft und Pferde magerten zu Gerippen ab und vergebens spähten die erloschenen, glanzlosen Augen der Armen nach den Bergen hinauf, um endlich die österreichischen Banner flattern zu sehen — überall blitzten ihnen der Feinde Waffen entgegen und weder auf der Landstraße noch auf der Elbe nahte sich auch die geringste Zufuhr. Der Kurfürst hatte sich drüben auf dem Königssteine einquartiert, aber das Elend der Seinen, das er mit eigenen Augen sah, vermochte gleichwol nicht, den Friedensvorschlägen Friedrich's, welche dieser unter den billigsten Bedingungen eröffnete, Eingang zu verschaffen. Fort und fort hoffte man auf das Nahen des böhmischen Heeres, und in der That erhielt der König am 28. September vom Marschall Keith die Nachricht, daß Brown endlich bis an den Egerfluß vorgerückt und im Begriff sei, denselben zu passiren.

Nun galt kein Säumen mehr. Die Oesterreicher mußten zurückgedrängt werden, oder die Frucht des so glänzend begonnenen Feldzuges war verloren. Der König ging daher, nachdem er ein hinlänglich starkes Corps vor dem Lager von Pirna zurückgelassen hatte, mit der ganzen Armee nach Böhmen, vereinigte sich mit Keith und rückte den Oesterreichern, welche inzwischen über die Eger gegangen waren, rasch entgegen.

---

## Zweites Capitel.

Die Schlacht bei Lowositz. — Capitulation des sächsischen Heeres.

Am Abende des 30. Septembers 1756 langte die preußische Armee in der Nähe des böhmischen Städtchens Lowositz an und fand sich den Oesterreichern gegenüber. Friedrich, dessen Genie sich stets besonders glänzend in der vortheilhaften Aufstellung und Anordnung der Truppen offenbarte, entwarf sogleich für den kommenden Tag den Schlachtplan und ließ vor Allem zwei ziemlich hohe und steile Anhöhen, welche eine Strecke vor Lowositz liegen, den Radositz und Loboschberg, besetzen und mit Batterien versehen. Er verwunderte sich, daß Brown diese wichtigen, die ganze Gegend beherrschenden Positionen völlig außer Acht gelassen hatte und glaubte endlich, der Feind habe die Elbe passirt und es sei nur die Nachhut desselben, die sich vor ihm befinde.

Der folgende Morgen war nicht geeignet, diesen Irrthum zu zerstreuen, denn ein dichter Herbstnebel verhüllte alle Gegenstände und machte eine genauere Recognoscirung des Feindes unmöglich. Gleichwol marschirte die preußische Armee in Schlachtordnung auf und zwar wegen des ziemlich beengten Terrains die Infanterie in zwei Reihen, die Cavalerie im dritten Treffen. Der rechte Flügel lehnte sich anfänglich an den Radositz, um Mittag ließ ihn jedoch der König auf den nahe vorliegenden etwas niedrigeren Homolkaberg vorrücken und dort eine furchtbare Batterie aufführen. Das Centrum schloß sich eng an diesen Flügel an und reichte bis an den Loboschberg, den der linke Flügel besetzt hielt.

Bis gegen Mittag beschränkten sich die Feindseligkeiten auf ein Geplänkel mit Croaten und andern leichten Truppen, welche aus den von Lowositz bis an den Lobosch sich ausdehnenden Weingärten ein lebhaftes Feuer auf die sich formirenden Preußen eröffneten. Als aber plötzlich die Sonne hervorbrach und die beiden Armeen sich gegenseitig ins Auge fassen konnten, wurde die Sache ernsthaft. Der Marschall Brown hatte eine vortreffliche Stellung inne; sein Centrum sowol wie seine linke Flanke war durch einen tiefen Morast und etliche schlammige Gräben so vollkommen gedeckt, daß auch der tapferste Angriff von Seiten der Preußen wenig Hoffnung auf Erfolg geboten hätte; er konnte daher ohne Gefahr seine Kerntruppen, den größten Theil der Cavalerie und eine zahlreiche Artillerie auf den rechten Flügel wenden, dessen Stützpunkt das mit Redouten und Schanzen umgebene Lowositz war. Von der Behauptung dieser Position machte er das Schicksal des Tages abhängig. Auch Friedrich erkannte wohl, daß die Schlacht eben nur durch den Besitz von Lowositz entschieden werden könne und ließ zuerst die Reiterei vorrücken, deren ungestümem Anprallen der Feind nicht zu widerstehen vermochte, sondern in völliger Flucht sich dem Städtchen zuwandte. Bei der allzuhitzigen Verfolgung aber geriethen die Preußen in das Kanonenfeuer der lowositzer Batterien und wurden dadurch genöthigt, in ziemlicher Unordnung und mit bedeutendem Verlust sich wieder auf ihre Linie zurückzuziehen.

Friedrich beschloß jetzt einen allgemeinen Angriff. Die beiden Linien der Infanterie wurden in eine einzige zusammengezogen, die Cavalerie in die Mitte postirt und nun ging es unter krachendem Geschützfeuer im Sturmschritt die Anhöhen hinab und auf Lowositz los. Die Croaten, welche hartnäckig ihre Stellung hinter den Mauern und Zäunen der Weingärten zu behaupten suchten, wurden vertrieben, der General Lascy, der mit mehren Bataillonen zu ihrer Unterstützung herbeieilte, gleichfalls zurückgeschlagen, und als jetzt Brown seinen ganzen rechten Flügel aus Lowositz heraus den Preußen entgegenschleuderte, entstand ein furchtbares Handgemenge. Lange schwankte der Sieg; es

war ein schrecklicher Kampf, Mann gegen Mann, mit dem Kolben und Bajonnett; endlich wichen die Oesterreicher und zogen sich nach Lowositz zurück. Mit ihnen zugleich aber drangen stürmend die Preußen ein; bald loderte der Ort in hellen Flammen auf und die Feinde sahen sich gezwungen, ihn zu verlassen.

Damit war der Sieg für Friedrich entschieden; zwar nahm Brown, von dessen Truppen ein Theil noch gar nicht ins Feuer gekommen war, eine halbe Stunde hinter Lowositz eine neue drohende Stellung, als aber der Herzog von Bevern Miene machte, ihn mit einem starken Corps zu umgehen, zog sich die ganze österreichische Armee, allerdings in der schönsten Ordnung, völlig zurück und überließ dem Sieger das Schlachtfeld.

Niemanden trafen die Folgen dieser Schlacht härter, als die bei Pirna eingeschlossene sächsische Armee, welche nun nicht länger auf Befreiung hoffen durfte und das traurige Schicksal der Kriegsgefangenschaft vor Augen sah. Gleichwol beschlossen die wackern Leute, nachdem sie so lange mit dem bittersten Mangel gekämpft, noch einen letzten Versuch zu wagen und wo möglich sich nach Böhmen durchzuschlagen. Es sollte dies Wagniß mit Unterstützung des Generals Brown unternommen werden, der sich bald nach der Schlacht auf das rechte Elbufer gezogen hatte. Rutowsky und der österreichische Generalissimus entwarfen durch brieflichen Verkehr einen Plan, gemäß welchem die Sachsen an einem bestimmten Tage gleichfalls die Elbe passiren und das dort postirte, nicht sehr zahlreiche, preußische Beobachtungscorps angreifen sollten, worauf Brown bei dem ersten Kanonendonner durch die Engpässe und Defiléen der sogenannten sächsischen Schweiz mit seiner Armee herbeieilen und seinerseits die Preußen im Rücken anzugreifen versprach. Aber der Himmel selbst schien das Verderben der Sachsen beschlossen zu haben. Ein anhaltender Landregen verdarb die ohnehin fast unwegsamen Bergpfade, auf welchen die nöthigen Pontons und Brückengeräthschaften bis zu dem bestimmten Uebergangspunkte transportirt werden mußten, und die auf den Bergen ringsum wachsamen Preußen, die das Vorhaben der Gegner bald genug durchschauten, thaten das Ihrige,

um es möglichst zu erschweren. Endlich, nach unsäglichen Anstrengungen, ward dem Liliensteine, einem steilen Felsen an der Elbe, gegenüber der Uebergang bewerkstelligt. Die Preußen nahmen sogleich das von den Sachsen verlassene Lager in Besitz, überrumpelten bei Thürmsdorf die Nachhut, eroberten fast alles grobe Geschütz und das Heergepäck, welches in den grundlosen Wegen nicht hatte fortgebracht werden können, und verstärkten überdies das auf dem rechten Elbufer stehende Corps so bedeutend, daß die Sachsen, als sie am Fuße des Liliensteins Fuß faßten, mit nicht geringem Schrecken weit überlegene Streitkräfte vor sich sahen. In der That waren sie, wie das Sprüchwort sagt, aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn eingeengt auf einer schmalen, schräg bis an den Fuß des Felsens aufsteigenden Wiese mußten sie nun unter freiem Himmel lagern, während unablässig ein eiskalter Regen niederrieselte und die Glieder der ermatteten, halb verhungerten Soldaten durchschauerte. Dabei umbrauste sie ein heftiger Sturm und vermehrte die Schrecknisse ihrer Lage und der öden, waldbedeckten Felsschluchten, von welchen sie sich rings umgeben sahen. Noch ein Schimmer von Hoffnung hielt die erschöpften Kräfte der Umzingelten aufrecht; jeden Augenblick erwarteten sie von den südlichen Thälern und Bergen her den Donner der österreichischen Kanonen und mit ihm das Losungswort der endlichen Rettung zu vernehmen. Aber — unselige Täuschung! — statt dessen ward ihnen vom General Brown die Nachricht, daß es ihm unmöglich sei, durch die verwickelten Defiléen, Gründe und Waldungen vorzudringen, theils wegen des entsetzlichen Wetters, theils weil ein preußisches Corps unter dem Generalmajor von Leßtwitz ihn von Böhmen abzuschneiden drohe. Er müsse daher leider die Sachsen ihrem Schicksale überlassen.

Das war der letzte, härteste Schlag und es wäre Wahnsinn gewesen, noch länger dem Schicksale Trotz zu bieten, nachdem auch die letzte Aussicht auf Erfolg verschwunden war. Am 14. October 1756 ergab sich die ganze sächsische Armee, 14,000 Mann stark, zu Kriegsgefangenen. Die Bedingungen der Capitulation

waren hart und tief demüthigend. Die Offiziere wurden entlassen, mußten jedoch ihr Ehrenwort geben, nicht mehr gegen Friedrich zu fechten; die übrigen Soldaten aber wurden sogar gezwungen, in preußische Dienste zu treten und erhielten sogleich neue Uniformen, Fahnen und Befehlshaber. Umsonst suchte Friedrich August, der noch immer auf dem Königssteine verweilte, bessere Bedingungen für sein Heer zu erlangen; seine Bitten und Vorstellungen waren fruchtlos und, den bittersten Groll im Herzen, reiste der tiefgebeugte, seiner Truppen und seines Landes beraubte Fürst mit dem Minister von Brühl am 18. October nach Warschau ab.

Und hiermit waren die Waffenthaten dieses Feldzuges geschlossen. Friedrich zog seine Truppen aus Böhmen zurück und legte sie nach Sachsen längs der Grenze in weitläufige Wintercantonirungen. Der Feldmarschall Schwerin, welcher gleich zu Anfange des Feldzuges mit 30,000 Mann von Schlesien aus in Böhmen bis Königgrätz vorgedrungen, jedoch mit dem Feinde nicht ernstlich zusammengekommen war, nahm seine Standquartiere längs des Riesengebirges und der Grafschaft Glatz, während die österreichische Armee im Innern Böhmens sich möglichst kräftig auf den Feldzug des nächsten Jahres vorbereitete. Das Hauptquartier Friedrich's blieb in Dresden, wo die anmuthigsten Freuden der Geselligkeit und alle Genüsse, welche Kunst und Civilisation darboten, den rauhen Söhnen des Kriegsgottes wohlverdiente Erholung gewährten und die düstern Schreckbilder der jüngst vergangenen Monate völlig in Vergessenheit zu bringen schienen.

## Drittes Capitel.

Neue Kriegsrüstungen. — Einmarsch der Preußen in Böhmen. — Die Schlacht bei Prag.

Während nun der Winter hereinbrach und mit Eis und Schnee die Fluren und Gewässer in Fesseln schlug, trafen die kriegführenden Mächte die geeignetsten Vorkehrungen für den nächsten Feldzug. Sonst wol erfreut sich des Menschen Herz bei dem Gedanken an den kommenden Frühling und mit Ungeduld erwartet er die Zeit, wo die Sonne wieder hell und warm vom Himmel niederstrahlt und die Wälder, Berge und Auen sich aufs Neue mit jungem Grün bekleiden. Damals aber sah der friedliche Bürger mit Bangen dem Lenze entgegen, weil er wußte, daß mit dem ersten Ton der Lerche auch der Donner der Kanonen erbrausen und der Krieg seine blutige Geißel über unser deutsches Vaterland schwingen werde. Nicht mit Zufriedenheit, sondern besorgten Gemüthes schaute der Landmann auf seine gefüllten Scheuern, der Kaufmann auf seine reichen Speicher; denn schon nach wenig Tagen konnte die gefräßige Flamme aus ihnen emporlodern und die schönsten Hoffnungen vernichten. Mit heißen Thränen schieden Eltern von ihren kräftig blühenden Söhnen, die der Trommelruf unter die Waffen, vielleicht zum nahen Tode rief, und kummervoll berechnete der fleißige Handwerker, welche drückende Abgaben und Opfer das eiserne Würfelspiel der Schlachten ihm aufbürden werde.

Während Friedrich in Dresden, anscheinend sorglos und nur friedlichen Beschäftigungen lebend, dem Frühlinge entgegensah,

arbeiteten die Verbündeten mit einmüthigem Streben an seinem Untergange. Die Ergebnisse des verflossenen Feldzuges hatten ihnen zwar hinlänglich gezeigt, daß es Thorheit sei, einem Helden gegenüber sich mit trügerischen Siegeshoffnungen und dem Erwarten eines spielend leichten Gelingens zu schmeicheln; aber desto höher war auch ihre Erbitterung gestiegen und der unversöhnlichste Haß machte den Entschluß in ihnen felsenfest, trotz aller Wechselfälle des Glückes nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis der König von Preußen gedemüthigt und rettungslos in ihre Hand gegeben sei. Deshalb hielt man die Idee fest, dem Genie die Uebermacht, dem tiefen, Alles durchdringenden Verstande die erdrückende Gewalt entgegenzusetzen. Ganz besonders ließ der wiener Hof alle Minen springen, um wo möglich den Erdkreis gegen das kleine, aber furchtbare Preußen in Flammen zu setzen. Als ob man an den Hunderttausenden, welche aus Frankreich, Oesterreich, Ungarn und Rußland gleich Heuschreckenschwärmen in endlosen Colonnen herbeiströmten, noch nicht genug habe, ließ man im Süden und Westen Deutschlands noch eine neue Armee von 65,000 Mann erstehen. Oesterreich nämlich hatte Friedrich bei der Reichstagsversammlung in Regensburg, wo zur Zeit des deutschen Kaiserthums die Angelegenheiten des Reiches verhandelt wurden, förmlich angeklagt und verlangte nun, daß der gottlose Friedensstörer, wie man sich ausdrückte, in die Acht erklärt werde. Fünf oder sechshundert Jahre früher, wo unser Vaterland noch ein einiger, festgegliederter und von kräftigen Kaisern regierter Staatskörper war, hätte eine solche Maßregel die gewünschten Folgen haben können, denn damals erhoben sich, sobald dies schreckliche Urtheil gegen irgend ein dem Kaiser lehnspflichtiges Reichsmitglied ausgesprochen war, augenblicklich die ihm benachbarten Fürsten und, war er zu mächtig und leistete er Widerstand, das ganze Reich — und vollstreckte den harten Beschluß, indem es ihn absetzte und seiner Länder beraubte. Aber im Jahre 1757 war eine solche Maßregel wahrhaft lächerlich. Das deutsche Reich lag bereits damals schon in den letzten Zügen; die einzelnen Fürsten waren im Laufe der Zeit, durch siegreiche Kriege und

Gebietserwerbungen zum Theil so mächtig geworden, daß sie sich weder um den Kaiser noch um die Reichsversammlung im Geringsten kümmerten und thaten, was ihnen gut dünkte. Friedrich, an der Spitze seines Heeres, konnte ruhig und achselzuckend zusehen, wie man in Regensburg gegen ihn schrie und declamirte. Sein dortiger Gesandter aber, Herr von Plotho, warf den Reichsanwalt, welcher ihm mit großer Feierlichkeit gebot, sich im Namen seines Gebieters gegen die ihm zur Last gelegten Beschuldigungen zu vertheidigen, ohne alle Förmlichkeit zur Thür hinaus; und dabei blieb es denn auch. Man sah ein, daß man sich durch die Achtserklärung gegen Friedrich blamiren werde, und ließ es bei der Ausrüstung eines Heeres bewenden, zu welchem alle deutschen Fürsten und Reichsstände ihr Contingent stellen mußten und welches man unter der pomphaften Benennung „Reichs-Executionsarmee" wider Preußen ins Feld schickte. Von den fabelhaften Großthaten dieser fünf und sechzigtausend Helden werden wir bald genug bei Gelegenheit der weltberühmten Schlacht bei Roßbach zu erzählen haben.

Daß Friedrich seinerseits auch nicht müßig war und die Vorbereitungen zum Kampfe aufs Eifrigste betrieb, versteht sich von selbst. Durch starke Rekrutirungen vermehrte er sein Heer mit 40,000 Mann und sorgte dafür, daß dasselbe mit jeglichem Kriegsmaterial reichlich ausgestattet war. Der Besitz Sachsens zeigte sich jetzt in seiner ganzen Wichtigkeit, denn wie es einerseits den militairischen Operationen Preußens den festesten Stützpunkt und Hintergrund gab, so bot es andererseits höchst ergiebige finanzielle Hülfsquellen, welche der König trefflich zu benutzen verstand. Da er sich nicht veranlaßt sehen konnte, das besetzte Land, dessen Fürst so hartnäckig ein Bündniß, ja sogar eine völlige Neutralität verweigert hatte, länger mit besonderer Schonung zu behandeln, so übte er das Recht des Siegers, ließ die Sachsen zu Soldaten werben, schrieb Kriegssteuern und Contributionen aus, verringerte die Gehalte der Beamten, verabschiedete andere — kurz, das arme Land war verurtheilt, die Kosten des nahenden Feldzuges allein zu tragen, und Friedrich sah sich

im Stande, im Frühjahre eine prächtige, an nichts Mangel leidende Armee ins Feld zu stellen. Gleichwol fiel es ihm nicht ein, das Privateigenthum des Kurfürsten irgendwie zu schmälern. Im Schlosse zu Dresden blieb Alles unberührt und von den kostbaren Sammlungen von Kunstwerken und Kleinodien aller Art wurde auch nicht ein Stück nach Berlin gesendet: ein Act der Billigkeit, gegen welchen der größte Mann des neunzehnten Jahrhunderts, Napoleon, nur zu oft verstieß. Dagegen kamen die Paläste des Grafen Brühl, den Friedrich für den Anstifter des verhängnißvollen Bündnisses seiner Feinde halten mochte, nicht so gut weg; sie wurden zerstört und geplündert und die einfachen Preußen staunten nicht wenig, als sie in den Garderobesälen dieses elenden Blutsaugers gegen fünfhundert Röcke, eben so viel Beinkleider und Westen, in den übrigen Gemächern aber eine Unzahl der prachtvollsten Uhren, Statuen, Gemälde und andere kostbare Kunstsachen fanden, die mit dem Schweiße des geplagten Landes erkauft waren.

In der Mitte des Monats April 1757 beschloß der König von Preußen den Feldzug zu eröffnen. Bei der Menge seiner Feiude mußte ihm daran gelegen sein, einer Vereinigung derselben zuvorzukommen und die verbündeten Mächte einzeln anzugreifen. Auf Oesterreich war natürlich sein Hauptaugenmerk gerichtet und es schien ihm unerläßlich, erst diesem einen bedeutenden Schlag zu versetzen, ehe er sich gegen die Franzosen, die Reichstruppen oder die Russen wenden durfte. Der österreichische Oberbefehlshaber, Feldmarschall Brown, aber hatte den entgegengesetzten Plan, er wollte sich in Böhmen so lange nur vertheidigungsweise halten, bis die Armeen der Verbündeten sich auf allen Seiten genähert und den König eingeschlossen hätten, worauf man ihn dann durch einen gemeinsamen Angriff zu erdrücken gedachte. Die Kaiserlichen standen daher, in vier große Corps getheilt, unthätig bei Eger, an der Elbe, bei Reichenberg an der lausitzischen Grenze, und endlich in Mähren, als plötzlich am 18. und 20. April die Preußen, ebenfalls in vier Heerhaufen, auf verschiedenen Punkten in Böhmen einbrachen und sämmtlich,

dem vortrefflichen Plane Friedrichs gemäß, ihren Marsch nach Prag richteten. — Der Marschall Brown, der sich jenseit des Egerflusses von den vereinigten Corps des Königs und des Fürsten Moritz von Anhalt beinahe umgangen sah, zog sich eiligst unter die Kanonen von Prag zurück. Der Herzog von Bevern, der bei Zittau die Grenze passirt hatte, traf die Oesterreicher unter dem Grafen Königsegg bei Reichenberg in einer festen Stellung. Der Feind war ungefähr 28,000 Mann stark, auf waldbedeckten Anhöhen wohl verschanzt, während der Herzog von Bevern nur 16,000 Mann unter seinem Commando hatte. Gleichwohl griffen die Preußen unverzüglich an und in kurzer Zeit gelang es ihrer stürmischen Tapferkeit, den Feind aus allen seinen Positionen zu treiben und zum schleunigsten Rückzuge zu zwingen; er suchte sich zwar bei Liebenau wieder festzusetzen, als aber der Feldmarschall von Schwerin, der aus Schlesien kam, ihn von Prag abzuschneiden drohte, setzte er den Rückzug fort, während Schwerin und Bevern ihre Corps vereinigten und auf der Straße nach Prag vorrückten.

Am 2. Mai langte der König von Preußen mit der Hauptarmee vor Prag an und lagerte sich an dem, durch eine blutige Schlacht im dreißigjährigen Kriege berühmten weißen Berge. Auch die übrigen Heeresabtheilungen trafen einige Tage später auf verschiedenen Straßen an der Moldau ein und am 6. Mai befand sich der größte Theil der Armee schlagfertig am rechten Ufer dieses Flusses, nur die Corps des Prinzen Moritz von Anhalt und des Marschall Keith blieben in ihren Lagern auf der linken Seite stehen.

Der österreichische Generalissimus, Prinz Karl von Lothringen, welcher wohl einsah, daß eine entscheidende Schlacht unvermeidlich sei, wenn er nicht vor dem stürmischen Andrängen der Preußen noch weiter zurückweichen wollte, hatte unter den Mauern der böhmischen Hauptstadt eine Stellung gewählt, die beinahe unüberwindlich schien. Und sie wäre es auch sicher gewesen, wenn sie mit größerem Feldherrntalent und mehr taktischem Scharfblick benutzt worden wäre; allein der Prinz bewies an diesem Tage

zur Genüge, daß er zu nichts weniger als zum Ueberwinder des großen Friedrich berufen sei. Das österreichische Lager stand mit dem linken Flügel auf dem ziemlich hohen und wohlverschanzten Ziskaberge; auch der rechte Flügel zog sich auf steilen, felsigen Anhöhen hinter dem Dorfe Kyge hin, von dem aus sich morastige Wiesen, schlammige Teiche und verschiedene Bäche und Wassergräben bis fast an das Ufer der Moldau herab ausdehnen. Nur eine schmale, sanft abfallende Fläche zwischen Kyge und dem Maierhofe Serboholy bot für den Angriff ein einigermaßen günstiges Terrain.

Der Feind wähnte sich auf seinen von Batterien starrenden Bergen so sicher, daß er, trotz der Berichte der Vorposten, nicht eher an den Anmarsch der Preußen glaubte, als bis der Donner der Kanonen ihre Nähe außer Zweifel setzte. Man war eben mit Kochen beschäftigt und die Reiterei schwärmte in der Gegend nach Fourage herum, als plötzlich jenseit der das Lager umgebenden Moräste die preußischen Bajonnette aus den Gebüschen blinkten und Colonne auf Colonne hinter einer langen und niedrigen Hügelkette, die ihre Annäherung verdeckt hatte, hervorquoll. Den König schreckte weder die furchtbare Stellung der Oesterreicher, noch ihre Ueberzahl, denn er hatte ihren 78,000 Mann nur 63,000 entgegenzustellen, vielmehr war er fest entschlossen, ohne Verzug die Schlacht zu eröffnen, und schickte den General von Winterfeldt vor, um das Terrain näher zu recognosciren und den besten Punkt für den Angriff zu erkunden. Der genannte General beging hierbei einen Irrthum, der gleich beim Beginn des Kampfes den Preußen höchst verderblich wurde und dem Schicksale des Tages leicht eine völlig andere Wendung hätte geben können. Er hielt nämlich die abgelassenen Teiche und sumpfigen Wiesen vor der Front des Feindes für festen, zur Truppenaufstellung vortrefflich geeigneten Boden, weil die ganze Fläche mit wildem Hafer und üppigem Grase dicht bedeckt war. Auf diesen Bericht hin entwarf der König seine Dispositionen und befahl der Infanterie und Artillerie unverzüglich auf dem geraden Wege dem Feinde entgegen zu rücken. Zu spät gewahr-

ten die tapfern Truppen, als es schon nicht mehr Zeit zum Umkehren war, daß die grüne, trügerische Decke sie tückisch verlockt hatte. Mit jedem Schritte sanken sie bis an die Kniee in den feuchten Schlamm und mußten oft vor Ermattung Halt machen oder Denen heraushelfen, die sich selbst nicht mehr befreien konnten. Die Geschütze blieben stecken und die meisten Bataillone mußten sie zurücklassen, so nothwendig sie derselben gegen einen bis an die Zähne verschanzten Feind bedurften. Es war unmöglich, in Colonnen aufzumarschiren; bald lösten sich die Reihen auf, jeder Einzelne suchte durchzuwaten so gut es gehen wollte, und — wären in diesem kritischen Augenblicke die Feinde von ihren Bergen heruntergestürmt; das preußische Fußvolk wäre rettungslos verloren gewesen! Indeß, Soldaten unter Friedrichs Anführung kannten kein Hinderniß, wenn es galt, die Ehre und den Ruhm des Vaterlandes zu verherrlichen. Als sie endlich mit unsäglicher Mühe die Sümpfe durchschritten hatten, waren erst noch mehre lange Dämme und schmale Flüßchen zu passiren; oft war ein solcher tiefer und abschüssiger Graben nur mit einem schwankenden Brete oder einem Fuß breiten Balken überbrückt, so daß nur Mann für Mann hinüber gelangen konnte, und auf den engen Dämmen rollten die noch übrig gebliebenen Kanonen bald rechts, bald links wieder hinab in den Morast.

Endlich, Nachmittag um 1 Uhr, setzten die bis zum Tode erschöpften Krieger ihren Fuß auf festes Land, völlig ordnungslos, zerstreut, mit Schlamm und Schweiß bedeckt und ganz nahe unter dem verderbendrohenden Batterien des Feindes, der sich inzwischen gleichfalls in Schlachtordnung gestellt hatte. Die Armee des Prinzen von Lothringen machte jetzt, da er den rechten Flügel etwas zurückgelehnt hatte, einen stumpfen Winkel, dessen Spitze die Anhöhen hinter dem Dorfe Kyge bildeten. Diese Spitze war durch zahlreiche Batterien gedeckt, während die Cavalerie auf den beiden Flanken stand.

Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit formirten sich jetzt die Preußen am Fuße der Berge im Angesicht des Feindes, und ohne sich auch nur die mindeste Zeit zur Erholung zu gönnen,

gingen sie mit gefälltem Bajonnett im Sturmschritt auf die Oesterreicher los. Schon haben sie die Anhöhen beinahe erstiegen, da braust ein entsetzliches Kartätschenfeuer ihnen entgegen und wie hingemäht stürzen die Tapfern reihenweise zu Boden. Einen Augenblick nur wanken sie, dann stürmen sie wüthend aufs Neue hinan; aber immer verderblicher wüthet der Kugelregen unter ihnen und schleudert Tod und Verderben in die preußischen Reihen. Das schöne Regiment Winterfeldt, welches den ersten Angriff hat, wird völlig vernichtet und deckt den Fuß der Verschanzungen von Kyge mit seinen Todten; mit dem allgemeinen Ausrufe: „Laßt uns vor, Kameraden, Ihr habt Ehre genug für heut!“ rückt das Grenadierregiment von Wrede an seine Stelle, um gleichfalls in wenig Minuten von dem unaufhörlich herniederschmetternden Kartätschenhagel auseinandergesprengt und zurückgetrieben zu werden. In Strömen fließt das Blut den Hügel hinab, immer höher thürmen sich die Leichen empor und erst als die höchste Ermattung die Kräfte der Stürmenden lähmt, ziehen sie sich auf kurze Zeit zurück, um sich zu sammeln und die furchtbar gelichteten Reihen zu verstärken.

Während sich dies auf dem linken Flügel ereignete, hatte auch die Cavalerie des rechten (preußischen) Flügels Befehl zum Angriff erhalten. Auch sie hatte ähnliche Schwierigkeiten beim Aufmarsch zu überwinden und mußte einen langen und schmalen, zwischen mehren Teichen hinführenden Damm und zwei breite Wassergräben passiren, wobei sie unerklärlicher Weise vom Feinde durchaus nicht gehindert wurde. Der Befehlshaber, Prinz von Schönaich, drang sogleich vor und warf sich mit seinen Schwadronen muthig der österreichischen Cavalerie entgegen, deren erste Linie, von dem ungestümen Anprall erschüttert, zurückwich. Gleichwol sah sich der Prinz genöthigt, umzukehren, denn das zweite Treffen des Feindes hielt tapfern Stand, überflügelte die Preußen sogar und brachte sie in Unordnung. In diesem kritischen Momente sandte der König die Ziethenschen und Wernerschen Husaren als Verstärkung; es gelang dem Prinzen, sich aufs Neue zu formiren und einen zweiten entscheidenden Angriff

zu machen. Wie ein Wirbelwind stürzte seine Reiterei auf die österreichischen Linien, Alles vor sich niederwerfend und die geschlossenen Reihen der Gegner im Nu durchbrechend. Der glücklichste Erfolg krönte solche Tapferkeit; zersprengt, fortgerissen, warf sich die geschlagene Cavalerie auf ihr eignes Fußvolk und brachte dieses in Verwirrung. Das Dragonerregiment Puttkammer und einige Schwadronen Husaren hieben nun wacker ein und sicherten auf dieser Seite des Schlachtfeldes den Sieg.

Indeß hatte die Infanterie des linken Flügels Kräfte genug gesammelt, um einen neuen Sturm gegen die österreichischen Batterien zu unternehmen. Der greise Feldmarschall Schwerin ließ die Bataillone sich formiren und setzte sich an die Spitze seines tapfern Regiments, welches den Angriff eröffnete. Mit kräftiger Hand ergriff er die Fahne und rief den Seinen leuchtenden Blickes zu: „Mir nach, meine Kinder!“ Es war sein letztes Wort, das Wort eines Helden! Etwa dreihundert Schritt vom Feinde durchbohrten vier Kartätschenkugeln seine Brust und von dem Banner seines Königs bedeckt, hauchte er sein ruhmvolles Leben aus; der schöne Tod des Kriegers schloß seine irdische Laufbahn, eine lange Bahn der Ehre nnd unerschütterlicher Treue! Aber seine Soldaten, zur Wuth gereizt durch den Verlust des geliebten Führers, konnten jetzt durch nichts mehr aufgehalten werden. Mit Windesschnelle waren die Höhen erstiegen und nun begann ein furchtbarer Kampf. Mit gefälltem Gewehr, einer undurchdringlichen Eisenmauer gleich, trieben die erbitterten Preußen den Feind aus einer Schanze in die andere, von einer Batterie zur andern. Prinz Heinrich, der königliche Held, erstieg zuerst eine der verderblichsten Batterien, und ehe eine halbe Stunde verflossen war, hatten diese tapfern Corps das Centrum der Oesterreicher völlig durchbrochen und den Tod ihres Feldmarschalls Schwerin blutig gerächt.

Jetzt war der entscheidende Zeitpunkt gekommen. Der König, dessen Adlerblick die ganze Schlacht beherrschte, rückte an der Spitze von neun Regimentern durch das Dorf Kyge und warf sich mit Ungestüm mitten in die zwischen beiden feindlichen

Flanken entstandene Lücke, während der Herzog Ferdinand von Braunschweig einen herrlichen Angriff auf den noch Stand haltenden linken Flügel unternahm. Er umging diesen nämlich und fiel ihm plötzlich mit solchem Nachdruck in den Rücken, daß der Feind nach tapferer Gegenwehr in voller Flucht seine Verschanzungen räumte und sich auf das durch den König vom rechten Flügel abgeschnittene Centrum warf. Die Preußen, welche sich in dem Raume zwischen Kyge und Serboholy treffenweise aufgestellt hatten, trennten die beiden abgeschnittenen Heeresabtheilungen immer mehr, indem sie sich allmälig links nach der Moldau hinzogen, sodaß der linke Flügel genöthigt war, sich nach Prag hineinzuwerfen, während der rechte in völliger Auflösung den Rückzug in der Richtung nach Mähren antrat.

Dies war der Ausgang der Prager Schlacht, einer Schlacht, welche aufs Neue das unvergleichliche Feldherrngenie Friedrichs und den Ruhm der preußischen Waffen glänzend verherrlichte. Von früh halb 10 Uhr bis zum Einbruch der Nacht hatte man gekämpft; das Kampfgefilde war besäet mit Todten, stöhnenden Verwundeten, mit umgestürzten und demolirten Geschützen, Gepäck und Waffentrümmer aller Art. Gegen 17,000 Tapfere hatten die Preußen an Todten und Blessirten verloren, unter ihnen gar manchen wackern Befehlshaber; denn außer Schwerin, dessen Verlust Friedrich tief betrauerte, waren auch der Prinz von Anhalt, der Prinz von Holstein, der General Goltz und viele Andere geblieben oder verwundet. Der Feind ließ 19,000 Todte und Verwundete auf der Wahlstatt und die Sieger erbeuteten von ihm sechzig Kanonen, eine große Anzahl von Fahnen, Standarten und Pauken, die wohlgefüllte Kriegskasse und den größten Theil der Bagage. Denn so rasch und unvermuthet war der Angriff des Königs gewesen, daß die Oesterreicher nicht Zeit gehabt hatten, ihr Feldlager abzubrechen, ja, die zum Fouragiren ausgesendeten Cavaleristen waren sogar noch mit ihren weißen Leinenhemden angethan, als sie dem Prinzen Schönaich entgegenrückten.

Die Einschließung von Prag war die nächste und natürlichste Folge des erfochtenen Sieges, der allerdings noch unendlich wichtiger geworden wäre, wenn der Prinz Moritz von Anhalt mit seinem starken Armeecorps während der Schlacht die Moldau überschritten und den Feind plötzlich im Rücken angegriffen hätte. Friedrich hatte darauf gerechnet, der Prinz aber, dem es an Pontons zur Vervollständigung einer Schiffbrücke über den angeschwollenen Strom fehlte, sah sich zu müßiger Unthätigkeit gezwungen und hatte nur die Genugthuung, den fliehenden Feinden einige Kanonenkugeln nachzusenden.

---

# Viertes Capitel.

Blokade von Prag. — Die Schlacht bei Kollin.

Sechs und vierzigtausend Oesterreicher hatten sich, wie wir erzählt haben, in der unbedachten Hast und Eile der Flucht in die Stadt Prag geworfen, wodurch sie allerdings für den Augenblick dem Schwerte des Siegers entgingen, aber nur um das nicht minder schreckliche Loos einer langwierigen Belagerung und aller daraus entspringenden Uebel zu erdulden. Prag war nun auf eine unglaubliche Weise mit Menschen überfüllt, denn mit seinen 80,000 Einwohnern und der gewöhnlichen Besatzung zählte es jetzt 126,000 Köpfe innerhalb seiner Mauern, eine Bevölkerung, deren Unterhalt ungeheuere Mittel in Anspruch nehmen mußte. Da aber die Magazine und Speicher keineswegs reichlich versehen und überhaupt nicht die mindesten Vorbereitungen für eine Einschließung getroffen waren — denn wer hätte ein solches Ereigniß vermuthen mögen? — so sah die blockirte Stadt einer fürchterlichen Zukunft und allen Schrecken des Hungers mit Entsetzen entgegen. Der Marschall Brown, den man mit Wunden bedeckt aus der Schlacht getragen hatte, ließ daher von seinem Schmerzenslager an den General en Chef Prinz von Lothringen die dringendsten Vorstellungen und Bitten ergehen, er möge Prag mit der Armee verlassen und sich durchschlagen, es koste, was es wolle. Ein derartiger Versuch, gleich in den ersten Tagen unternommen, dürfte wol von einem glücklichen Erfolge gekrönt worden sein, denn die Preußen hatten, erschöpft von der langen Blutarbeit des 6. Mai, sich ermüdet und ziemlich ord-

nungslos um Prag gelagert und würden den gewaltsam und energisch hervorbrechenden Feinden keinen unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt haben. Aber man ließ die kostbare Zeit ungenützt verstreichen, weil man sich entweder stark genug glaubte, in jedem beliebigen Augenblicke den Ausmarsch zu erzwingen, oder weil man von dem Feldmarschall Daun erwartete, er werde schleunigst zum Entsatz heranrücken und der Blokade ein Ende machen. Dieser General, welchen man wegen seines beständigen Zögerns und seiner vorsichtigen Taktik nicht unpassend mit jenem römischen Fabius Cunctator, der dem großen Hannibal so gefährlich wurde, verglichen hat, war am Tage der Prager Schlacht nur noch vier Meilen von dieser Stadt entfernt. Er war Willens gewesen, mit seinen 14,000 Mann den Prinzen von Lothringen zu verstärken, zog sich aber, als er dessen Niederlage erfuhr, schleunigst bis in die Gegend von Kuttenberg und Kollin zurück, nachdem er vorher die vor der preußischen Reiterei ordnungslos fliehenden Trümmer desjenigen Heerestheiles mit sich vereinigt hatte, der nicht in der Stadt, sondern im freien Felde seine Zuflucht gesucht hatte. Auf Hülfe von dieser Seite durften die Belagerten also wenigstens nicht so bald rechnen.

Friedrich, dem wegen der Menge seiner alle Grenzen der Monarchie bedrohenden Feinde viel an der schnellen Capitulation Prags gelegen sein mußte, ließ den Prinzen von Lothringen zur ungesäumten Uebergabe auffordern; da ihm eine stolze, abschlägliche Antwort wurde, ging er an eine nachdrückliche Führung der Belagerung. Die zu der Stadt führenden Straßen wurden verschanzt und mit Batterien versehen, alle Ausgänge mit starken Corps besetzt und überhaupt die äußerste Wachsamkeit beobachtet, so daß die Eingeschlossenen bald die Unmöglichkeit des Durchbrechens erkannten. Diese traurige Ueberzeugung bestärkten überdies einige völlig mislungene Versuche, die besonders den leichten Truppen, den Ungarn und Kroaten, theuer zu stehen kamen und von fernern derartigen Unternehmungen hinlänglich abschreckten.

Schon in den ersten acht Tagen trat in der unglücklichen Stadt der bitterste Mangel ein. Die wenigen vorhandenen Vor-

räthe verschwanden mit erschreckender Schnelligkeit; Brot wurde eine Seltenheit und Pferdefleisch eine Delicatesse, welche selbst an den Tafeln der reichsten und vornehmsten Familien nicht verschmäht wurde. Die Cavalerie verlor auf diese Weise ihre sämmtlichen Pferde, die übrigens, hätte man sie nicht geschlachtet, doch verhungert wären. Gleichwol wurde eine zweite Auffoderung zur Uebergabe mit derselben Entschiedenheit, wie die erste, abgelehnt, so daß Friedrich, dem jeder Tag, jede Stunde kostbar war, nunmehr mit dem äußersten Nachdruck verfahren und jede Schonung verbannen zu müssen glaubte. Aus Sachsen war inzwischen schweres Belagerungsgeschütz angelangt; es wurde an geeigneten Orten aufgefahren und nun begann ein so furchtbares Bombardement, daß der gänzliche Ruin der Stadt kaum zu bezweifeln war. Aus dreihundert Kanonen wurde Prag Tag und Nacht hindurch beschossen. Haubitz-Granaten, glühende Kugeln und Bomben sausten ohne Unterlaß auf Dächer und Thürme, auf Straßen und Plätze nieder. Es dauerte nicht lange, so brach in verschiedenen Stadttheilen Feuer aus und legte viele der enggebauten, schmalen Straßen in Schutt und Asche. Die festesten Dächer wurden von den Bomben durchbrochen, die Zimmerdecken zerschmettert und die Bewohner, ehe sie flüchten konnten, unter den Trümmern begraben. Prag glich während dieser schrecklichen Katastrophe mehr einem verlassenen Schlachtfelde, als der reichen und prächtigen Hauptstadt eines blühenden Landes. Auf den Straßen, die durch herabgeschleuderte Balken, Ziegel und Mauerwerk versperrt waren, herrschte die tiefste Stille, die nur von dem Getöse einstürzender Gebäude und dem Krachen der niederfallenden und zerspringenden Kugeln unterbrochen wurde. Die Bewohner hatten sich in die innersten Kellergewölbe geflüchtet oder saßen in den Stuben bei verschlossenen und wohlverwahrten Thüren und Fenstern; die Kirchen und Klöster waren in Hospitäler verwandelt und überfüllt mit Schwerverwundeten, die theils in der Schlacht mitgefochten hatten, theils in der Stadt von ihrem traurigen Schicksale ereilt worden waren. Wohin der Blick sich wendete, fand er dieselben Jammerscenen, begegnete er

demselben Elend und gewiß hätte auch der kampflustigste Soldat, der thatenbegierigste, ehrgeizigste Heerführer beim Anschauen dieses herzzerreißenden Schauspieles einstimmen mögen in das Urtheil, welches die höher gestiegene Bildung und Humanität der jetzigen Generation allgemein anerkennt, daß der Krieg, dieses sogenannte nothwendige Uebel, ein Fluch der Menschheit und ihrer völlig unwürdig ist.

Trotz der dringendsten Bitten und Vorstellungen des Magistrates von Prag, trotz der immer mehr um sich greifenden Hungersnoth, mit welcher die Verwüstung Hand in Hand ging, weigerte sich Karl von Lothringen — denn der ehrwürdige Brown war an seinen Wunden gestorben — mit Friedrich unter irgend einer andern Bedingung, als der des freien Abzuges, zu capituliren. So lange Daun in der Nähe stand, hegte er immer noch Hoffnung auf Entsatz, um so mehr, da er wußte, daß dieser General vom wiener Kriegshofrath die gemessensten Befehle zur Befreiung Prags hatte. Der König von Preußen kannte den Grund dieses hartnäckigen Widerstandes eben so gut, und um der Sache ein Ende zu machen und den Belagerten auch diesen letzten Rückhalt zu rauben, beschloß er, Daun selbst entgegenzugehen und ihm eine Schlacht zu liefern, deren glücklicher Ausgang Prags Fall unverzüglich nach sich ziehen mußte.

Dieser in seinen Folgen so verhängnißvolle Entschluß wurde sofort in Ausführung gebracht. Am 13. Juni verließ der König an der Spitze von 10,000 Kerntruppen das Lager vor Prag und marschirte der Daun'schen Armee entgegen, welche inzwischen der Herzog von Bevern mit einem Corps von 25,000 Mann sehr geschickt am Vorrücken verhindert und in Schach gehalten hatte. Die Vereinigung des Herzogs mit dem Könige fand am 14. Juni in Kaurzim statt, worauf der Feind, der zwischen Krichenau und Planian eine vortreffliche Stellung inne hatte, sofort angegriffen und zur Schlacht gezwungen werden sollte.

Daun hatte sein Heer während der Belagerung Prags theils durch die Aufnahme der Flüchtlinge, theils durch frische Truppen aus Ungarn, Tirol und Italien ansehnlich verstärkt, sodaß er

den 25,000 Preußen beinahe 60,000 Mann entgegensetzen konnte, die vor Begierde brannten, die kürzlich erlittenen Niederlagen der Kaiserlichen zu rächen. Nachdem Friedrich die Stellung des Feindes recognoscirt und sie zum offenen Angriff nicht geeignet gefunden hatte, marschirte er links ab auf der großen Straße nach Kollin, wo er im Rücken des Feindes eine durch das Terrain außerordentlich begünstigte Position zu nehmen gedachte. Aber Daun, der schlaue Fuchs, errieth sogleich die Absicht des Königs, und als dieser auf dem zum Schlachtfelde bestimmten Platze ankam, fand er zu seinem großen Misvergnügen den österreichischen General, dessen Weg der kürzere gewesen war, schon dort und zum Treffen bereit.

Daun hatte in der That eine schöne Stellung. Die Cavalerie seines linken Flügels stand auf einer durch einen tiefen Hohlweg gedeckten Anhöhe, an welche sich die Linien des Fußvolkes, ebenfalls auf erhöhtem Terrain, anschlossen. Die Hauptmacht seiner Cavalerie aber stand im Centrum, theils hinter, theils zwischen der Infanterie auf einer Ebene in drei Treffen, hinter ihr die Reserve. Der rechte Flügel war in zwei Treffen aufmarschirt, von denen das eine auf dem Rande, das andere am Fuße einer langen und steilen Höhenkette postirt und sowol durch zahlreiche, sehr vortheilhaft gerichtete Batterien, als auch durch die prächtigen Reitergeschwader des Generales Nadasti gedeckt war. In der Flanke dieses rechten Flügels lag das Dorf Krzekzor und ein dichter, mit Scharfschützen und leichter Artillerie besetzter Eichenwald.

Es war am 18. Juni 1757. Lange suchte Friedrich vergebens einen Punkt, wo dem Feinde mit Erfolg beizukommen sei. Von einem sehr hoch und Angesichts der feindlichen Front gelegenen Wirthshause aus überschaute er die große kaiserliche Armee und konnte Daun seine Bewunderung nicht versagen hinsichtlich der Geschicklichkeit, mit welcher er der Cavalerie wie dem Fußvolk überall das geeignetste Terrain und die haltbarsten Stellungen angewiesen hatte. Endlich fiel sein Augenmerk auf den erwähnten Eichenwald, der, wenn es gelang, Nadasti's Reiterei

zurückzutreiben, leicht genommen werden und einen Stützpunkt der erfolgreichsten Operationen gegen die Flanken und den Rücken des Feindes abgeben konnte. Er ließ daher den General Ziethen mit 50 Schwadronen und den General Hülsen mit 7 Bataillonen Infanterie, 5 Schwadronen Dragoner und 4 schweren Geschützen gegen Nadasti vorrücken, um ihn zurückzutreiben, den Eichenwald zu besetzen und die verderbendrohende Batterie des Dorfes Krzekzor zu erobern. Die übrige Armee stellte er in schiefer Linie auf und befahl den einzelnen Corps, treffenweise, aber nur langsam nachzurücken, damit Daun's linker Flügel in Unthätigkeit gehalten und verhindert würde, seine sämmtlichen Streitkräfte auf die bedrohte rechte Flanke zu werfen.

Mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe stürzten Ziethen und Hülsen auf den Feind los. Ein mörderischer Kartätschenhagel empfing sie und schmetterte Hunderte darnieder; aber ohne einen Augenblick zu wanken, stürmten die Tapfern vor, Hülsen nach dem von Kanonen starrenden Dorfe Krzekzor, Ziethen auf die Reitergeschwader Nadasti's. Beide Generale führten ihre Aufgabe herrlich durch; Krzekzor wurde genommen und Ziethen's sieggewohnte Schwadronen jagten die feindliche Reiterei in heller Flucht über das Blachfeld. Es galt nur noch den Eichenwald zu nehmen und Daun's Schlachtordnung war zerrissen, im Rücken gepackt — kurz ein neuer herrlicher Sieg gewonnen.

Aber ein düstres Verhängniß schwebte an diesem Unglückstage über dem preußischen Heere und schien selbst den hellen Feldherrnblick des Königs neidisch zu verdunkeln. Eben als die seiner Disposition gemäß langsam nachrückenden Regimenter im Begriff waren, sich mit der Hülsen'schen Division zu vereinigen und durch die Eroberung des Eichenwaldes die Schlacht zu entscheiden, ließ Friedrich plötzlich Halt commandiren, sodaß die ganze avancirende Linie in ihrer Bewegung gelähmt wurde. Ein neuer, noch glänzendern Erfolg verheißender Plan schien im Geiste des Königs aufgetaucht zu sein und indem er, gleichsam durch ein trügerisches Irrlicht verlockt, eine gänzliche Aenderung der früher bestimmten Manoeuvres beschloß, war damit der Grund

gelegt zu dem unseligen Ausgange des Tages. Durch den plötzlichen Stillstand des linken Flügels gewann Daun, der nun über die Absicht der Preußen im Klaren war, Zeit genug, eine bedeutende Truppenmasse in den bedrohten Eichenwald zu werfen. Hülsen sah sich nun von der Armee getrennt und mußte fürchten, völlig abgeschnitten zu werden; gleichwol rückte er mit seinen schon sehr zusammengeschmolzenen Bataillonen im Sturmschritt gegen den Wald vor und eroberte ihn, trotz des gräßlichen Kartätschenfeuers, welches die kühnen Angreifer empfing. Aber was half dieser aufopfernde Muth, da Friedrich noch immer unbeweglich stand und den dringenden Vorstellungen seiner erfahrensten Generale, den linken Flügel mit dem Hülsen'schen Corps zu vereinigen, kein Gehör gab? Neue österreichische Truppen rückten heran und nöthigten durch ihre Uebermacht und ein mörderisches Kanonenfeuer die Preußen, den Wald wieder zu räumen. Auch Nadasti's Reiterei hatte sich wieder gesammelt und stürzte auf Ziethen's Schwadronen, die zwar wacker Stand hielten, aber dennoch, wenn sie nicht durch Infanterie unterstützt wurden, bald genug hätten weichen müssen.

Es war um 2 Uhr Nachmittags. Auf der ganzen preußischen Schlachtlinie machte sich ein gewisses Schwanken und Zögern bemerkbar, welches aus der Ungewißheit entsprang, in der die Führer der einzelnen Corps über die verwickelten Dispositionsänderungen des Königs schwebten, und mit wahrer Seelenpein sahen die Generale die Bedrängniß der Hülsen'schen und Ziethen'schen Truppen, die nun, nachdem der Sieg fast in ihren Händen gewesen, nothgedrungen weichen mußten. Da endlich schien Friedrich die Gefahr, in welcher das Schicksal seiner Armee schwebte, plötzlich zu erkennen. Im Augenblicke ließ er seinen ganzen linken Flügel vorrücken und sich seitwärts ziehen, in der Absicht, den Feind zu überflügeln. Aber die kostbarste Zeit war verloren. Zwar gelang es ihm, sich mit Hülsen zu vereinigen, während Ziethen Nadasti in Schach hielt, zwar wurde die auf der äußersten Spitze des feindlichen rechten Flügels aufgefahrene Batterie trotz ihres furchtbaren Feuers erstürmt — indeß, der

Feind hatte so zahlreiche Truppenmassen während der Säumniß des Königs auf seine bedrohte Flanke geworfen, daß dasselbe Unternehmen, welches bei rascher Durchführung des ursprünglichen Planes nur wenig Opfer an Leuten gekostet und den zweifellosesten Erfolg gehabt hätte, jetzt mit Strömen von Blut erkauft werden mußte und dennoch, wie wir sehen werden, keinen entscheidenden Schlag herbeiführte. Noch einmal schien der beispiellose Heroismus der Preußen das wankelmüthige Glück an die Fahnen des Königs fesseln zu wollen. Der Eichenwald wurde wieder genommen und Ziethen drängte Nadasti bis nach Kollin zurück; der ganze feindliche Flügel gerieth nun in Unordnung, so daß Daun im Begriff stand, die Schlacht abzubrechen und einen mit Bleistift geschriebenen Zettel: „Die Retraite ist nach Suchdol!" unter seinen Generalen cursiren ließ.

Dies war der eigentliche Wendepunkt in dem Schicksale des Tages; denn während der preußische linke Flügel zwei Stunden lang im erbittertsten Kampfe lag und durch das Feuer der Oesterreicher, die alle Kräfte anstrengten, den Eichenwald und das Dorf Krzekzor wieder zu gewinnen, seine Reihen furchtbar gelichtet sah, war auch der rechte Flügel durch eine eigenmächtig unternommene und völlig nutzlose Attake des General Mannstein mit dem Feinde handgemein geworden. Mannstein hatte nämlich drei Bataillons aus der Schlachtlinie gezogen und das von Kroaten und Jägern besetzte Dorf Chozemitz gestürmt, und als dieser Handstreich nicht so rasch glücken wollte, wie der General gedacht hatte, war nach und nach immer mehr Infanterie nachgerückt, so daß in kurzer Zeit der rechte Flügel eine gänzlich falsche Stellung bekommen hatte. Am verhängnißvollsten aber war es, daß Friedrich nunmehr keine Unterstützung von dort her an sich ziehen konnte, die doch nie so nothwendig war, als eben jetzt, wo die österreichische schwere Cavalerie sich anschickte, dem General Hülsen in die Flanken zu fallen. Der General Pennavaire ward diesem drohend anrückenden Corps entgegengesandt, aber zerstreut und zurückgeschlagen, ehe er sich noch ordnen konnte. In demselben unglücklichen Momente eroberte der Feind zum

vierten Male den Eichenwald und unterstützte durch eine schreckliche Kanonade die Angriffe seiner Cavalerie auf die Hülsen'sche Division. Der König ließ nun den General Seidlitz mit den Küraßiren vorrücken. Rasselnd flogen diese schweren Eisenreiter gegen den Feind, durchbrachen seine Colonne, eroberten mehrere Fahnen, geriethen aber in der Hitze der Verfolgung unter die Batterien des Eichenwaldes und wurden durch ein vernichtendes Kartätschenfeuer dergestalt auseinander geschmettert, daß sie, von einem panischen Schrecken erfaßt, sich in wilder Flucht auf die eben wieder gegen den Wald anrückenden Regimenter Prinz Heinrich und Bevern warfen und diese völlig in Unordnung brachten. Nun wäre dieser Unfall leicht wieder herzustellen gewesen, wenn man vom rechten Flügel die nöthigen Verstärkungen hätte heranziehen können; dieser aber war, wie gesagt, selbst im Gedränge und außer Stande, seine Infanterie zu vermindern. Friedrich that Alles, um die wankenden Truppen wieder zu ordnen, da brachen plötzlich fünf sächsische Reiterregimenter, ohne Befehl zu haben, los, und stürmten voll ingrimmiger Wuth, eingedenk einer früher erlittenen Niederlage, mit dem Ausruf: „Dies für Hohenfriedeberg!" in die Flanke der Hülsen'schen Division, warfen diese tapfern Bataillons über den Haufen und richteten ein furchtbares Blutbad unter ihnen an. Völlig zersprengt und mit Hinterlassung alles Geschützes stürzten die fliehenden Trümmer dieses Corps die Anhöhen hinab auf den rechten Flügel.

Jetzt war die Schlacht gänzlich verloren! Vergebens ließ Friedrich seine erprobtesten Truppen, unter ihnen jenes prachtvolle Bataillon der Leibgarde, vorrücken, welches zur Zeit seines Vaters nur durch die enorme Länge, unter Friedrich aber und in den schlesischen Kriegen durch die heldenmüthige Tapferkeit seiner Soldaten berühmt geworden war; rechts und links und im Rücken angefallen von dem siegestrunkenen Feinde wurden sie niedergehauen und ihre Reihen durch das unaufhörliche Feuer der Batterien von Krzekzor, welche die Preußen verloren hatten, schrecklich gelichtet. Die tapfern Leibtrabanten fochten wie Löwen, sie wichen und wankten nicht, und als schon der ganze

linke Flügel die Wahlstatt geräumt hatte, wehrten sie sich noch mit unerschütterlichem Muthe, bis sie, beinahe völlig aufgerieben, mit ihren riesigen Körpern in Reihe und Glied, wie sie gestanden, sterbend das Schlachtfeld deckten.

Friedrich, der Ungunst des Schicksals weichend, ordnete nun den Rückzug durch die Defiléen von Planian an. Als die Oesterreicher dies bei den Preußen ihnen ganz ungewohnt erscheinende Schauspiel erblickten, blieben sie anfangs zögernd stehen, weil sie irgend eine verborgene Kriegslist fürchteten; endlich aber stürzten sie sich auf den rechten Flügel, der noch keinen Fuß breit von seiner Stellung verloren hatte. Aber die Hoffnung des Feindes, durch einen wüthenden Angriff auch diesen Theil der Schlachtlinie über den Haufen zu werfen und dadurch den Preußen den Rückzug nach der Elbe hin abzuschneiden, ward durch den kräftigen Widerstand des Herzogs von Bevern durchaus vereitelt. Dieser tapfere General, anstatt dem drohenden Anstürmen zu weichen, ging vielmehr der im Galopp heranbrausenden Cavalerie des Fürsten Esterhazy entgegen, schlug sie völlig in die Flucht, warf sich dann auf die nachrückende Infanterie und nöthigte auch diese, eiligst wieder in ihre alten Positionen zurückzukehren. Nun erst schloß er sich mit seiner Division als Arrieregarde der auf der Straße nach Nimburg abziehenden preußischen Armee an, die der Feind auch nicht im Mindesten zu belästigen wagte.

Niemand zeigte sich überraschter ob der Entscheidung dieses Tages, als der General Ziethen, dessen Reiterei, nachdem sie das Nadasti'sche Corps bis über Kollin hinaus getrieben hatte, schon im Begriff war, abzusatteln und ein Lager zu beziehen, weil sie die Schlacht für unzweifelhaft gewonnen hielt. Groß war daher die Bestürzung dieses trefflichen Corps, als es Ordre erhielt, sich gleichfalls nach Nimburg zurückzuziehen; gleichwol wurde dieser unerwartete Befehl mit vieler Ordnung und ohne den mindesten Verlust ausgeführt.

So endete die verhängnißvolle Schlacht bei Kollin, die erste, in welcher der Sieg von den preußischen Fahnen wich, an die

er für immer gekettet schien, die aber auch zugleich glänzend bewies, daß Friedrich im Unglücke nicht minder groß und erhaben war, als im Sonnenscheine der Glücksgunst. Alle seine kühnen, hochfliegenden Pläne waren durch diesen Schlag vernichtet, seine Monarchie bedroht, der moralische Muth seiner Feinde gehoben — trotzdem blickte er furchtlos in die Zukunft und erwog mit ernstem Sinnen die Mittel und Wege, wodurch das Verlorene wieder eingebracht und die Folgen dieses trüben Tages möglichst entkräftet werden könnten. Erst im Unglücke zeigt sich die wahre Größe des Helden, so wie wir die Majestät und stolze Kraft einer tausendjährigen Eiche dann am meisten bewundern, wenn wüthende Orcane sie umbrausen und vergebens zu entwurzeln suchen.

---

## Fünftes Capitel.

Aufhebung der Blokade von Prag. — Die Oesterreicher dringen in die Oberlausitz ein. — Friedrich verläßt Böhmen.

In tiefes Nachdenken versunken saß der König in Nimburg, wo die geschlagene Armee die Elbe passirte, auf einer Brunnenröhre und zeichnete mechanisch mit seinem Krückenstocke Figuren in den Sand. Bald aber erhob er sich, wie mit neuer Kraft gestählt, und als er seine zusammengeschmolzenen Regimenter musterte, schöpften die niedergeschlagenen Krieger aus Friedrich's heitern, unumwölkten Zügen wieder Vertrauen auf künftige bessere Erfolge. Der Verlust der Preußen war bedeutend; er betrug 326 Offiziere, 13,400 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen und 40 Kanonen. Der Feind jedoch hatte nicht weniger gelitten, tröstete sich aber in der berauschenden Freude, endlich einmal den Helden besiegt zu haben, dessen Waffen ihm seit neun Jahren so furchtbar gewesen waren. Als der Schlachtbericht nach Wien kam, gerieth dort Alles in einen Taumel des Entzückens, der Friedrich mehr ehrte, als die überschwenglichsten Lobpreisungen; denn es zeigte recht deutlich, wie groß die Furcht vor ihm und wie überraschend der errungene Sieg selbst seinen Feinden war. Die Kaiserin stiftete zum ewigen Andenken an die Schlacht von Kollin den Theresienorden; Münzen und Medaillen wurden geprägt und überall vertheilt, und Soldaten und Offiziere erhielten doppelten Sold. Acht Tage lang nahmen die Illuminationen und Festivitäten kein Ende und in ganz Oesterreich war Jedermann überzeugt, daß das letzte Stündlein des Marquis von

Brandenburg, wie man den König mit voreiligem Spotte nannte, nunmehr geschlagen habe.

Und in der That war der Tag von Kollin die Losung für sämmtliche Verbündete, in Preußen einzurücken und die beabsichtigte Zertrümmerung dieser Monarchie ins Werk zu setzen — ein Unternehmen, was nie so leicht erschienen war, als eben jetzt. Die russischen Heersäulen, 120,000 Mann stark, überschritten unter dem Feldmarschall Apraxin den Niemen, den der preußische Marschall Lehwald vergebens mit etwa 30,000 Mann zu decken suchte; 18,000 Schweden rückten von Pommern aus in die Uckermark; zwei französische Armeen, die eine 100,000, unter dem Marschall d'Etrées, die andere 30,000 Mann stark unter Soubise, befanden sich im Herzen von Deutschland, und selbst die Reichsexecutionsarmee, von einem Prinzen von Hildburghausen befehligt, bewegte sich langsam durch Thüringen, um sich bei Erfurt mit Soubise zu vereinigen.

Dies war Friedrich's Lage nach der Schlacht bei Kollin; genöthigt, seine Eroberungspläne aufzugeben, mußte er jetzt vor Allem darauf denken, die von so vielen Feinden bedrohten Provinzen und den Kern seiner Staaten zu decken. Der Rückzug aus Böhmen an die sächsische Grenze ward demnach beschlossen und schon am 20. Juni die Belagerung von Prag aufgehoben. Es war die höchste Zeit; denn so entsetzlich hatte diese Stadt gelitten und so hoch war das Elend innerhalb ihrer Mauern gestiegen, daß die eingeschlossene Armee nicht acht Tage mehr hätte widerstehen können. In vier und vierzig Tagen waren 8535 Bomben, 75,039 Haubitzgranaten und 93,000 Kanonenkugeln in die Stadt geschleudert und allein aus der Zahl der bürgerlichen Einwohnerschaft durch die einstürzenden Trümmer, durch Feuer und Geschosse achttausend Menschen getödtet und über neuntausend verwundet worden!

In schönster Ordnung und mit voller Schlachtmusik marschirte die Belagerungsarmee aus den Laufgräben, vereinigte sich bei Lissau mit den von Kollin zurückkehrenden Truppen unter

Bevern und dem Prinzen Heinrich, worauf die ganze preußische Armee — ein Corps unter dem Prinzen von Preußen ausgenommen, welches ein verschanztes Lager bei Böhmisch-Leipa bezog — sich bei Leitmeritz an der Elbe lagerte und beinahe vier Wochen lang in dieser Stellung verblieb, ruhig und furchtlos, als habe es niemals eine Schlacht von Kollin gegeben. Der König benutzte diese Zeit trefflich, seine Armeen durch neue Rekrutirungen zu verstärken, Magazine anzulegen, Geschütze und Waffen herzustellen, bei welchen Bemühungen er von den Landständen der Monarchie auf das Eifrigste unterstützt wurde. Die Provinzen Pommern, die Mark Brandenburg und die Bezirke Magdeburg und Halberstadt rüsteten freiwillig 12,000 Mann aus und trugen die Kosten ihres Unterhalts; da es an Pferden fehlte, lieferten die größern Gutsbesitzer, so viel sie deren nur immer entbehren konnten, und so glühend lebte der Patriotismus und die Liebe zu ihrem Könige in den Herzen aller Preußen, daß Männer, welche vor vielen Jahren im Kriegsdienst gestanden hatten und nun längst im Ruhestande waren, sich wiederum mit dem Degen gürteten und als Offiziere, deren Mangel am empfindlichsten gefühlt wurde, den Fahnen des bedrängten Vaterlandes folgten.

Der Prinz von Lothringen hatte nach der Befreiung Prags wieder das Obercommando der österreichischen Heere übernommen und war nun eifrigst bemüht, die Preußen möglichst schnell aus den kaiserlichen Erblanden zu vertreiben und den Krieg nach Sachsen und Schlesien zu spielen. Da er es nicht wagte, den König selbst bei Leitmeritz anzugreifen, wendete er sich mit seiner Hauptmacht gegen den Prinzen von Preußen, dessen Corps die Lausitz zu decken hatte, nach welcher die Straße aus Böhmen durch den wichtigen und wohlzuvertheidigenden Paß von Gabel führt. Unbegreiflicherweise blieb der Prinz von Preußen, obwol er die Absicht des Feindes errathen mußte, ruhig bei Leipa stehen und sendete nur den General Puttkammer mit nicht mehr als vier Bataillonen nach dem bedrohten Passe. Nach heldenmü-

thigem sechs und dreißigstündigen Widerstande gegen 20,000 Feinde wurde der Paß von den Oesterreichern erobert, denen nun die Straße nach Zittau und die ganze Oberlausitz offen stand. Zu spät bereute der Prinz von Preußen seine Sorglosigkeit und suchte durch forcirte, äußerst beschwerliche Märsche mitten durch das Gebirge dem Feinde zuvorzukommen; denn in Zittau befanden sich zahlreiche, überreich gefüllte Magazine, welche, wenn sie verloren gingen, für die preußischen Truppen empfindliche Nachtheile herbeiführen mußten. Seine Bemühungen waren fruchtlos und das Gefürchtete geschah. Karl von Lothringen war kaum vor der völlig offenen, mit nur drei Bataillonen besetzten Stadt Zittau angekommen, als er, um keine Zeit zu verlieren, diesen wohlhabenden, durch Handel und Manufacturen blühenden Ort mit Bomben und glühenden Kugeln beschießen ließ, so daß wenig Stunden hinreichten, ihn in Schutt und Asche zu verwandeln. Diese elende, feige Barbarei machte zwölftausend fleißige Bürger zu Bettlern und richtete überhaupt einen Schaden von 11 Millionen Thaler an, für die damalige Zeit eine ungeheure Summe. Die Besatzung schlug sich durch Flammen und Feinde glücklich durch und vereinigte sich mit dem Prinzen von Preußen, der eben noch zeitig genug kam, das durch seine militairische Unfähigkeit herbeigeführte Trauerspiel mit anzusehen und sich dann bis Bautzen zurückzog.

Dieser unerwartete Unfall nöthigte den König, Böhmen schleunigst zu verlassen, wenn er nicht die Lausitz, Dresden und ganz Sachsen verloren gehen sehen wollte. In raschen Märschen passirte er das Gebirge, ging bei Pirna über die Elbe und traf am 29. Juli mit 40,000 Mann in Bautzen ein. Die Begegnung mit dem Prinzen von Preußen war keine freundliche. Der König äußerte gegen die unter dem Prinzen commandirenden Generale, sie hätten nach Kriegsrecht durch den Verlust des Passes von Gabel den Kopf verwirkt, und nahm nur den General Winterfeldt in Schutz, der sich überhaupt von jeher der besondern Gnade und Zuneigung Friedrich's zu erfreuen hatte. Der Prinz, tief verletzt und gedemüthigt sowol durch den Un-

willen des königlichen Bruders als durch das Bewußtsein, ihn verdient zu haben, verließ augenblicklich die Armee und kehrte nach Berlin zurück, wo Kummer und Gram schon nach einem Jahre ihm den ersehnten Tod gaben.

Nachdem Friedrich sich in Weißenberg mit dem Corps des Marschall Keith vereinigt, beschloß er, den Oesterreichern unverweilt entgegenzugehen und ihnen eine Schlacht zu liefern, welche die Scharte von Kollin auswetzen und ihm aufs Neue den Weg nach Böhmen eröffnen sollte. Daun und Lothringen aber wichen dem Könige sorgsam aus und bezogen den 18. August ein durch die Beschaffenheit des Terrains unangreifbares Lager bei Ratgendorf, im Rücken des tiefen Wittgendorfer Grundes und an den Neissefluß gelehnt. Alle Versuche des Königs, den Feind herauszulocken, blieben fruchtlos; es fanden nur einige unbedeutende Reiterscharmützel statt, in deren einem der Husarenoberst Werner beinahe den Divisionsgeneral Nadasti gefangen hätte. Unter der bei dieser Gelegenheit von den Husaren erbeuteten Bagage fanden sich auch Briefe der Kurfürstin von Sachsen, welche bewiesen, daß sie trotz ihres heiligen Versprechens in fortwährender Verbindung mit den Oesterreichern stand, diesen mancherlei den Preußen verderbliche Mittheilungen machte und sogar die zufolge der Pirnaischen Capitulation in der königlichen Armee dienenden Regimenter zur Empörung und Desertion aufwiegelte. Friedrich, natürlich äußerst erbittert über diese einer Fürstin unwürdige Handlungsweise, ließ nun durch seinen Gouverneur in Dresden, den General Fink, geeignete Maßregeln zur Verhinderung dieser Correspondenz treffen, wodurch die Kurfürstin allerdings in die, lediglich selbst verschuldete, Lage einer Gefangenen kam.

Da Friedrich die Unmöglichkeit, dem Feinde eine Schlacht zu liefern, einsah und die französische Armee, nachdem sie sich bei Erfurt mit den Reichsexecutionstruppen vereinigt, den sächsischen Grenzen schon ganz nahe war, übergab er dem Herzoge von Bevern den Oberbefehl über das Heer, welches aus 40 Ba-

taillonen und 72 Schwadronen bestand. Mit dieser ansehnlichen Macht sollte Bevern Daun und Karl von Lothringen beobachten und Schlesien decken. Der König selbst aber ging mit 16 Schwadronen und 23 Bataillonen, wozu in Dresden noch die Division des Prinzen Moritz stieß, über Grimma und Leipzig den Franzosen entgegen.

## Sechstes Capitel.

Feldzug der Russen. — Die Schlacht bei Jägerndorf. — Die Schweden. — Feldzug der Franzosen. — Schlacht bei Hastenbeck. — Convention von Kloster-Seeven.

Der Gang der Ereignisse und besonders der Umstand, daß das Kriegstheater auf den verschiedensten, weit von einandergelegenen Puncten Deutschlands und der preußischen Monarchie eröffnet war, nöthigen den Geschichtsschreiber, seinen Blick bald hier bald dorthin zu wenden und den feindlichen Armeen, welche von allen Himmelsgegenden her gegen Friedrich anrücken, nach einander seine Aufmerksamkeit zu schenken.

Im Monat Juni 1757 waren die Russen unter Apraxin in Ostpreußen eingerückt und hatten ihre Operationen mit der Belagerung der kleinen Festung Memel begonnen. Ein nachdrückliches, fünf Tage anhaltendes Bombardement nöthigte die Besatzung, zu capituliren, wobei ihr vom Feinde ein freier, ungehinderter Abzug bewilligt wurde; kaum aber hatte sie die Thore verlassen, so wurde sie umzingelt und ihr die Wahl gestellt, über die Klinge zu springen oder in russische Dienste zu treten. — Diese Treulosigkeit war nur der Anfang einer Reihe der schmachvollsten, das Völkerrecht wie die Menschlichkeit in den Staub tretenden Maßregeln. Sei es aus angeborener Rohheit und Barbarei, sei es um einen militairischen Zweck zu verfolgen, wie einst Melas und die Generale Ludwig XIV. in der Pfalz — wohin die russischen Colonnen den Fuß setzten, loderten die Flammen aus Städten und Dörfern empor und die entsetzlichste Ver-

wüstung bezeichnete überall die Bahn dieser bestialischen Kalmücken- und Kosackenhorden. Während man die Einwohner ausplünderte und an vielen Orten aus bloßer Blutgier auf die martervollste Weise mordete, während man die Landleute in ihren Hütten lebendig verbrennen ließ, oder sie mit der Knute zu Tode prügelte, während man Frauen und Mädchen entehrte und jede nur erdenkliche Greuel beging, war der russische General gleichwol frech genug, im Namen seiner Czarin Elisabeth ein Manifest an die Einwohner der Provinz Preußen zu erlassen, worin diese offen zur Uebersiedelung nach Rußland und zur Unterwerfung unter die milde und humane Regierung von Petersburg aufgefodert wurden. Als diese Proclamation, von so schrecklichen Verheerungen und Grausamkeiten begleitet und gleichsam argumentirt, natürlich ohne den gewünschten Erfolg blieb, machte Apraxin kurzen Proceß und ließ die unglücklichen Bewohner ganzer Landstriche gewaltsam unter Escorte in das Innere Rußlands schleppen, dessen öde Steppen sie bevölkern und durch deutschen Fleiß und deutsche Bildung cultiviren sollten.

Der 80jährige Marschall Lehwald hatte anfangs beschlossen, sich nur vertheidigungsweise zu verhalten und Schritt vor Schritt vor der Uebermacht zurückzuweichen; er zog hierbei seine geringe Truppenzahl, kaum 30,000 gegen 120,000 Mann, ferner aber die beinahe gewisse Hoffnung in Betracht, daß die Feinde, indem sie unklugerweise Alles um sich her zur Einöde machten, bald durch Mangel an Nahrung zum Abzuge aus Preußen genöthigt sein würden. Die Wehklagen des Volkes aber und der Anblick der Ruinen und Trümmer, die gleichsam zur Rache und Vergeltung auffoderten, überwanden bei dem General jede Bedenklichkeit. Als er am 30. August 1757 den Russen bei dem Dorfe Groß-Jägerndorf gegenüberstand, konnte er dem edeln Verlangen nicht widerstehen, durch eine Schlacht das Land von einem so wilden und entmenschten Feinde zu befreien. Es wurde demgemäß unverweilt zum Angriffe geschritten, der auch vom glänzendsten Erfolge gekrönt zu werden schien. Während die Infanterie eine wohlverschanzte Batterie nach der andern mit

unglaublichem Muthe erstürmte und den linken Flügel des Feindes zwischen Wälder und Sümpfe drängte, hieben die Husaren und einige schwere Schwadronen so nachdrücklich in die Cavalerie der Russen ein, daß diese trotz ihrer enormen Ueberzahl mit jeder Minute mehr an Terrain verlor. Aber plötzlich wandte sich das Glück. Das preußische Fußvolk wurde durch den Dampf und Qualm der brennenden Dörfer in seinen Bewegungen gehemmt; einzelne Bataillone verirrten sich, andre mußten beim Aufmarsche abbrechen und konnten sich dann nicht mehr zusammenfinden — kurz, es entstand eine verderbliche Unordnung, mittelst welcher es den Russen gelang, der siegreichen Armee in die Flanken zu fallen und sie aus allen eroberten Positionen zurückzutreiben. Gleichwol wichen die Preußen nur langsam und so regelrecht, wie auf dem Exercierplatze; erst als ihr zweites Treffen, welches die durch den schweren und trüben Dampf heranziehenden Kameraden für feindliche Colonnen hielt, auf sie feuerte, wurde die Unordnung allgemein und die Entscheidung des Tages war nicht länger zweifelhaft. Nach einem zehnstündigen Kampfe räumte Lehwald unter verhältnißmäßig geringem Verluste das Schlachtfeld, welches der Feind theuer genug mit 7000 Todten und Verwundeten bezahlt hatte.

Die Bewohner der beiden Weichselufer sahen nun angstvoll dem Heranströmen des russischen Heeres entgegen und gaben sich und ihr Land verloren. Wie groß war daher das allgemeine freudige Erstaunen, als Apraxin, anstatt vorzudringen, wenige Tage nach der Schlacht von Groß-Jägerndorf den Rückzug antrat und seine Truppen nach Polen führte. Apraxin gab als Grund dieses wunderbaren Manoeuvres den gänzlichen Mangel an Proviant an; eine Entschuldigung, welche, obschon theilweise wahr, dennoch nur das Ergebniß längst vorbereiteter politischer Combinationen verdecken sollte.

Der damalige russische Kanzler Bestuchef nämlich war ein großer Verehrer der Engländer und, wie man sagt, ganz besonders der englischen Guineen. Wenn er es nun auch nicht ungern sah, daß der König von Preußen, der sich einst über ihn

lustig gemacht hatte, etwas ins Gedränge kam, so hatten anderseits seine englischen Freunde doch so viel über ihn vermocht, daß er Apraxin bei seinem Einrücken in Preußen die geheime Weisung mit gab, nichts Bedeutendes zu unternehmen und nur äußerst langsam und träge vorzurücken. Ein zweiter, für Friedrich günstiger Umstand war die leidenschaftliche Vorliebe und Zuneigung, welche der Thronfolger, Großfürst Peter, für ihn hegte. Hatte dieser schon mit Widerwillen Elisabeth's Beitritt zu der Allianz gegen Preußen angesehen, so unterließ er jetzt nichts, um die gegen Friedrich gerichteten Maßregeln möglichst zu entkräften. Bestuchef, dem an der Gunst des zukünftigen Herrschers gelegen sein mußte, gab dessen Rathschlägen und Vorstellungen um so lieber Gehör, da er einerseits eine engere und intime Verbindung Rußlands mit Oesterreich durchaus nicht beabsichtigte, anderseits aber ein Bündniß des bedrängten Preußenkönigs mit den ihm verhaßten Dänen fürchtete. Apraxin's übereilter, einer hastigen Flucht ähnlicher Rückzug war das Resultat all' dieser Erwägungen und Bedenken, welche den König von einem wilden und übermächtigen Feinde befreiten und ihm gestatteten, Lehwald's Corps sofort gegen die Schweden zu senden.

Die Truppen dieser Nation, etwa 18,000 Mann stark, waren am 13. September 1757 über die Peene, den Grenzfluß zwischen dem damaligen Preußisch- und Schwedisch-Pommern, gegangen. Sie rechtfertigten, wie wir oben schon erwähnten, ihre Theilnahme an dem Bündnisse wider Friedrich durch das Citiren eines Artikels der westfälischen Friedensurkunde, wornach sie, eben so wie Frankreich, berufen und verpflichtet seien, über die Aufrechthaltung der Verträge von Münster und Osnabrück zu wachen. Den König von Preußen aber achteten sie als einen Verletzer derselben, da er ohne Kriegserklärung in Sachsen eingefallen war und mit dem Schwerte den gordischen Knoten zerhauen hatte, der so sorgfältig und geheim zu seinem Verderben geschürzt worden war.

In so großem Ansehen auch der schwedische Name seit Gustav Adolf und Karl XII. in Deutschland stand — dieser neue Feld-

zug war keineswegs geeignet, die frühere Glorie zu vermehren. Ueberhaupt spielten die schwedischen Hülfstruppen während des ganzen Siebenjährigen Krieges eine so unbedeutende und wirkungslose Rolle, daß der Geschichtschreiber sich der Mühe überhoben sieht, ihrer mit Ernst zu gedenken. Ihre Märsche und Operationen beschränkten sich auf einen engen Winkel in Norddeutschland, wo sie Contributionen ausschrieben, offene Städtchen und Flecken brandschatzten, sich aber bei dem Herannahen preußischer Corps sogleich zurückzogen. Und in der That war die Ausrüstung dieser Truppen eine so mangelhafte und unverständige, daß sie sich beim besten Willen an einem entschiedenen Auftreten verhindert sahen; man hatte weder für ihren Unterhalt, noch für gute Befehlshaber, noch überhaupt für einen durchdachten Feldzugsplan gesorgt, und glaubte genug gethan zu haben, indem man 18,000 Mann über die feindliche Grenze schickte. Es wird daher Niemanden Wunder nehmen, daß der Marschall Lehwald, der in Eilmärschen aus Ostpreußen gekommen war, die in Pommern und der Uckermark zerstreuten Schweden wie ein Rudel Hirsche vor sich her trieb und in wenig Tagen aus dem Lande jagte. Er besetzte sogar Schwedisch-Pommern und nöthigte den bestürzten Feind zum hastigen Rückzuge nach der Insel Rügen.

Entschiedener, mit Entwickelung größerer Kräfte und mit besserm Glück waren inzwischen im Nordwesten Deutschlands die Franzosen aufgetreten und schienen die Erwartungen, welche Maria Theresia von diesen Bundesgenossen hegte, vollkommen zu rechtfertigen. Frankreichs Augenmerk war vorzüglich auf die Trennung der englisch-preußischen Allianz gerichtet und es schien dies auf dem kürzesten und leichtesten Wege erreicht werden zu können, indem man König Georg's deutsches Stammland Hannover besetzte und es ihm nur unter der Bedingung völliger Neutralität wieder herausgäbe. Zu diesem Zwecke bewegte sich eine französische Armee unter dem tapfern und kriegserfahrenen Marschall d'Etrées gegen den Niederrhein, passirte diesen Fluß und besetzte, ohne Widerstand zu finden, die Cleveschen Länder, Ostfriesland und ganz Westfalen. In dieser Provinz hatte sich im

April 1757 eine sogenannte alliirte Observationsarmee zusammengezogen, zu der Hannover, Braunschweig, Hessen, Gotha und die Lippischen Fürstenthümer ihre Contingente gestellt hatten, sodaß man dem Feinde ungefähr 50,000 Mann entgegensetzen konnte. Der Oberbefehlshaber war der Herzog von Cumberland, ein furchtsamer, gänzlich unfähiger General, der diesen hohen Posten seinem durch Glücksgunst herbeigeführten Siege bei Culloden und dem Umstande verdankte, daß er ein Sohn Georg II. war. Der Feldzugsplan war nicht von ihm, sondern von dem hannöverischen Ministerium entworfen worden und beschränkte sich, so sehr auch der König von Preußen dagegen protestirte, auf eine regelmäßige Vertheidigung der Weser. Cumberland zog sich daher bis an diesen Fluß zurück und wurde am 26. Juli bei dem Dorfe Hastenbeck, unweit Hameln, ganz wider seinen Willen zum Treffen genöthiget. So tapfer die alliirten Truppen sich schlugen, so feig und elend benahm sich ihr Anführer; er floh vom Schlachtfelde, als durchaus noch nichts entschieden war, und hatte die Beschämung, daß die unter ihm commandirenden Generale, Erbprinz von Braunschweig und der Hannoveraner Breitenbach, bis zum Abend Stand hielten, sich dann fast ohne Verlust zurückzogen und sogar mehrere dem Feinde abgenommene Geschütze mitbrachten. Uebrigens konnte die schmachvolle Flucht Cumberland's seiner Armee höchst verderblich werden, wenn der Marschall d'Etrées mit dem unter ihm commandirenden Generale Maillebois in besserm Vernehmen gestanden hätte und die errungenen Vortheile kräftiger benutzt worden wären.

Die Alliirten zogen sich nun, die Weser verlassend, nordwärts zurück, wodurch Hessen und Hannover völlig preisgegeben wurden. Dem Marschall d'Etrées war es nicht vergönnt, die Früchte des Sieges bei Hastenbeck zu genießen; er wurde, ein Opfer der Versailler Hofcabalen, abgerufen und durch den Herzog von Richelieu ersetzt. D'Etrées nämlich erstreckte als Oberbefehlshaber sämmtlicher französischer Hülfstruppen seinen Einfluß auch auf ein abgesondertes Corps, welches 30,000 Mann stark unter dem Prinzen Soubise in Thüringen stand, um sich,

wie wir bereits wissen, mit der Reichsexecutionsarmee zu vereinigen. Der dummstolze Soubise, ein Günstling der Marquise von Pompadour, glaubte sich von d'Estrées beleidigt und erlangte mit leichter Mühe dessen Abberufung.

Richelieu nun folgte den Alliirten, die sich immer weiter nordwärts zogen, Schritt vor Schritt; Cumberland's Absicht war, bis unter die Kanonen von Stade zurückzugehen und sich an die Elbe zu lehnen. Beide Pläne wurden vereitelt, indem ihn der Feind durch Ueberflügelung von der Elbe abschnitt und ihn in ein so ungünstiges Terrain drängte, daß der völlig rathlose und bestürzte Cumberland sich endlich von allen Seiten eingeschlossen und umzingelt sah. Gezwungen zu capituliren, schloß er unter Vermittelung des dänischen Statthalters zu Oldenburg, Grafen Lynar, mit dem Herzoge von Richelieu die sonderbare Convention von Kloster-Seeven ab (am 9. Sept.). Es ist diese Capitulation in der That räthselhaft zu nennen; wenigstens bewies der Sieger dabei ebenso wenig Staatsklugheit und scharfe Ueberlegung als der Besiegte. Keiner von Beiden dachte daran, das Schicksal der alliirten Truppen zu bestimmen; die hessischen, gothaischen und lippischen Soldaten ließ man ruhig auseinander gehen, während die Braunschweiger und Hannoveraner zwar beisammen blieben, über ihr Loos jedoch in völliger Unklarheit schwebten. Man betrachtete sie weder als Kriegsgefangene, noch wurden sie entwaffnet, vielmehr ließ man sie aus einer Gegend in die andere marschiren, bis sie endlich im Lauenburgischen blieben, von wo aus sie schon nach einigen Wochen aufs Neue gegen den Feind zogen.

Durch diese Capitulation kamen die Franzosen in den sichern Besitz vom ganzen Niederrhein, Westfalen, Braunschweig, Hannover und Hessen; überdies sah sich Friedrich des Beistandes einer befreundeten Armee beraubt und dem unmittelbaren Angriffe der Sieger ausgesetzt zu einer Zeit, wo die Zukunft ihm die düstersten Aussichten bot. Und doch bedurfte es nur eines Tages, einer glänzenden Waffenthat, um die Lage der Dinge

völlig umzugestalten und die stolzesten Hoffnungen seiner Feinde zu vereiteln. Dieser Tag stand nahe bevor und mit freudiger Theilnahme wenden wir uns nach diesen nothwendigen Ablenkungen, welche nunmehr ein klares Bild des großen deutschen Kriegstheaters gewähren, wieder zu dem königlichen Helden zurück, dessen Banner neuen Siegen verheißungsvoll entgegenwallen.

---

# Siebentes Capitel.

Friedrich zieht den Franzosen entgegen. — Haddick's Streifzug nach Berlin. — Die Schlacht bei Roßbach.

Friedrich hatte, wie bereits erzählt worden ist, dem Herzoge von Bevern das Commando der Hauptarmee, mit welcher Schlesien gedeckt werden sollte, übertragen und war in raschen Märschen nach Thüringen geeilt, um die vereinigten Heere der Franzosen und Reichstruppen am weitern Vorrücken zu verhindern. Er verkannte keineswegs seine bedrängte Lage; während der Feind, im Besitze wohlhabender, weit ausgedehnter Länderstrecken, für jede von den Preußen geschlagene Armee eine neue aufstellen konnte, mußte Friedrich voraussehen, daß die Kräfte seines verhältnißmäßig kleinen Staates in dem ungleichen Kampfe nach und nach aufgerieben und auch die tapfersten Thaten am Ende fruchtlos werden würden. Schon damals wünschte er daher sehnlichst den Frieden und wendete sich, um derartige Unterhandlungen einzuleiten, an den französischen Befehlshaber, Herzog von Richelieu. Daß er die andern verbündeten Mächte dabei überging, ist leicht erklärlich, weil er ihre unversöhnliche Erbitterung wohl kannte; überdies aber hegte der König, wie allbekannt ist, eine so große, beinahe leidenschaftliche Vorliebe für die überrheinischen, an Cultur und Sittenverfeinerung den Deutschen damals überlegenen Nachbarn, daß es ihm förmlich wehe that, ihnen als Feind entgegentreten zu müssen. Recht deutlich prägt sich dies Gefühl in einem Schreiben Friedrich's an Richelieu aus, worin er mit edler Offenheit und Herzlichkeit die Hand zum Frieden

bietet. Wir glauben dieses merkwürdige Actenstück, welches Archenholz in seiner Geschichte des Siebenj. Krieges mittheilt, dem Leser um so weniger vorenthalten zu dürfen, als es durch seinen humanen Inhalt die Tadelreden aller Derjenigen entkräftet, welche den König des Ehrgeizes und ungemessener Kriegslust beschuldigen. Es ist vom 6. Sept. 1757 datirt und lautet also:

„Ich sehe wohl ein, Herr Herzog, daß Sie nicht, um Unterhandlungen zu pflegen, an Ihren jetzigen Posten gestellt sind. Indeß bin ich völlig überzeugt, daß der Neffe des großen Cardinals Richelieu nicht weniger befähigt ist, Tractaten zu schließen, als Schlachten zu gewinnen. Ich wende mich an Sie aus Hochachtung, die Sie selbst Denen einflößen, welche Sie nicht persönlich kennen. Es ist nur von einer Kleinigkeit die Rede, mein Herr! nämlich Frieden zu schließen, wenn man dazu geneigt ist. Zwar sind mir Ihre Instructionen nicht bekannt, da es aber wohl möglich ist, daß der König, Ihr Herr, im Voraus von der Schnelligkeit Ihrer Erfolge überzeugt, Ihnen zugleich die Vollmacht ertheilt haben könnte, an der Beruhigung Deutschlands zu arbeiten, so sende ich Ihnen hier den Herrn von Elchetet, dem Sie sich unbedingt anvertrauen können. Obgleich die Ereignisse dieses Jahres mir keine Hoffnung machen sollten, daß Ihr Hof noch irgend günstige Rücksichten für mein Interesse haben könnte, so kann ich mich doch nicht überreden, daß eine freundschaftliche Verbindung, welche sechzehn Jahre überdauerte, nicht einige Spuren in den Gemüthern zurückgelassen haben sollte. Vielleicht beurtheile ich Andere nach meiner eigenen Empfindung. Doch, wie dem auch sei — ich wünsche mein Interesse lieber Ihrem königlichen Herrn, als irgend einem Anderen anzuvertrauen. Haben Sie, mein Herr! keine Instructionen zur Unterhandlung, so ersuche ich Sie, dergleichen von Ihrem Hofe einzuholen und mir den Umfang derselben mitzutheilen. Derjenige, der sich in Genua Bildsäulen erworben, Derjenige, der den mächtigsten Hindernissen zum Trotz die Insel Minorca erobert hat, Derjenige, der im Begriff ist, Niedersachsen zu

unterwerfen — für den kann es nichts Rühmlicheres geben, als an dem Frieden Europas zu arbeiten. Gewiß wird dieser der schönste Ihrer Lorbeern sein! Arbeiten Sie daran, mein Herr! mit derselben Lebhaftigkeit, die Ihre Erfolge bezeichnet und seien Sie versichert, daß Niemand Ihnen mehr dafür verbunden sein wird, als Ihr getreuer Freund

Friedrich."

Es ist nicht bekannt, ob Richelieu mit der von Friedrich gewünschten Lebhaftigkeit zu Werke ging oder nicht; genug, seine Anfrage in Versailles wurde abschläglich beschieden und dem Könige blieb nun auf diese Nachricht nichts übrig, als das Waffenglück über Sein und nicht Sein entscheiden zu lassen. Er kam mit seiner Armee von 22,000 Mann am 12. September in Erfurt an, welches der Feind eiligst verließ und sich bis Eisenach zurückzog. Vergebens rückten die Preußen nach und boten den überlegenen Gegnern eine Schlacht an; Friedrich sah sich endlich genöthigt, nach Sachsen zurückzukehren, da der Herzog von Richelieu über die Elbe zu gehen und ihm in den Rücken zu fallen drohte.

In diese Zeit fällt die bekannte lustige Affaire von Gotha, welche man als ein treffliches Vorspiel der Schlacht bei Roßbach betrachten kann. Der Prinz von Soubise nämlich pflegte mit seinem Generalstabe vorzugsweise in Gotha zu verweilen, wo diese Helden ihre kampfdurstige Ungeduld durch allerhand Festivitäten, Mahlzeiten, Bälle, Concerte &c. zu befriedigen suchten. Eines Tages ist man eben wieder im Begriff, sich zu einem dieser prachtvollen Dinés — glänzende Früchte des französischen Raub- und Erpressungssystems — niederzusetzen, als der Schreckensruf: „die Preußen sind vor den Thoren!" plötzlich den stolzen, goldgestickten Marschällen, Generalen, Obristen und Staabsoffizieren allen Appetit vertreibt und sie veranlaßt, im wilden Gedränge die Schloßtreppe hinab nach den Pferden zu eilen und Hals über Kopf aus der Stadt zu fliehen. In der That war es die höchste Zeit, denn zehn Minuten später rückte unter lustigem Trompetengeschmetter Seidlitz mit 4000 seiner tapfern Reiter ins Thor.

Dieser wackere General und seine Suite quartierten sich ins Schloß und wie erfreut waren die vom langen Marsch ermüdeten Krieger, als sie auf den von Silber starrenden Speisetafeln die köstlichsten Gerichte dampfen sahen! Ohne Verzug nahm man die Plätze der entwischten Franzosen ein und ließ es sich unter fröhlichem Gelächter und Gläserklang gar herrlich schmecken.

Ueber Buttstädt und Naumburg ging Friedrich nach Leipzig, in respectvoller Entfernung von der feindlichen Armee gefolgt. Hier erreichte ihn eine neue Hiobspost, die allerdings schlimmer erschien, als sie wirklich war. Der Kroatengeneral Haddick nämlich hatte von der Lausitz aus einen Streifzug nach dem Brandenburgischen unternommen und war am 16. Oct. 1757 plötzlich vor den Thoren Berlins erschienen. Die Hauptstadt war unbefestigt und nur von etwa 2000 Mann Landmilizen, Invaliden und Rekruten besetzt. Gleichwol beschlossen die Bürger und Gewerke, sich zu vertheidigen, da es nicht sehr gewagt schien, den leichten, ungeordneten Kroatenschwarm in Respect zu halten, bis Entsatz heranrückte. Der Commandant aber, ein General Rochau, war feig genug, mit Haddick zu unterhandeln und, da dieser äußerst billige Foderungen machte, einen Vertrag abzuschließen. Haddick und sein Adjutant erhielten 12,000 und 3000 Thaler, 200,000 Thaler wurden als Kriegscontribution erhoben und nun zog der Feind eiligst wieder ab, wobei er die entlegensten, einsamsten Seitenstraßen einschlug, um den nachsetzenden Preußen zu entgehen.

Als der König von diesem verwegenen Streiche Nachricht erhielt, rückte er selbst auf der Straße nach Berlin vor, eben so die Corps des Generals Seidlitz und des Prinzen Moritz von Anhalt; aber schon in Annaburg erfuhr Friedrich Haddick's Abmarsch und kehrte beruhigt nach Leipzig zurück. Inzwischen war die feindliche Armee, nachdem man die Abwesenheit des Königs erfahren hatte, plötzlich sehr rasch vorgerückt. Soubise sowol wie der Anführer der Reichstruppen, Prinz von Hildburghausen, fühlten sich von großem Muthe beseelt, so lange sie nicht Friedrich gegenüber standen, und hofften jetzt das kleine Preußenhäuf-

lein mit leichter Mühe zu vernichten. Der Marschall Keith, ein sehr verdienter preußischer General und geborener Schotte, stand mit 7000 Mann in und um Leipzig. Auf die peremtorische Auffoderung des Feindes, die Stadt zu übergeben, ertheilte er natürlich eine ablehnende Antwort und sah mit Ruhe und Kaltblütigkeit dem Heranwogen der vereinigten 60,000 Mann starken Heere entgegen. Soubise war schon ganz in der Nähe Leipzigs, denn er hatte mit prahlerischer Bestimmtheit den Beschluß ausgesprochen, Sachsen jedenfalls und in der kürzesten Zeit gänzlich von den Preußen zu befreien; kaum aber war Friedrich selbst, von Annaburg her, bei seinen Truppen wieder eingetroffen, so hatten Franzosen und Reichsvölker nichts Eiligeres zu thun, als wieder umzukehren und bei Weißenfels und Merseburg über die Saale zurückzugehen. Der König folgte ihnen auf dem Fuße und bezog nach einigen unbedeutenden Scharmützeln am 3. Nov. ein Lager bei dem Dorfe Roßbach, fünf Stunden von Lützen. Am 5. November ward hier jene ewig denkwürdige Schlacht geschlagen, an deren Namen sich noch heute glänzender Kriegsruhm für Preußen, Spott und Hohn aber für die so stolz prunkenden Feinde knüpft.

Die vereinigten feindlichen Armeen hatten eine vortreffliche, einem raschen Angriffe vielfache Hindernisse in den Weg legende Stellung eingenommen. Friedrich machte daher eine rückgängige Bewegung, die auch ihren Zweck vollkommen erfüllte. Soubise und Hildburghausen nämlich waren nunmehr überzeugt, der König sei durch den Anblick ihrer 60,000 Mann in Schrecken gerathen und suche sich ihrer imposanten Heeresmacht durch einen schleunigen Rückzug zu entziehen. Nun galt es, den Verwegenen nicht entkommen zu lassen, sondern ihn zu erdrücken und mit seinem Häuflein ohne Weiteres gefangen zu nehmen. Unter schallender Schlachtmusik und mit wehenden Fahnen verließen daher Franzosen und Reichstruppen ihre schönen Positionen und rückten, von stolzer Siegeshoffnung erfüllt, gegen das preußische Lager. Dieses lehnte sich mit dem linken Flügel an Roßbach, mit dem rechten an das Dorf Schartau und einige niedrige Hügel.

Wie groß aber war das Erstaunen des Feindes, als er unter den langen Zeltreihen das ruhigste Bivouacleben walten sah und auch nicht die mindesten Vorbereitungen zu Kampf und Vertheidigung entdeckte! Die Preußen saßen, da es eben Mittag war, um ihre Feuer herum und kochten und sangen so unbekümmert, als befänden sie sich in einem Lustlager bei Berlin oder Potsdam, nicht aber vor einer kampfdürstenden, dreimal überlegenen Heeresmacht. Soubise schüttelte verwundert den Kopf, kam aber bald auf den Gedanken, es könne nur hoffnungslose Verzweiflung und die äußerste Muthlosigkeit sein, welche Friedrich's Soldaten so gleichgültig gegen ihr Schicksal und den nahen Vernichtungskampf mache. Nachdem die hohe Generalität noch eine Zeit lang darüber gestritten hatte, ob es der Armee auch Ruhm genug bringe, gegen ein so kleines Piquet, wie man das preußische Heer nannte, zu fechten, beschloß man endlich, dieses in der Flanke und im Rücken anzugreifen, und war überzeugt, daß auch nicht ein einziger Mann, am wenigsten aber der König, entrinnen werde. Die Colonnen setzten sich also in Bewegung, wobei sogleich ein verhängnißvoller Misgriff stattfand, indem die ganze Reiterei an die Spitze des rechten Flügels gestellt wurde.

Jetzt dünkte es dem Könige Zeit, seine Maßregeln zu treffen. Um 2 Uhr ward das Lager abgebrochen und der General Seidlitz mit der ganzen Cavalerie, welcher sieben Bataillone unter dem Prinzen Heinrich folgten, dem Feinde entgegengeschickt. Seidlitz nahm seinen Marsch hinter den Schartauer Hügeln weg, so daß er den Franzosen völlig verborgen blieb. Der rechte Flügel derselben und vorerst die Reiterei kam eben zwischen den Dörfern Reichartswerben und Lunstädt hervor und sah sich forschend um, woher der Feind wol erscheinen könnte. Da brach urplötzlich Seidlitz hinter den Hügeln vor und stürzte sich wie ein Orkan auf die feindliche Cavalerie, die sich, erschrocken und bestürzt, noch ungeordnet und in der Flanke gefaßt, eiligst zu formiren suchte. Dazu aber gönnten ihnen die preußischen Husaren und Dragoner keine Zeit. Im Galopp brausten sie heran, fielen wie ein Hagelwetter in den ängstlich hin und her drängenden Reiter=

knäuel und jagten ihn im Nu wie Spreu auseinander. Vergebens suchten zwei österreichische Regimenter Stand zu halten — sie wurden mit fortgerissen, zersprengt, und nun flog diese stolze Cavalerie, von einem panischen Schrecken ergriffen, in wilder Flucht über das Blachfeld hin. Soubise ließ die Reserve vorrücken, aber im Augenblick war sie gleichfalls zurückgeworfen und vermehrte nur die allgemeine Verwirrung. — Indeß war auch Prinz Heinrich, welcher der allzurasch vorrückenden Reiterei nicht hatte folgen können, hinter den seinen Marsch verbergenden Hügeln vorgekommen und ließ auf dem höchsten derselben, dem sogenannten Janusberge, eine Batterie auffahren, welche von entscheidender Wirkung war. Sie eröffnete ein furchtbares Feuer auf die feindliche Infanterie, die sich jetzt von den preußischen Bataillonen mit Ungestüm in der Flanke angegriffen und völlig überflügelt sah. In wenig Minuten war der Kampf entschieden. Das von seiner Reiterei verlassene, beinahe aufgerollte Fußvolk machte Kehrt, stürzte sich in wilder Hast auf den linken Flügel und riß diesen über den Haufen, so daß die ganze Armee jetzt das Schauspiel einer entsetzlichen Unordnung, ein wüstes, flüchtig und angstvoll durcheinander wogendes Gedränge darbot. In diesem verhängnißvollen Augenblicke stürmte der unermüdliche Seidlitz zum zweiten Male mit seinen Reitern mitten unter diese chaotische Masse und hieb Alles nieder, was sich nicht gefangen gab. Nur der einbrechenden Nacht verdankten es die vereinigten Heere, daß sie nicht völlig vernichtet wurden. In regelloser Flucht stob jetzt Alles auseinander; Reiter und Fußvolk warfen die Waffen von sich, die Artillerie unter dem Grafen von Aumale ließ ihr sämmtliches Geschütz im Stiche — kurz, Abends 6 Uhr war von der ganzen feindlichen Armee auch nicht *ein* Regiment mehr beisammen und wie von höllischen Dämonen gejagt, flohen die Geschlagenen truppweise und im elendesten Zustande immer nach Westen fort, weil sie sich vor Seidlitz's Schwadronen erst hinter dem Rhein sicher glaubten.

In der unglaublich kurzen Zeit von anderthalb Stunden war dieser beispiellose Sieg errungen, der den Franzosen 10,000

Mann kostete, die fast sämmtlich gefangen genommen wurden. Nur sechs preußische Bataillons und die Reiterei waren zum Treffen gekommen, denn der rechte Flügel unter dem Herzoge von Braunschweig erschreckte durch die ersten Paar Kanonensalven die ihm gegenüberstehenden Reichstruppen dergestalt, daß sie plötzlich Kehrt machten und nach allen Richtungen hin die Flucht ergriffen. Ein so klägliches Ende nahm die Executionsarmee des heiligen römisch-deutschen Reiches, und ihrer Zusammensetzung und Organisation nach konnte ihr auch kaum ein anderer Erfolg prophezeit werden. Bestand sie doch aus allerlei Volk, das die süddeutschen Reichsstände mit Noth und Mühe zusammengetrieben hatten. Oft waren die Offiziere ehrliche Bauerbursche, die man vom Pfluge weggenommen hatte, und die Dragoner, meistens ausgediente Postillone, Bereiter, Lohnkutscher &c., ritten auf den jämmerlichsten Karrengäulen, deren ehrwürdiges Alter wenigstens Schonung verdient hätte. Dafür waren diese erbaulichen Truppen mit von frommen Klosternonnen gestickten Fahnen versehen, über die der Priester den Segen gesprochen und ihre Wunderkraft gegen die preußischen Ketzer unzweifelhaft verkündet hatte. Pauken, Trommeln und Trompeten aber waren aus den staubigen Winkeln der Zeughäuser oder von alten Ritterburgen herbeigeschleppt und paßten gut zu der buntscheckigen, meistens ziemlich armseligen Uniform dieser traurigen Armee, die Niemand ohne Lachen ansehen konnte und von der man gleichwol großartige Heldenthaten erwartete.

Außer dem glänzenden Ruhme brachte der Tag von Roßbach den Preußen ansehnliche Beute ein, mit der die einfachen, abgehärteten Krieger freilich bisweilen nichts anzufangen wußten. Denn da gab es eine Unmasse von Gegenständen des Luxus und der Ueppigkeit, Pomadenbüchsen, ganze Kasten voll Flaschen wohlriechender Wasser, Zahn- und Haarbürsten, Sonnenschirme, Pantoffeln, Schlafröcke, Puderbüchsen, Perücken und Toilettenspiegel — alles Dinge, ohne welche ein französisches Heer der damaligen Zeit nicht ins Feld rücken konnte. Freilich ist es seit der Revolution anders geworden und die Armeen des Kaisers

Napoleon haben der Welt gezeigt, daß die Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts in Abhärtung und Ertragung von Strapatzen mit den alten Spartanern wetteifern konnten.

Die Preußen zählten nach der Schlacht nur 91 Tode und 270 Verwundete, so daß man im Bereich der ganzen Weltgeschichte kaum ein zweites Beispiel finden dürfte, wo ein so wichtiger und vollständiger Sieg mit so verhältnißmäßig geringen Opfern erkauft wurde. Als ein einzelnes Corps am andern Morgen zur Verfolgung der Geschlagenen ausrückte, fand es die Landstraße nach Erfurt hin wie besäet mit weggeworfenen Flinten, Säbeln, Pistolen, Kürassirhelmen und schweren Reiterstiefeln, denn die Flüchtlinge hatten sich nicht leicht genug machen können, um nur rasch fortzukommen. Ueberdies waren den Siegern am Schlachttage 63 Geschütze und 22 Fahnen und Standarten in die Hände gefallen.

Die moralische Wirkung des Sieges bei Roßbach war nicht geringer als die politische und militairische. Im gleichen Grade wie Friedrich's Feinde sich gedemüthigt fühlten, hob sich der Muth nnd die Begeisterung der Preußen, die mit Stolz und Verehrung auf ihren Heldenkönig schauten, unter dessen Anführung ihnen nichts mehr unmöglich schien. Der niederschlagende Eindruck der Schlacht von Kollin war nunmehr aus allen Gemüthern verwischt und wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von der Roßbacher Schlacht durch die deutschen Gauen.

„Wenn unser alter Friedrich kommt,
Und klopft nur auf die Hosen,
Da läuft die ganze Reichsarmee
Da laufen die Franzosen."

So sangen triumphirend die Preußen und rieben sich vergnügt die Hände. Man gönnte den Franzosen den erlittenen Schimpf und es heißt nicht zu viel behauptet, daß das ganze deutsche Volk sich herzinnig darüber freute; denn seit einem Jahrhundert schon sah es mit Groll und Aerger, wie seine Fürsten und Vornehmen mit Affennarrheit Alles priesen und be-

wunderten, was jenseit des Rheines herkam; sein gesunder Sinn empörte sich gegen die ungerechte Bevorzugung einer Nation, die damals, durch und durch von oben herab demoralisirt und verderbt, die deutsche Sitteneinfalt und Redlichkeit verspottete, gleichwol aber gierig nach deutschen Reichthümern haschte. Aus Paris kamen alle Luxusartikel, aus Paris alle Kunsterzeugnisse, denn das vaterländische Talent aufzumuntern, hielt man für unanständig; aus Paris kamen auch die Gaukler, Schauspieler, Höflinge, Spitzbuben und Maitressen, und nisteten sich, ihren Gifthauch verbreitend, auf unserm Boden ein oder zogen hohnlachend davon, nachdem sie die deutsche Treue betrogen, den deutschen Fleiß ruinirt und das deutsche Geld in ihre Säckel gescharrt hatten. An Alles dies dachte das Volk und darum jauchzte es so entzückt und fröhlich dem Sieger von Roßbach entgegen!

# Achtes Capitel.

Treffen bei Moys. — Tod des Generals Winterfeld. — Bevern zieht sich durch Schlesien zurück. — Eroberung von Schweidnitz. — Die Schlacht bei Breslau.

Als der König gegen Ende des August 1757 nach Sachsen gegangen war, um die Franzosen und Reichstruppen zu schlagen, hatte er, wie erzählt worden ist, die Hauptarmee dem Herzoge von Bevern anvertraut, mit dem Auftrage, Schlesien zu decken und die Verbindung mit der Oberlausitz offen zu halten. Bevern bezog demgemäß ein festes Lager am Fuße der Landskrone, eines hohen, in der Nähe von Görlitz liegenden Berges, während der General Winterfeld, den der König gleichfalls, vielleicht mit geheimen Instructionen, zurückgelassen hatte, sich eine halbe Meile weiter links bei dem Dorfe Moys am rechten Neisseufer verschanzte. Durch diese Maßregeln glaubte man das Vordringen des Feindes, der unter Daun, Lothringen und Nadasti bei Bernstädtel stand, unmöglich gemacht zu haben. Das Gegentheil stellte sich leider früh genug heraus.

In den ersten Tagen des Septembers traf der Staatsminister Kaunitz, die Seele dieses unheilvollen Krieges, im österreichischen Lager ein, um sich mit den Feldherren über den Gang der ferneren Operationen zu berathen. Man wünschte, ihm Beweise von der Thätigkeit und Energie des kaiserlichen Heeres zu geben und glaubte diesen Zweck nicht besser erreichen zu können, als durch einen siegreichen, unter seinen Augen stattfindenden Angriff auf das isolirte Winterfeldische Corps. Ueberdies versprach

das Gelingen dieser Attake bedeutende Vortheile, denn Bevern war dann genöthigt, seine Position gleichfalls zu verlassen, wenn er nicht von Schlesien abgeschnitten, vielleicht umzingelt werden wollte. Nadasti rückte also mit 20,000 Mann und 24 schweren Geschützen am 7. Sept. gegen Winterfeld's Lager und griff sogleich zwei auf dem Jäkelsberge verschanzte Grenadierbataillone an.

Winterfeld befand sich eben bei dem Herzoge von Bevern, als die furchtbare Kanonade ihn von dem Bedrängnisse seiner Truppen unterrichtete. Augenblicklich raffte er fünf Bataillone zusammen und flog mit diesen den Angegriffenen zu Hülfe, die mit verzweifelter Tapferkeit trotz der ungeheuren Uebermacht und des schweren Geschützes ihre Stellung behauptet hatten. Kaum war Winterfeld auf dem Kampfplatze angelangt, so stürzte er sich, ohne einen Augenblick zu zögern und den Feind zu zählen, auf die österreichischen Kroaten und Grenadiere und schlug sie zurück. Bei dieser Gelegenheit aber wurde der talentvolle, von Friedrich wahrhaft geliebte Feldherr tödtlich verwundet und das Treffen wendete sich wieder zu Gunsten des Feindes, der den Herrenhof von Ober-Moys in seine Gewalt bekam und, durch ein waldiges Defilée marschirend, die auf dem Jäkelsberge verschanzten Bataillone im Rücken angriff. Die Preußen sahen sich unter diesen Umständen zum Rückzuge genöthigt und Nadasti nahm den Jäkelsberg in Besitz.

Dieses an sich unbedeutende Treffen wurde gleichwol wichtig durch die Folgen, welche es nach sich zog. Durch Winterfeld's Tod, der schon am nächsten Tage erfolgte, verlor Friedrich einen theuern Freund und die Armee einen ihrer begabtesten Führer; der Herzog von Bevern aber, den ein österreichisches Corps durch die Besetzung Bautzens von Sachsen und der Elbe abgeschnitten hatte, mußte jetzt den Rückzug nach Schlesien antreten. Er ging daher über den Queis, bei Bunzlau über den Bober und nahm am 19. Sept. eine Stellung bei Liegnitz ein.

Sogleich setzte sich auch die feindliche Armee in Bewegung und folgte, sich ein Paar Meilen weiter südlich haltend, dem Herzoge Schritt vor Schritt. Bei Liegnitz standen die beiden

Heere einige Tage lang einander unthätig gegenüber. Lothringen wünschte eine Schlacht, allein nach einer erfolglosen Kanonade zog sich Bevern auf der Straße nach Glogau zurück und ging, als der Feind ihm nicht folgte, über die Oder, auf deren rechtem Ufer er bis Breslau marschirte und dort wieder auf das linke Ufer zurückkehrte. Durch diesen geschickten Marsch hatte er sich die Verbindung mit Oberschlesien gesichert und bezog am 1. Oct., um die Hauptstadt Schlesiens zu decken, hinter dem Loheflüßchen ein festes Lager.

Karl von Lothringen, der ein Paar Tage später vor Breslau ankam, war äußerst erstaunt, die preußische Armee, welche er bei Glogau glaubte, hier in einer so vortheilhaften Stellung zu finden. Gleichwol beschloß er den Angriff; da aber die rauhe Jahreszeit herannahte, und die Kaiserlichen den Winter über in Schlesien zu cantonniren gedachten, schien es ihm vor Allem nöthig, die Festung Schweidnitz und durch sie die ungehinderte Communication mit Böhmen zu gewinnen. Demgemäß brach Nadasti, dessen Corps durch baierische und würtembergische Truppen verstärkt worden war, nach Schweidnitz auf und begann am 27. Oct. die Belagerung mit Eröffnung der Laufgräben. Die Aufgabe war nicht besonders schwierig und hatte den besten Erfolg. In der Nacht des 11. Novembers wurde die Stadt auf fünf Punkten zugleich bestürmt und nach tapferer Gegenwehr genommen. Vier Generale, unter ihnen der Commandant, von Seers, und 5800 Mann Besatzung wurden zu Kriegsgefangenen gemacht; überdies fiel eine wohlgefüllte Kriegskasse, mehrere Magazine und zahlreiches Feldgeräth in die Hände des Feindes, der in dem eroberten Platze 8000 Mann zurückließ und sich wieder mit dem Hauptheere bei Breslau vereinigte.

Karl von Lothringen glaubte nun die Schlacht keinen Augenblick länger aufschieben zu dürfen, denn zugleich mit der Kunde von dem Siege der Preußen bei Roßbach war ihm auch die Nachricht zugekommen, daß der König in Eilmärschen zur Wiedereroberung Schlesiens heranrücke.

Am 22. Nov. wurde die Schlacht bei Breslau, wo

80,000 Oesterreicher 30,000 Preußen entgegenstanden, mit einer furchtbaren Kanonade eröffnet. Die Preußen hatten sich in den Dörfern Höfgen, Schmiedefeld, Klein-Mochbern, Kleinburg und Pilsnitz stark verschanzt, überdies von dem letztgenannten Dorfe bis zum Oderufer hin einen mit Jägern und 6 Grenadierbataillons besetzten Verhau und mehrere vor der Front gelegene Redouten aufgeführt. Diese Werke wurden gleich einer Festung aus schwerem Geschütz beschossen und vom Feinde, nachdem er auf verschiedenen Punkten die Lohe passirt, in drei Colonnen angegriffen. Nadasti, der zuerst mit Ziethen handgemein wurde, ward von der preußischen Reiterei kräftig empfangen und über die Lohe zurückgeworfen. Das Freibataillon Angenelly vertheidigte das Dorf Kleinburg mit der äußersten Tapferkeit; endlich wurde es von den österreichischen Grenadieren herausgetrieben, erstürmte es jedoch aufs Neue, nachdem es durch Ziethen'sche und Werner'sche Husaren verstärkt worden war.

Inzwischen hatte der Prinz von Lothringen den Hauptangriff auf die Dörfer Höfgen, Schmiedefeld und Klein-Mochbern unternommen. Auf diesen Punkten entstand ein blutiger Kampf. Die Preußen, welche dem auf drei Brücken die Lohe passirenden Feinde unerschrocken entgegengingen, wurden von einem so entsetzlichen Kartätschenhagel empfangen, daß es unmöglich war, mit den zerschmetterten Bataillonen der Uebermacht zu widerstehen. Die Dörfer wurden sämmtlich genommen und von dem Feinde sogleich mit Haubitzen besetzt, die ihr mörderisches Feuer den sich langsam und Schritt vor Schritt zurückziehenden Preußen nachschleuderten.

Der Kampf schien nunmehr für die Kaiserlichen glänzend entschieden; da raffte der unerschrockene Bevern noch einmal zehn Infanterie- und drei Cavaleriereg imenter zusammen und warf sich auf den schon triumphirenden Feind. Mit der grimmigsten Erbitterung wurde von beiden Seiten gefochten; über die Leichen ihrer Kameraden, mitten durch brennende Gassen rückten die Preußen in geschlossenen Colonnen vor, dem nicht minder tapfern Feinde das blutige Terrain fußweise abringend. Der Erfolg

krönte so ungeheure Anstrengungen, und als die Nacht hereinbrach, hatte Bevern die drei Dörfer wieder erobert und den Feind bis an die Lohe zurückgetrieben.

Die tiefe Finsterniß nöthigte beide Parteien, die Schlacht abzubrechen, die trotz der herben Opfer, welche sie gekostet, dennoch völlig unentschieden war. Aber die preußische Armee stand nach den Verlusten, welche ihr dieser heiße Kampf gekostet, in zu ungleichem Verhältnisse zum Feinde, als daß der Herzog von Bevern es für rathsam erachtet hätte, morgen zum zweiten Male das übermächtige Anstürmen des Feindes abzuwarten. Er wies daher selbst Ziethen's Vorschlag, die ziemlich ungeordnet auf dem Schlachtfelde bivouakirenden Oesterreicher noch in dieser Nacht plötzlich zu überfallen, von sich und gab den Befehl zum Rückzuge durch Breslau hindurch auf das rechte Oderufer. So geschah es denn, und Karl von Lothringen hatte am andern Tage den angenehmen Anblick eines vom Feinde verlassenen Schlachtfeldes.

Der Verlust der Preußen betrug 6200 Mann an Todten und Verwundeten, 3000 Gefangene und 80 Geschütze; die Oesterreicher verloren ungefähr 18,000 Mann.

Der Herzog von Bevern bezog nach der Schlacht ein Lager hinter Breslau, wurde aber am 24. November beim Recognosciren gefangen genommen. Mehrere Geschichtschreiber sind bei der Schilderung seines allerdings ungünstigen Feldzuges in Schlesien in ihren Urtheilen gegen den Herzog äußerst ungerecht gewesen. Man vergaß bei der Herzählung einzelner Unfälle, die bei der gewaltigen Uebermacht des Feindes kaum zu vermeiden waren, daß der Name Bevern an keinem jener glänzenden Tage ungenannt blieb, welche eben diese Epoche der preußischen Geschichte verherrlichen; man vergaß, daß unter Friedrich's Siegen kaum einer ist, an dem nicht Bevern bedeutenden, ruhmvollen Antheil hatte — ja, man ist sogar so weit gegangen, seine Gefangennehmung als eine vorsätzlich herbeigeführte zu betrachten, wodurch er sich auf die feigste Weise dem Unwillen des Königs habe entziehen wollen. Es ist aber Beruf und Pflicht des unparteiischen Geschichtschreibers, den scheelsüchtigen Undank der Vergan-

genheit zu sühnen und zu entkräften durch eine gerechte Würdigung des so hart angeklagten und durch die Ungnade seines von ihm so innig verehrten Königs tiefgekränkten Feldherrn.

Die nächste Folge der Schlacht war die Uebergabe Breslau's an die Oesterreicher, den 24. Nov. Der Commandant, General von Leßtwitz, glaubte sich mit seinen acht schwachen Bataillonen Besatzung nicht halten zu können und schloß, um die Stadt vor den Schrecken einer Belagerung zu bewahren, höchst übereilt eine Capitulation, wornach er mit seinen Truppen freien Abzug erhielt. Der größte Theil dieser Besatzung bestand aus Sachsen, welche nur gezwungen den Preußen dienten und nun augenblicklich zu den Kaiserlichen übergingen, so daß kaum 400 Mann übrig blieben. Das Verfahren des Generals Leßtwitz, der ohne Noth die Hauptstadt des Landes, angefüllt mit ungeheuern Vorräthen an Kriegsbedarf aller Art, dem Feinde überlieferte, erzürnte den König dergestalt, daß er den Schuldigen zu mehrjährigem Festungsarrest verurtheilte.

Die Oesterreicher glaubten nun den Feldzug geendet und waren im Begriff, in Schlesien Winterquartiere zu beziehen. Sie hatten alle Ursache, mit den bisherigen Ergebnissen des diesjährigen Feldzuges zufrieden zu sein und erwarteten nichts Geringeres, als daß der nächste Sommer dem Kriege ein für sie eben so ruhmvolles als gewinnreiches Ende machen werde. Das Herannahen Friedrich's aber überzeugte sie, daß es noch nicht Zeit sei, Ruhe zu suchen und daß das verhängnißvolle Jahr 1757 auf dem Boden seiner Urne noch ein dunkles, inhaltschweres Loos aufbewahrt habe.

---

# Neuntes Capitel.

Die Schlacht bei Leuthen. — Wiedereinnahme von Breslau.

König Friedrich II. brach kurz nach der siegreich gewonnenen Schlacht bei Roßbach mit 28 Schwadronen Cavalerie und 9 Bataillonen Infanterie nach Schlesien auf, wo seine Gegenwart in der That äußerst nöthig war. Er ging über Leipzig, Torgau, Großenhain, Görlitz und Parchwitz, wo er ein österreichisches Corps unter dem General Gersdorf in die Flucht schlug. Diesen weiten Marsch hatte er in nur zwölf Tagen zurückgelegt, weshalb er seinen müden Truppen einige Ruhetage gewährte und inzwischen das sehr zusammengeschmolzene Bevern'sche Corps an sich zog. Friedrich's Heer war nunmehr 33,000 Mann stark und mit dieser verhältnißmäßig geringen Macht gedachte er 92,000 Oesterreicher, welche dicht unter den Kanonen Breslau's in einem starkbefestigten Lager standen, anzugreifen und zu besiegen. Nur die äußerste Bedrängniß konnte ein so gewagtes, beinahe tollkühnes Unternehmen veranlassen und rechtfertigen.

Aber der Feind selbst bot dem heraneilenden Helden die Hand zum Siege. Die österreichische Generalität hielt großen Kriegsrath und debattirte über die Frage, ob man die Preußen im Lager erwarten oder ihnen entgegenrücken solle? Der vorsichtige Daun vertheidigte lebhaft die erstere Meinung und behauptete, der König von Preußen werde mit seinem kleinen, durch Eilmärsche und Strapatzen aller Art geschwächten Häuflein einen Angriff auf ihre unüberwindlichen Positionen entweder nicht wagen oder dabei zu Grunde gehen. Karl von Lothringen aber, den

die Schlacht bei Breslau mit Siegesmuth und Kampflust erfüllt hatte, zog den zweiten Plan vor und sah sich von der Mehrzahl der Generale, ganz besonders aber von der Beredtsamkeit des Grafen Luchesi unterstützt. So wurde denn beschlossen, den Preußen entgegenzurücken und das Glück der österreichischen Waffen zum ersten Male in völlig freiem Felde zu erproben.

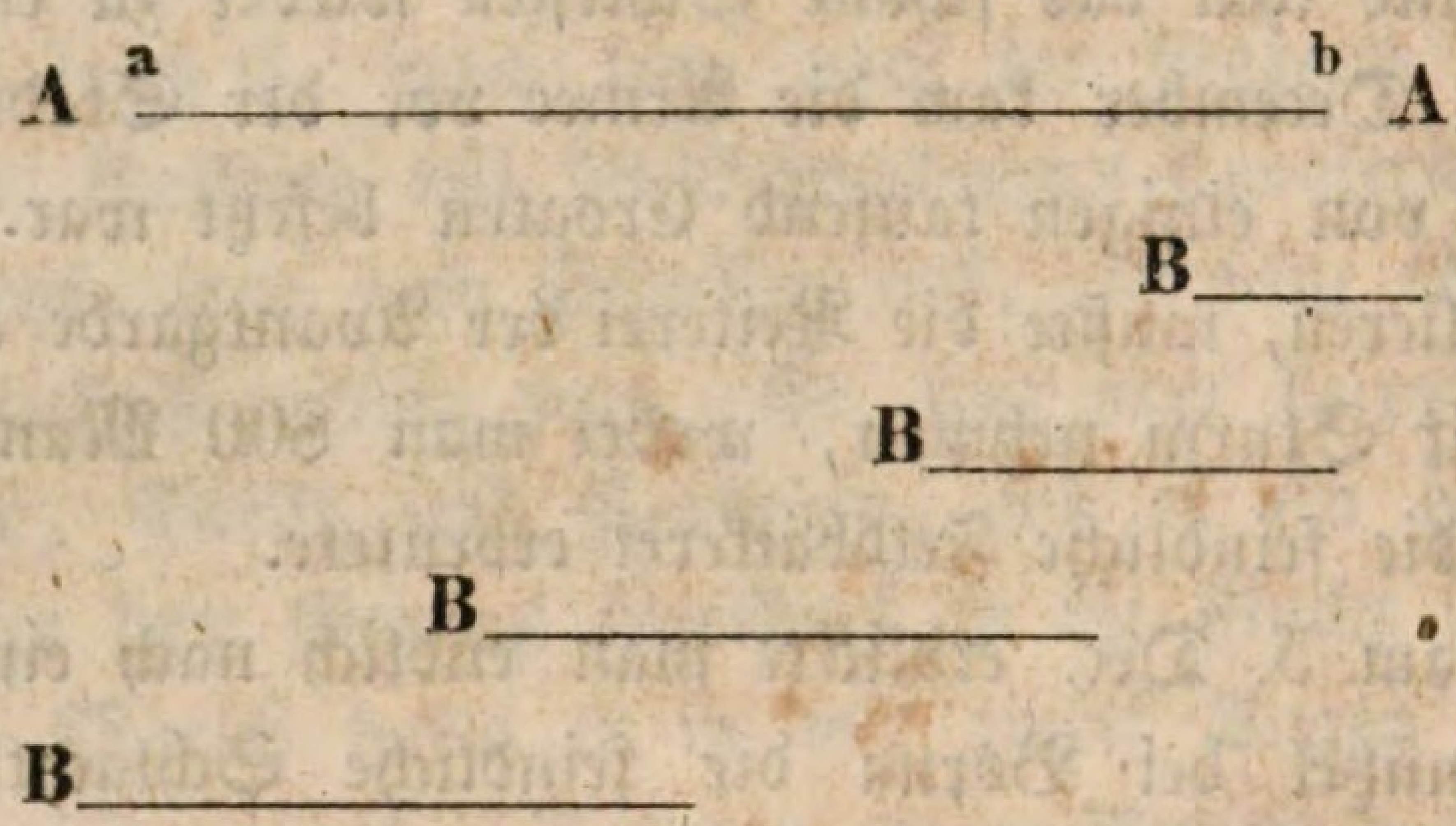
Friedrich zeigte sich bei dieser Nachricht sehr erfreut und erleichtert. Auch er ließ seine Generale und Stabsoffiziere zusammenkommen und feuerte ihren erprobten Muth durch eine eindringliche Rede an, welche die höchste Begeisterung erregte. Die Truppen selbst brannten vor Begierde, sich mit dem Feinde zu messen und ihm das schöne Schlesien wieder zu entreißen.

Am 4. December kam die Armee vor der Stadt Neumarkt an, welche von einigen tausend Croaten besetzt war. Um keine Zeit zu verlieren, mußte die Reiterei der Avantgarde absitzen und den Ort mit Sturm nehmen, wobei man 800 Mann gefangen nahm und die feindliche Feldbäckerei erbeutete.

Früh am 5. Dec. erblickte man endlich nach einem leichten Reiterscharmützel bei Borna die feindliche Schlachtlinie. Sie nahm einen so weiten Flächenraum ein, daß ihre imposante Größe und die enorme Ueberzahl jeden andern Feldherrn, als einen Friedrich, mit Bestürzung erfüllt und von einem so ungleichen Kampfe abgehalten haben würde. Der rechte Flügel unter dem General Luchesi lehnte sich an ein dichtes Gehölz und war durch verschiedene Gräben, Teiche und morastige Wiesen gedeckt; von hier zog sich die Front hinter den Dörfern Frobelwitz und Leuthen fort, wo sich die Cavalerie anschloß; der linke Flügel unter Nadasti reichte bis nach Sagschütz, von wo er in einer hakenförmigen Krümmung bis an die Teiche bei dem Dorfe Gohlau reichte.

Der König hatte kaum die feindliche Stellung gemustert, als auch schon sein Angriffsplan entworfen war — ein Angriffsplan, der in der Kriegsgeschichte ewig denkwürdig bleiben und den Namen Leuthen für alle Zeiten verherrlichen wird. Die Grundlage desselben bildete eine taktische Erfindung der Griechen,

durch welche Epaminondas von Theben die glorreichen Schlachten bei Leuktra nnd Mantinea gewann. Es ist dies die sogenannte schräge Schlachtordnung, deren Vortheil darin besteht, daß der Feind stets in Ungewißheit ist, auf welchem Punkte er angegriffen werden soll, da seine ganze Linie bedroht ist. Es werden nämlich die Truppen in gewissen Entfernungen hinter einander in schräger Richtung aufgestellt, so daß, während die eine Spitze des Heeres dicht an den Feind herangerückt ist, die andere, mit welcher der eigentliche Hauptangriff geschehen soll, sich noch weit zurück befindet. Ein Paar Striche werden genügen, das Wesen dieser künstlichen Stellung zu verdeutlichen.




A ist die feindliche Linie, gegen welche die Linie B auf die beschriebene Weise avancirt und auf gleiche Weise den Punkt a wie den Punkt b bedroht. Die Schilderung der Schlacht wird zeigen, wie Friedrich eine Erfindung der alten Kriegskunst mit der gänzlich veränderten Taktik der neuern Zeit zu einem genialen Ganzen verschmolz.

In der angegebenen Aufstellung rückte die preußische Armee zwischen den Dörfern Lobetinz, Striegwitz und Kartschütz gegen den Feind. Luchesi ward durch die Scheinbewegungen des Königs getäuscht und glaubte zuverlässig, der Hauptangriff werde seinen rechten Flügel treffen; er schickte deshalb Eilboten auf Eilboten zum Marschall Daun, der die Reserve commandirte, mit der dringenden Bitte um Unterstützung. Nach einigem Zögern wurden denn auch mehrere Cavalerieregimenter vom linken Flügel auf den rechten detachirt; kaum aber war dies geschehen,

so sprengten Nadasti's Adjutanten athemlos heran und richteten dieselbe Foderung an Daun, indem sie versicherten, der Feind sei unzweifelhaft im Begriff, sich auf den linken Flügel zu stürzen. Daun gerieth durch diese aufeinanderfolgenden, gänzlich widersprechenden Botschaften in die peinlichste Verlegenheit, und weil er es für gefährlich hielt, die ganze Reserve gleich anfangs in den Kampf zu bringen, schlug er Nadasti's Begehren ab.

Die nächste Viertelstunde zeigte schon, wie Nadasti mit weit größerem Scharfblicke die Absichten Friedrich's durchschaut hatte, als Luchesi. Vier Bataillons der preußischen Avantgarde und eine Batterie schweren Geschützes erhielten Befehl, das Dorf Sagschütz, den Stützpunkt des Nadasti'schen Corps, wegzunehmen, während die preußische Cavalerie, von sechs andern Bataillonen gedeckt, die feindliche Reiterei erwartete. Nadasti, bei dem jetzt auch der letzte Zweifel an der Richtigkeit seiner Befürchtung verschwand, suchte durch einen plötzlichen Cavalerieangriff das drohende Unheil abzuwenden; seine Schwadronen stürmten daher gegen die Preußen heran und brachten auch die Reiterei in Unordnung. Nun aber eröffneten die vorerwähnten sechs Bataillone ein so entsetzliches Feuer, daß der Feind seinen Vortheil aufgeben und mit großen Verluste eiligst zurückweichen mußte. Im Sturmschritt folgten die Preußen nach, stürzten sich, ohne einen Augenblick zu zögern, auf die an der äußersten Spitze des linken Flügels stehenden würtembergischen Grenadiere, warfen sie auf die baierischen Truppen zurück und brachten bald eine so unbeschreibliche Verwirrung unter den Feinden zuwege, daß jetzt schon der Sieg als entschieden zu betrachten war. Einige sächsische und kaiserliche Kürassierregimenter, die den wankenden Flügel unterstützen wollten, wurden von der preußischen Cavalerie, die sich inzwischen wieder gesammelt hatte, zersprengt, ehe sie sich formiren konnten, und nun griff die heldenmüthige Infanterie, zugleich mit den vier Bataillonen, welche die schwere Batterie bei sich hatten, das Dorf Sagschütz an und eroberte es nach kurzer Gegenwehr.

Der linke Flügel war geschlagen und wälzte sich in wilder

Unordnung rückwärts, während die preußische Cavalerie auf allen Seiten einhieb. Zu spät hatten Daun und der Herzog von Lothringen ihren Irrthum hinsichtlich des Angriffspunktes entdeckt: die schräge Schlachtordnung machte sich von Minute zu Minute furchtbarer und brachte die kaiserlichen Feldherren zur Verzweiflung; denn dadurch, daß sich die ganze preußische Armee beim Avanciren immerfort langsam rechts hinzog, wurde der Feind beständig überflügelt und seine Regimenter attakirt und zerstreut, ehe sie sich ordnen konnten. Die vier Bataillone der Avantgarde, welche Sagschütz erstürmt hatten, kamen sogar, da dieses herrliche Manoeuvre fortwährend und mit schönster Präcision beibehalten wurde, mit ihrer mächtigen Batterie dem Feinde in den Rücken und schmetterten Daun's Reserve, von welcher jetzt vergebens Colonne auf Colonne anrückte, mit Kartätschen auseinander, bevor sie sich in die Hauptlinie einreihen konnte.

Karl von Lothringen, der nunmehr seinen linken Flügel völlig geschlagen sah, beschloß, das Centrum mit äußerster Anstrengung zu behaupten und ließ deshalb von den Truppen einen ausspringenden Winkel formiren, dessen äußerste Spitze das Dorf Leuthen bildete. Eine ungeheure Batterie wurde hier aufgefahren und der Kern der Reserve in das Dorf, und besonders in den von einer Mauer umgebenen Kirchhof, postirt. Aber auch diese furchtbaren Anstalten vermochten Friedrich nicht, seinen prachtvollen Plan zu ändern. Bei der immer fortgesetzten Flankenbewegung traf die schon erwähnte schwere Batterie auf die Seitenlinien des von dem Feinde gebildeten Winkels und bestrich sie mit Kartätschen, welche die furchtbarste Wirkung hatten. Zwei Bataillone Garde und das Regiment Retzow aber stießen grade auf Leuthen und stürmten sogleich darauf los, trotz der unaufhörlichen Thätigkeit der hier befindlichen Batterie. In den engen Gassen des Dorfes entspann sich nun ein mörderischer Kampf, Mann gegen Mann, mit Bajonnett und Kolben. Die Oesterreicher wehrten sich mit dem Muthe der Verzweiflung, die Preußen stählte die Hoffnung des bald errungenen Sieges und der Gedanke an ihren König. Eine halbe Stunde dauerte das Ge=

metzel; jedes Haus, jede Hecke, jede Mauer mußte erstürmt werden, und erst als die Garde unter Möllendorf den Kirchhof erobert und das Kanonenfeuer zum Schweigen gebracht hatte, verließ der Feind das Dorf und zog sich in dicht gedrängten Haufen ins freie Feld zurück. Zwar versuchte Karl von Lothringen noch einmal, die Ordnung herzustellen, ein wüthender Cavalerieangriff der Preußen aber, unterstützt von dem Feuer mehrerer Batterien, zwang ihn zu einem hastigeren Rückzuge.

Erst als der Feind aus Leuthen vertrieben war, durfte auch der bisher zurückgezogene linke Flügel den feindlichen rechten angreifen. Die Kaiserlichen, die ihren linken Flügel und das Centrum geschlagen sahen, leisteten keinen hartnäckigen Widerstand, um so weniger, da die preußische Cavalerie, welche den Ruhm ihrer siegreichen Brüder theilen wollte und durch das lange Warten ungeduldig geworden war, mit unwiderstehlicher Wuth die österreichischen Schwadronen zurückwarf, sich dann auf die Infanterie stürzte und den ganzen rechten Flügel im Nu auseinandersprengte.

Die Schlacht war für Friedrich glorreich gewonnen und dem Feinde blieb keine andere Hoffnung als die des schleunigen Entrinnens. Ein letzter Versuch Lothringens, sich zwischen Frobelwitz und Sara festzusetzen, ward durch die ungestüme Tapferkeit des Generals von Wedell vereitelt, der die bestürzten, völlig entmuthigten Oesterreicher wiederum überflügelte, 4000 Gefangene machte und somit durch diese Waffenthat das Ende des unvergeßlichen Tages von Leuthen krönte. Der Feind räumte nunmehr hastig das Feld und seine untereinandergemengten, schrecklich gelichteten Haufen eilten unter Begünstigung der einbrechenden Nacht über das Schweidnitzer Wasser und in ihr altes Lager bei Breslau zurück.

Eine herrlichere, durch Ruhm und Heldenmuth denkwürdigere Schlacht als die bei Leuthen haben die Annalen der preußischen Geschichte nicht aufzuweisen. Ganz Europa horchte staunend der Kunde davon, und während die Unterthanen des großen Königs, während Norddeutschland und England im hellen

Jubel ihr Entzücken laut werden ließen, konnten auch Preußens Feinde ihre Bewunderung nicht verhehlen, die größer und wahrhafter war, als daß Haß und Parteisucht sie hätten ersticken können.

Der Verlust der Oesterreicher, die sich gleichfalls äußerst tapfer geschlagen hatten, war ungeheuer. Er betrug 7000 Mann an Todten und Verwundeten, 21,500 Gefangene — darunter 307 Offiziere —, 134 Kanonen, 4000 Wagen und 59 Fahnen. Ueberdies gingen nach der Schlacht noch 6000 Mann vom Feinde zu den Preußen über, deren Verlust sich auf 3000 Todte und Verwundete belief.

Als nun die Schlacht geschlagen war, sah sich die siegreiche Armee von den lebhaftesten Gefühlen der Rührung und der Dankbarkeit gegen Gott erfüllt, dessen mächtige Hand durch diesen Tag Preußen vom Untergange gerettet hatte. Die Nacht war angebrochen und die Sterne schimmerten auf die weite Ebene nieder, auf welcher Tausende den letzten Schlaf schliefen. Da stimmte eine der Colonnen, welche sich nach Lissa hin bewegte, feierlich das Lied an: Nun danket Alle Gott 2c., und beim zweiten Verse schon sang die ganze Armee mit, die Feldmusik begleitete es und im erhabenen Chor wallten die frommen Töne tausendstimmig durch das ernste Schweigen der hellen Winternacht.

Friedrich aber ritt langsam über die Ebene hin und sein Herz blutete beim Anblicke der Opfer, welche wiederum dem finstern Dämon des Krieges gefallen waren. „Mein Gott, wann werden meine Leiden enden!" seufzte erschüttert der königliche Held, den die Freude des Siegs nicht zu trösten vermochte über den tiefen Schmerz seines Innern.

Die preußische Armee bivouakirte nach der Schlacht in der Nähe von Lissa. Friedrich selbst nahm auf dem dasigen Schlosse Quartier und erlebte bei dieser Gelegenheit noch ein kleines Abenteuer. Er war nämlich seinen Truppen ganz allein vorausgegangen, nur von einem Bauer aus Sara begleitet, der eine Laterne trug. Als er in das Schloß eintrat, fand er sich einer Menge österreichischer Offiziere gegenüber, die nicht vermuthet

hatten, daß die Preußen heute noch so weit vorgehen würden, und also aufs Höchste erstaunt waren, den gefürchteten Führer ihrer Feinde vor sich zu sehen. Friedrich aber nickte ihnen freundlich zu und sagte: „Bon soir, Messieurs, kann man hier auch noch ein Plätzchen bekommen?“ Ehe die also Angeredeten sich von ihrer Bestürzung erholt hatten, rückten vier Bataillons in das Städtchen ein und den Herren blieb nichts übrig, als sich als Gefangene zu ergeben.

Den 6. Dec. ging die preußische Armee über das Schweidnitzer Wasser und rückte auf Breslau los. Der Feind hatte sich, wie wir wissen, wieder in sein verschanztes Lager zurückgezogen, wo er jedoch die Ankunft der Sieger von Leuthen nicht abwartete, sondern mit den Trümmern des geschlagenen Heeres über Bohrau und Schweidnitz nach Böhmen zurückmarschirte. Bevor er aber die Grenze erreichte, erlitt er durch das unter Ziethen und Fouquet ihm verfolgende Armeecorps noch ansehnliche Verluste, denn die Preußen brachten von ihrer Jagd 21 Kanonen, 3200 Wagen und über 2000 Gefangene nach Breslau zurück.

Lothringen hatte die Besatzung dieser Stadt vor seinem Abzuge ansehnlich verstärkt und hoffte, sie werde sich den Winter über halten, da die rauhe Jahreszeit eine nachdrückliche Belagerung sehr zu erschweren schien. Friedrich aber wußte nicht nur Siege zu erringen, sondern auch die errungenen zu benutzen; schon am 10. Dec. wurden die Laufgräben eröffnet und die Stadt heftig beschossen. Die Eingeschlossenen sahen bald, daß sie sich nimmermehr bis zum Frühjahre behaupten würden, und als nun am 16. Dec. ein Pulvermagazin, durch eine Bombe entzündet, in die Luft sprang und einen Theil der Festungswerke demolirte, wurde am 19. Dec. vom Commandanten eine Capitulation unterzeichnet. Die Besatzung, bestehend aus 14 Generalen, 63 Stabsoffizieren, 629 Subalternoffizieren und 17,500 Mann, streckte das Gewehr und ergab sich kriegsgefangen. Ueberdies fanden die Preußen in der Stadt ansehnliche Magazine, eine große Anzahl schweren Geschützes und die feindliche Kriegskasse mit 150,000 Gulden.

Gern hätte der König in diesem Jahre auch noch Schweidnitz erobert, indeß war aber der Winter schon zu hart und streng eingetreten und man mußte sich darauf beschränken, diese Festung eng zu blokiren. Dagegen wurde Liegnitz, eine ansehnliche niederschlesische Stadt, welche die Oesterreicher mit Festungswerken umgeben hatten, noch am 29. Dec. durch Capitulation eingenommen. Die 3000 Mann starke Besatzung erhielt freien Abzug und die aufgeführten Werke wurden sogleich demolirt.

So endete der Feldzug des Jahres 1757, der wichtigste und denkwürdigste sowol des Siebenjährigen Krieges, als auch überhaupt des ganzen achtzehnten Jahrhunderts. Man staunt, wenn man die Anzahl der Hauptschlachten, Treffen und Gefechte ermißt, in denen 700,000 bewaffnete Streiter der verschiedensten Nationen sich auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume herumtummelten, und der unparteiische Bewunderer des Genies empfindet eine süße Genugthuung, daß es Friedrich ist, der glorreich und stolz aus dem ungeheuern Kampfe hervorgeht. Er, der nach der Schlacht bei Kollin unrettbar verloren schien, dessen Staaten bereits zur Hälfte vom Feinde besetzt waren — er bezog in den letzten Tagen desselben Jahres ruhig die Winterquartiere und sah sich wieder im ungeschmälerten Besitze seines Reiches (Schweidnitz und einige kleine am Rhein liegende Landestheile ausgenommen) — ja er hatte sogar Eroberungen gemacht, indem Schwedisch-Pommern, Mecklenburg und Sachsen von seinen Armeen besetzt war. Wahrlich, Bürgschaft genug für einen endlichen glücklichen Ausgang dieses mühevollen Kampfes, und Grund genug für die enthusiastische Liebe und Verehrung, welche ein treues, herrliches Volk seinem unsterblichen Könige zollte.

# Zehntes Capitel.

Vorfälle in Hannover, Braunschweig und Hessen. — Aufhebung der Convention von Kloster-Seeven.

Bevor wir die Geschichte des Feldzuges von 1757 schließen, müssen wir noch eines politischen Ereignisses gedenken, dessen Eintreten unerwartet und in seinen Folgen von äußerster Wichtigkeit war. Wir wenden daher unsern Blick zuerst von dem Continente nach Großbritannien, dem stolzen Insellande, hinüber, dessen Macht und Einfluß berufen war, kein geringes Gewicht in die Wagschaale dieses langwierigen Krieges zu werfen.

Georg II., König von England und Kurfürst von Hannover, hatte die schmähliche Convention von Kloster-Seeven zwar nicht ratificirt, war aber gleichwol Willens, die Stipulationen derselben zu halten, weil er dadurch für sein geliebtes deutsches Stammland die gewünschte Neutralität zu erlangen hoffte. Früh genug sah er sich jedoch enttäuscht und erkannte, daß die übermüthigen Sieger durchaus nicht Willens waren, mit dem in Besitz genommenen Lande auf schonende Weise umzugehen. Vielmehr wurde Hannover als eine eroberte Provinz betrachtet, welche durch die härtesten Erpressungen möglichst auszubeuten man durch das Recht des Stärkern befugt zu sein glaubte. Es dauerte nicht lange, so erschien in Hannover ein gewisser Mr. Gautier, welchem das unglückliche Land von dem stets geldbedürftigen französischen Ministerium förmlich in Pacht gegeben worden war, und zwar der Art, daß er für Erlegung einer bedeutenden Summe berechtigt ward, Hannover, Braunschweig und Hessen-Kassel nach

Belieben zu plündern und auszusaugen. So offen und schamlos trug die damalige, auch den einfachsten Grundsätzen des Rechtes und der Moral entfremdete Politik ihren Charakter zur Schau.

Gautier säumte nicht, alle Vortheile, welche sein durch eine officielle Bekanntmachung der französischen Regierung vom 18. Oct. 1757 bestätigter Pachtcontract darbot, auf das Geflissentlichste zu benutzen. Die Auflagen, Contributionen und Erpressungen aller Art stiegen zu einer fürchterlichen Höhe und brachten die schutzlos der Gewalt des Feindes Anheimgegebenen zur Verzweiflung. Aber es bedurfte einer so nichtswürdigen, raubsüchtigen Tyrannei auf der einen, und so maßlosen Elendes auf der andern Seite, um dem unentschlossenen Schwanken und Zögern König Georg's ein Ende zu machen. Das Zusammentreffen verschiedener Umstände führte endlich zu einer Entscheidung, bei der nichts zu wünschen übrig blieb, als daß sie nicht früher erfolgt war.

Ein Ministerwechsel, welcher den ausgezeichneten Staatsmann Pitt an das Ruder brachte, flößte der britischen Politik neue Spannkraft, neues Leben ein. Georg liebte den neuen Premierminister nicht, gleichwol vermochte er sich, wie alle schwachen Gemüther, dem mächtigen Einflusse des überwiegenden Talentes und der Kraft einer schlagenden Beredtsamkeit nicht zu entziehen; vielmehr sah er sich bald von der Wahrheit des Grundsatzes überzeugt, welche die Seele und das Triebwerk der Pitt'schen Politik bildete, daß nämlich Frankreich in Deutschland besiegt und dadurch auch Amerika, so weit jenes es beherrschte, erobert werden müsse.

England traf nun kräftige Anstalten, den einmal gefaßten Entschluß entsprechend zu realisiren. Die Kunde von dem herrlichen Siege Friedrich's bei Roßbach trug viel zur Belebung dieses Eifers bei. Für's Erste machte sich England verbindlich, Preußen durch bedeutende Subsidien zu unterstützen; dann wurden rasch die seit der schimpflichen Convention von Kloster-Seeven zwischen Elbe und Weser zerstreut cantonnirenden hannöverschen Truppen zusammengezogen und aufs Trefflichste ausgerüstet; endlich wurden auch die übrigen, vor jener Convention alliir-

ten Fürsten aufgefodert, aufs Neue dem Bunde beizutreten und ihre Truppen zu der hannöverschen Armee stoßen zu lassen.

Groß war das Erstaunen der Franzosen, als sie urplötzlich eine so drohende Wolke über ihren Häuptern emporziehen und ein kampflustiges Heer wie aus der Erde gewachsen vor ihren Augen entstehen sahen. Richelieu, der von dieser Seite nichts fürchten zu dürfen geglaubt hatte und von dem die pomphaftesten Berichte von der gänzlichen Ohnmacht und Unterwerfung des nordwestlichen Deutschlands nach Versailles gesendet worden waren, gerieth außer sich vor Zorn über die Maßregeln König Georg's oder vielmehr Pitt's, die er in seinen Manifesten als den treulosesten, verrätherischen Bruch eines geheiligten Vertrages bezeichnete. Als er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß von hannöverscher Seite durchaus keine Neigung gezeigt wurde, das Geschehene auf dem Wege diplomatischer Verhandlungen rückgängig zu machen, dachte er nur noch daran, eine Vereinigung Hessens und Braunschweigs mit Hannover zu hintertreiben. Dies meinte er ohne Schwierigkeit ins Werk setzen zu können, da die beiden erstgenannten Länder sich völlig von französischen Truppen besetzt und also in seiner Gewalt befanden. In einem wahrhaft despotischen, tief verletzenden Tone erging daher seine Auffoderung vorerst an den Landgrafen von Hessen, er möge augenblicklich seine Truppen entwaffnen und aus Hannover zurückkehren lassen, widrigenfalls man zu den härtesten Maßregeln schreiten und den Anfang derselben mit der Verbrennung und völligen Zerstörung seiner Hauptstadt Kassel machen werde. Um zu zeigen, daß diese Drohungen ernstlich gemeint seien, wurde in der Residenz das Arsenal geplündert und zugleich eine peremtorische Bekanntmachung erlassen, laut deren Inhalt jeder Einwohner Alles, was er an gemünztem Gold und Silber besaß, binnen vierundzwanzig Stunden an das französische Obercommissariat abliefern sollte.

Richelieu aber hatte in seiner eines Feldherrn unwürdigen Wuth und Rachgier nicht bedacht, daß ein so rohes Verfahren und Demüthigungen so schmählicher Art nimmer geeignet waren,

einen deutschen Fürsten einzuschüchtern. Es geschah vielmehr, was jeder Brave erwartet hatte; der Landgraf sandte in edler Entrüstung an seine Truppen den Befehl, sich augenblicklich der Coalition anzuschließen, und verließ dann, um das Elend seiner Unterthanen nicht länger machtlos ansehen zu dürfen und um seine Person zu sichern, die Hauptstadt.

Nicht so entschlossen zeigte sich der Herzog von Braunschweig, an den Richelieu dieselben Foderungen, wie an Hessen, gerichtet hatte. Der Fürst war seinem kleinen Lande mit inniger Liebe zugethan und bebte vor dem Gedanken zurück, dasselbe von dem übermüthigen Feinde verwüstet und zur Einöde gemacht zu sehen. Nach einigem Zögern willigte er daher in die Entwaffnung seiner Truppen und sandte die desfallsige Weisung an den Erbprinzen, seinen Sohn, dem das Commando über dieselben anvertraut war. Der Erbprinz jedoch, hingerissen von Friedrich's Ruhm und Größe und voll Haß gegen die überrheinischen Peiniger, weigerte sich, den erhaltenen Befehlen nachzukommen, und machte die dringendsten Gegenvorstellungen. Früh genug erfuhr der Herzog, welchen Misbrauch der stolze Richelieu mit seiner Nachgiebigkeit trieb; der französische General, nur noch mehr erbittert durch den Widerstand des Erbprinzen, steigerte seine erste Foderung dahin, daß er die braunschweigischen Truppen nunmehr als Frankreichs Bundesgenossen zu seiner Verfügung gestellt wissen wollte; jede Weigerung, jedes fernere Zögern solle das Land auf schreckliche Weise büßen. Tiefgebeugt und von dem Verlangen beseelt, das drohende Elend um jeden Preis von seinen Unterthanen abzulenken, erklärte sich der Herzog auch hiermit einverstanden; da er jedoch den entschiedenen Widerstand seines Sohnes voraussah, erließ er an die unter den Erbprinzen commandirenden Generale von Imhof und Behr den gemessenen Befehl, die Truppen sogleich zurückzuführen. Die Genannten, welche dem Herzoge unbedingt gehorchen zu müssen glaubten, trafen in der That Anstalten zum Abmarsche; der Erbprinz aber, der nicht um alle Schätze der Welt die deutschen Waffen unter französischer Botmäßigkeit entehrt wissen wollte,

baute auf die Ergebenheit und den Patriotismus seiner Soldaten, ließ Imhof und Behr plötzlich verhaften und vereinigte sich mit den Alliirten. Gewiß würde der bedrängte Herzog und sein Land der Rachsucht des Marschalls Richelieu nicht entgangen sein, wären nicht die Folgen der Roßbacher Schlacht rettend dazwischen getreten; denn bei der Kunde dieses Ereignisses hatten die Franzosen nichts Eiligeres zu thun, als das braunschweigische Gebiet zu räumen, weil sie nicht mit Unrecht fürchteten, zwischen zwei Feuer zu gerathen.

So hatte denn Friedrich der Große die Freude, gegen Ende November 1757 ein zwar nicht zahlreiches, aber muthvolles und trefflich disciplinirtes Heer zu seinem Beistande bereit zu sehen. Er durfte nun nicht länger fürchten, plötzlich eine übermächtige französische Armee an der Elbe, vor Magdeburg und selbst an den Thoren Berlins erscheinen zu sehen, und es war ihm vergönnt, all' seine Streitkräfte zunächst gegen Oesterreicher und Russen zu verwenden. Um aber diese Vortheile zu bewahren, war es nöthig, der alliirten Armee einen erfahrenen und wohl erprobten Anführer zu senden. Des Königs Wahl fiel auf den Herzog Ferdinand von Braunschweig, in dessen Person sein durchdringender Adlerblick den genialen Feldherrn und den edelsten, wahrhaft ritterlichen Charakter längst erkannt hatte. Und selten wol ist das Vertrauen und die Hoffnung eines Königs herrlicher gerechtfertigt worden, als es hier der fernere Verlauf der Kriegsbegebenheiten zeigen wird.

Ferdinand begab sich demnach zu der alliirten Armee, welche in der Umgegend von Stade versammelt war und die er mit drei preußischen leichten Reiterregimentern verstärkte. Ohne einen Augenblick durch nutzloses Zaudern zu verlieren, eröffnete er sogleich die Feindseligkeiten, drängte die bestürzten Franzosen, die sich noch nicht gesammelt hatten, rasch über die Aller zurück und beschloß mit der Eroberung der Festung Harburg und der Besetzung Lüneburgs den diesjährigen Feldzug, da inzwischen die rauhe Jahreszeit mit ungewöhnlicher Strenge eingetreten war.

# Eilftes Capitel.

Kriegerische Vorbereitungen und mißglückte Versuche zum Frieden. — Die Russen nehmen Preußen in Besitz. — Glücklicher Feldzug des Herzogs Ferdinand von Braunschweig.

Von den kriegführenden Mächten wurde auch jetzt, wie im vorigen Jahre, die kurze Winterruhe mit umfassenden Vorbereitungen zum erneuten Kampfe nützlich ausgefüllt. Der Feldzug von 1757 hatte die Kräfte beider Parteien so gewaltig erschöpft, daß es in der That außerordentlicher Anstrengungen bedurfte, das blutige Spiel, welches über das Schicksal von Staaten und Dynastien entscheiden sollte, wiederum zu beginnen. König Friedrich, den der herrliche Sieg von Leuthen so plötzlich einem nach menschlichem Dafürhalten kaum noch vermeidlichen Verderben entrissen hatte, durfte um so getroster in die Zukunft schauen, da zwei Jahre eines erbitterten und gewaltigen Kampfes dennoch nicht im Stande gewesen waren, das äußere Gleichgewicht der streitenden Kräfte aufzuheben und er wohl fühlte, daß, wenn auch die feindlichste Ungunst des Schicksals ihn verfolgte, er gleichwol stets ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale zu legen hatte — sein Genie. Nicht minder glänzend wie auf dem Schlachtfelde bewährte sich seine Thatkraft, sein durchdringender Scharfblick und Eifer in den Zurüstungen für den Feldzug von 1758. Die Blüte des preußischen Kriegsheeres, die Helden der beiden ersten schlesischen Kriege schlummerten auf den Feldern von Lowositz, Prag, Kollin und Leuthen; aber ihr Muth und jenes stolze Ehrgefühl, welches Jeden zur Tapferkeit begeisterte, der

unter dem großen Könige focht, hatte sich auf die neugeworbene Jugend des Landes vererbt und beseelte selbst die Schaaren fremder, zum Theil dem Auswurfe der Gesellschaft angehörender Söldlinge. Denn so gewaltig hatte der Tod in den verschiedensten Gestalten die Reihen der Preußen gelichtet, daß man vor keinem Mittel zurückschrecken durfte, dieselben wieder vollzählig zu machen; deshalb war Jeglicher willkommen, welcher Dienste nahm, und Niemand fragte nach seiner Vergangenheit, nach Paß oder Herkommen. Neben der Cantonseinrichtung, welche in Friedrich's Staaten die Rekrutirung außerordentlich erleichterte, mußte vorzüglich das Königreich Sachsen sowol durch Mannschaft als Kriegsmaterial die Hülfsmittel zur Ergänzung der Armee liefern, ja man nöthigte selbst die zahlreichen, in den Festungen vertheilten Kriegsgefangenen, in preußische Dienste zu treten, ohne vor der Wahrscheinlichkeit und den gefährlichen Folgen einer häufigen Desertion zurückzuschrecken.

So geschah es denn, daß das preußische Kriegsheer im Jahre 1758 ein ganz anderes Ansehen hatte, als es in unsern Tagen der Fall ist, wo nur die Söhne des Landes und der jugendliche Kern seiner Bürger demselben angehören und es, vom sittlichen Standpunkte aus betrachtet, zu einer hohen, damals nicht geahneten Veredlung gelangt ist. Und doch vollbrachte jenes Heer Wunder der Tapferkeit und verrichtete unter Friedrich's Führung Thaten, wie sie die glänzendsten Epochen des Alterthums nicht ruhmvoller und herrlicher aufzuweisen haben.

Nicht minder vollständig und umfassend waren die Rüstungen der feindlichen Mächte; Oesterreich insbesondere entfaltete eine Raschheit und Energie, welche den bisherigen Ruf der Schwerfälligkeit und langsamen Zögerung seiner Bewegungen glänzend widerlegte. In allen Theilen des weitläufigen Kaiserreiches wurden die stärksten Aushebungen veranstaltet und aus den sonnigen Ebenen Italiens, wie aus den Alpengletschern Tyrols, aus Ungarn, von den Karpathen her und aus dem fernen Kroatien und Illyrien zogen die Schaaren der Krieger nach Böh-

men und Mähren hinauf in die Feldlager der kaiserlichen Generale, begierig, sich mit den verhaßten und doch bewunderten Preußen zu messen. In den Stückgießereien wurde mit unermüdlichem Eifer gearbeitet, denn der vorjährige Feldzug hatte für die Oesterreicher ungeheure Verluste an Geschützen herbeigeführt, so daß Arsenäle und Zeughäuser beinahe leer standen; neue Magazine wurden angelegt und aufs Reichlichste versehen, und durch all' dies geschäftige Drängen und Treiben schlang die Diplomatie ihre feinen Netzfäden, um das Bündniß des Ehrgeizes, des neidischen Argwohns und der politischen Intrigue immer fester zu knüpfen. — Maria Theresia sah die Leiden, welche ein langwieriger Krieg über ihre Lande verhängte, mit nicht geringerem Schmerze, als ihr königlicher Gegner; sie täuschte sich nicht mehr mit der angenehmen Hoffnung eines sicher und nahe bevorstehenden Erfolges und war von dem Gedanken an einen billigen Friedensschluß keineswegs so weit entfernt, als ihre eifrigen Rüstungen vermuthen ließen. Die gänzliche Erschöpfung ihrer Finanzen war vorzüglich geeignet, auf derartige Entschlüsse bedeutenden Einfluß zu üben; die Schatzkammer war leer und, wie es in Kriegszeiten stets zu gehen pflegt, die Einkünfte wurden immer geringer, je höher die Ausgaben stiegen, so daß die Kaiserin jetzt mit ebensoviel Bangen und Besorgniß der Entwickelung des großen Dramas entgegensah, als beim Beginn desselben stolze Zuversicht und freudige Erwartung ihren Busen geschwellt hatten. In dieser Stimmung traf sie der Fürst Lobkowitz, der, aus der preußischen Kriegsgefangenschaft zurückkehrend, ihr die versöhnliche Gesinnung Friedrich's II. und dessen Verlangen nach Frieden in beredter Darstellung mittheilte. Es geschah dies in der That nach dem Wunsche und im Auftrage des Königs, der von dieser vertraulichen Sendung einen günstigen Erfolg erwartete. Und gewiß wäre dieser nicht ausgeblieben und fünf blutige Kriegsjahre hätte die Geschichte weniger zu schildern, die Menschheit weniger zu erdulden gehabt, wenn Theresia stark genug gewesen wäre, sich dem verderblichen, selbstsüchtigen Einflusse der auswärtigen Politik zu entziehen. Aber kaum hatte Frankreich von ih-

rer schwankenden Gesinnung Kunde genommen, als es auch schon alle Mittel aufbot, eine in Aussicht stehende Versöhnung zwischen der Kaiserin und dem Könige von Preußen zu hintertreiben. Das Cabinet von Versailles haßte nämlich Letzteren mehr als je, seit er sich aufs Neue und inniger mit England verbunden hatte, durch dessen siegreiche Flotten eben jetzt die französische Seemacht beinahe vernichtet und fast sämmtliche Colonien erobert worden waren. Louis XV. oder vielmehr die Pompadour und das aus ihren Creaturen zusammengesetzte Ministerium erschrak bei dem Gedanken, allein den Kampf gegen England fortsetzen zu müssen, von dessen Uebermacht bei der ohnmächtigen Erschöpfung Frankreichs das Schlimmste zu befürchten war; überdies fühlte man sich nicht geneigt, in Bezug auf Deutschland das Jahrhunderte lang befolgte Princip der unberufenen Einmischung in dessen Angelegenheiten und der geflissentlichen Zwietrachterregung aufzugeben. Die französische Gesandtschaft in Wien erhielt demnach den gemessenen Auftrag, jede friedliche Annäherung Oesterreichs und Preußens um jeden Preis zu hintertreiben. Ueberdies wurden die Herren von Montalembert und Montazet nach Deutschland gesendet, um einerseits durch ihre diplomatischen Talente die Coalition gegen Friedrich fest zusammenzuhalten, anderseits durch ihre Erfahrung im Kriegswesen einen ersprießlichen und siegverheißenden Feldzugsplan für 1758 zu entwerfen. Leider waren ihre Bemühungen, wenigstens hinsichtlich des ersten Punktes, nur zu erfolgreich. Es gelang, die Kaiserin gegen die Idee eines nicht auf die Wiederherausgabe Schlesiens basirten Friedensschlusses völlig einzunehmen — und Friedrich's Vorschläge wurden stolz und kalt zurückgewiesen!

Somit war denn der Würfel geworfen und jede Hoffnung auf eine nahe Beendigung des unseligen Krieges geschwunden. Der König, getragen von dem Bewußtsein, den Frieden ernstlich und aufrichtig gewollt zu haben, stellte nun wiederum sein Schicksal dem Waffenglücke anheim und erwartete mit Ungeduld das Eintreten des Frühlings, um, wie er stets gewohnt war, der Erste im Felde zu sein.

Für diesmal jedoch wurde ihm diese Ehre vom Feinde streitig gemacht. Mitten im Winter nämlich, schon in den letzten Tagen des Januar 1758, überschritten die Russen unter dem General Fermor, dem Nachfolger des in Ungnade gefallenen Apraxin, den Niemen und nahmen ohne Schwertstreich die gänzlich von Truppen entblößten Provinzen Ost- und Westpreußen in Besitz. Groß war das freudige Erstaunen der Einwohner über die milde Schonung, welche der Feind wider alles Erwarten dem Königreiche angedeihen ließ; bald genug aber war man in Stand gesetzt, sich diese auffallende Erscheinung zu erklären. Der Kaiserin Elisabeth waren bekanntlich in dem großen Theilungsprojecte, welches den Krieg veranlaßte und dessen Ausführung Friedrich's Monarchie zu Grunde richten sollte, die ost- und westpreußischen Lande zugesichert worden und sie glaubte nunmehr den rechten Zeitpunkt für die Verwirklichung jenes Uebereinkommens erschienen. Fermor's Instructionen lauteten demnach dahin, die besetzten Provinzen als eroberte und nunmehr dem russischen Reiche einverleibte Lande zu betrachten und demgemäß zu behandeln. Dies geschah. Am Tage seines pomphaften, durch Glockengeläut und Kanonensalven verherrlichten Einzuges in Königsberg erklärte Fermor dem Magistrate in feierlicher Audienz, daß die preußischen Provinzen von heute an so glücklich seien, unter dem Scepter der erhabenen Kaiserin Elisabeth zu stehen und daß demnach sämmtliche Obrigkeiten, Staatsdiener und Beamtete den Huldigungseid zu leisten hätten. Und ehe die durch eine so unerwartete Eröffnung bestürzten Einwohner Zeit gewannen, irgend einen Entschluß zu fassen, war das Werk der Besitzergreifung mit ausnehmender Schnelligkeit vollendet. Im ganzen Lande ward gehuldigt, überall das preußische Wappen mit dem russischen Adler vertauscht und das Finanz- und Kassenwesen der Provinzen mit dem des russischen Reiches in Verbindung gebracht. Die innere Einrichtung des Landes jedoch, die Verwaltung, das Steuersystem u. s. w. wurde unverändert beibehalten; nicht ein einziger Beamteter wurde entlassen und Fermor versicherte wiederholt, daß weder seine Monarchin noch er selbst auch

nur im Entferntesten daran dächten, das deutsche Element anzutasten und Veränderungen irgend einer Art in einem Lande vorzunehmen, für welches eine Fülle des Wohlwollens und der höchsten kaiserlichen Gnade aufgespart sei. In der That bewies das milde, gemäßigte Benehmen Fermor's, daß es ihm mit seinen beruhigenden Versicherungen vor der Hand wenigstens völliger Ernst war, und die Bewohner der so überraschend schnell russisch gewordenen Provinzen glaubten sich um so eher in das Unvermeidliche schicken zu müssen, da die Aussicht auf den Beistand des Königs entfernt und schwankend war und der geringste Widerstandsversuch eben so nutzlos als verderblich werden mußte. Gleichwol läßt sich nicht leugnen, daß man besonders in Königsberg sich das Bezeigen der tiefsten Unterwürfigkeit mehr angelegen sein ließ, als es eben nöthig war; ja man scheute sich nicht, durch wiederholte Illuminationen, Bälle und Schmausereien eine so lärmende Freude über den gewaltsamen Regierungswechsel kund zu thun, daß Friedrich bei der Nachricht davon sich tief verletzt fühlte und auch in späterer Zeit den bittersten Groll, welchen ein so unwürdiges und feiges Benehmen in seinem großen Herzen erregen mußte, niemals zu verhehlen bemüht war. So lange er lebte, war er nicht dazu zu bewegen, jene Provinzen durch seine Gegenwart zu erfreuen, während die übrigen Landestheile ihn bis in das späte Greisenalter hinauf beinahe alljährlich in ihrer Mitte sahen.

Geraume Zeit hindurch blieb die russische, 80,000 Mann starke Armee unthätig in Preußen stehen, und erst nach Ankunft eines ungeheuren Transportzuges, der ihr Kriegsmaterial und Proviant aller Art aus dem Innern Rußlands zuführte, setzte sie sich langsam nach Pommern und der Neumark in Bewegung. Wir dürfen jetzt, um die Zeitfolge zu beobachten, um so eher unsere Aufmerksamkeit andern Gegenden des Kriegsschauplatzes und nicht minder wichtigen Ereignissen zuwenden, da Fermor nur zögernd vorrückte und nichts Entscheidendes unternahm. Die Schlacht von Zorndorf wird im weitern Verlaufe

der Geschichte einen natürlichen Anknüpfungspunkt bilden und uns diesen übermächtigen Feind des großen Friedrich wiederum vor Augen führen.

Friedrich II. hatte den Entschluß gefaßt, den Feldzug mit einem Unternehmen gegen das französische Heer zu eröffnen, weil er alsdann im Falle eines guten Erfolges mit um so größerem Nachdrucke gegen Oesterreich auftreten durfte. Er ertheilte daher dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig den Auftrag, ganz gegen den bisherigen Kriegsgebrauch und das gewöhnliche Herkommen schon im Februar die Feindseligkeiten zu eröffnen und die Franzosen in den Winterquartieren zu überfallen. Der Plan war trefflich ausgedacht und wurde nicht minder trefflich ins Werk gesetzt.

Der Herzog von Richelieu, getrieben von dem Verlangen, in Paris die Strapatzen des Kriegs zu vergessen und sich rühmen und bewundern zu lassen, hatte den Oberbefehl niedergelegt, nachdem er einige Tage vor seiner Abreise sich noch durch die Brandschatzung Halberstadt's ein Denkmal gesetzt. Sein Nachfolger war der Graf von Clermont, ein Mann, dem die öffentliche Meinung nicht ohne Grund jegliche Befähigung zu der hohen verantwortlichen Stellung absprach, welche er nur durch Höflingsintriguen und die Gunst der Marquise von Pompadour erlangt hatte. Früher dem geistlichen Stande angehörend und seit Jahren eine Zierde des Versailler Hoflebens, geschmackvoller Festordner und geistreicher Schwätzer, besaß er bei einem Reichthume angenehmer Talente doch keineswegs das des Kriegführens und übernahm den Oberbefehl, ohne weit über die Anfangsgründe der Taktik hinausgekommen zu sein. Die Unfähigkeit dieses Generals, mehr noch aber die grenzenlos schlechte Beschaffenheit des französischen Heeres, welches an allen Bedürfnissen Mangel litt und größtentheils nur durch Rauben und Marodiren seine Existenz fristete, verliehen dem Herzoge Ferdinand jene freudige Siegeshoffnung, die an sich schon als ein halber Erfolg zu betrachten ist.

Es war am 17. Februar, als die Armee der Verbündeten, Friedrich's Plane gemäß, aus den Winterquartieren aufbrach und plötzlich auf der großen Straße nach Hannover vorrückte. Zugleich unterstützte der Prinz Heinrich mit einem nicht zahlreichen Corps von Halberstadt aus diese rasche Bewegung, welche, wie vorauszusehen war, den gehegten Erwartungen völlig entsprach. Die Franzosen, auf nichts weniger als auf einen Winterfeldzug vorbereitet, zogen sich mit der größten Eilfertigkeit überall vor den unaufhaltsam Vordringenden zurück und der Graf von Clermont glaubte in seiner rathlosen Bestürzung nichts Besseres thun zu können, als schleunigst über den Rhein zurückzuweichen. So fanden denn die Verbündeten nirgend Widerstand und erbeuteten mit leichter Mühe eine ungeheure Menge Geschütze und Kriegsbedarf aller Art, da der Feind durch die schlechte Beschaffenheit der Wege und die Eile des Rückzugs verhindert war, den Train mit sich fortzuführen. Nur das befestigte Städtchen Hoya an der Weser wurde von einem französischen Corps eine kurze Zeit vertheidigt, bis der junge Erbprinz von Braunschweig es eroberte und den General Chabot mit 1500 Mann zu Kriegsgefangenen machte. Die Besatzungen von Hannover, Braunschweig, Celle und aller Städte Hannovers, Hessens und Westfalens warteten die Ankunft der preußischen Vorposten nicht ab und zogen sich mit Zurücklassung der Magazine und Hospitäler auf die Hauptarmee zurück, welche unter fortwährenden Verlusten ihren Marsch nach dem Rheine fortsetzte.

Um den Rückzug zu decken, hatte sich ein starkes französisches Corps in Minden verschanzt und schien Willens zu sein, den Platz bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, der nun eingeschlossen und mit einer regelmäßigen Belagerung bedroht wurde. Da indeß der Commandant, General von Morangiès, früh genug einsah, daß auf baldigen Entsatz nicht zu hoffen sei, ließ er sich nach Verlauf einer Woche in Unterhandlungen ein, capitulirte und gab sich mit 4000 Mann gefangen. — Inzwischen hatte die französische Armee den Rhein erreicht, den sie bei Düsseldorf passirte und nun der Festung Wesel gegenüber, wo Cler-

mont sein Hauptquartier aufschlug, eine Zeit lang Ruhe und Erholung zu finden hoffte. Wir werden später sehen, daß auch diese Erwartung des französischen Feldherrn durch die unermüdliche Thätigkeit und Energie der Verbündeten getäuscht wurde, und richten unser Augenmerk nunmehr nach Schlesien, wo Friedrich II. nur auf das Eintreten des Frühlings wartete, um seinerseits den Feldzug gegen die Oesterreicher zu eröffnen.

---

# Zwölftes Capitel.

Belagerung von Olmütz. — Loudon überfällt einen preußischen Transport bei Domstädtel. — Aufhebung der Belagerung und kunstvoller Rückzug nach Schlesien.

Der König hatte die Besetzung Mährens und vorzüglich die Einnahme der wichtigen Festung Olmütz zur Grundlage eines in seinen weitern Folgerungen nicht völlig bekannt gewordenen Kriegsplanes gemacht. Fast einstimmig ist das tadelnde Urtheil, welches die Geschichtschreiber des Siebenjährigen Krieges über dies allerdings gewagte Unternehmen fällen und das Mislingen desselben mußte, wie es in solchen Fällen stets zu geschehen pflegt, als willkommene Bestätigung dieser vorgefaßten Meinung dienen. Dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß Friedrich mit seinem Zuge nach Mähren tiefe und wohlerwogene Absichten verband, unter denen eine unmittelbare Bedrohung der Hauptstadt Wien und die Verlegung des Kriegsschauplatzes in das Herz des feindlichen Landes nicht die am wenigsten bestimmenden sein mochten. Ueberdies nöthigte ihn das unerwartet frühe Vordringen der Russen, die Macht der Oesterreicher durch einen entscheidenden Schlag zu lähmen und dann erst mit seinem siegeskräftigen Heere den vierfach überlegenen Schaaren des nordischen Kolosses wirksam entgegenzutreten.

Am 15. März 1758 verließ die preußische Armee die Winterquartiere und bezog längs der böhmischen Grenze eine feste Stellung zwischen Herzberg und Friedland, während zugleich der General Fouquet die Oesterreicher unter Janus aus der Graf-

schaft Glatz vertrieb und die wichtigen Pässe von Silberberg deckte. Diese Anstalten waren nöthig, um die Belagerung von Schweidnitz zu decken, welches man schon den ganzen Winter über eng blokirt hatte. Der Commandant, General Thierheim, hatte inzwischen die Festungswerke in guten Stand gesetzt und die wirksamsten Vertheidigungsanstalten getroffen, obwol die Besatzung schwach und durch Mangel und Krankheit erschöpft war. In der Nacht vom 1. zum 2. April wurden die Laufgräben eröffnet, und da die rauhe, ungünstige Witterung und besonders der hart gefrorene Boden die Belagerung in die Länge zu ziehen drohte, wagten die Preußen schon am 15. April einen Sturm, der auch vollkommen glücklich und mit wenig Verlust von statten ging. Thierheim capitulirte und ergab sich mit 5000 Mann zu Kriegsgefangenen.

Nunmehr schritt der König zur Verwirklichung seines kühnen Planes. Während Daun, dem ein Einfall der Preußen in Mähren nicht im Entferntesten glaublich schien, am 29. April ein festes Lager bei Scalitz bezog, um Böhmen zu decken, rückte Friedrich in Eilmärschen über Neustadt, Jägerndorf und Troppau auf der Straße nach Olmütz vor, vertrieb einige feindliche Abtheilungen, die sich ihm entgegenstellten und bezog am 11. Mai bei Proßnitz in der Nähe von Olmütz eine vortreffliche Stellung. Der Marschall Keith blieb mit der Nachhut bei dem Städtchen Littau stehen und erwartete Fouquet, der ihm von Glatz aus das nöthige Belagerungsgeschütz zuführen sollte. Als dieser am 20. Mai glücklich angelangt war, rückte Keith vor die Festung, deren Einschließung am 27. Mai begann, während der König die Belagerung durch seine feste Stellung bei Proßnitz deckte.

Nie war eine möglichst rasche Entscheidung wünschenswerther gewesen, als bei der Belagerung von Olmütz; denn der König verkannte keineswegs das Gefährliche seiner Lage. Seine Truppen, mitten in einem feindlichen Lande und von leichten Streifcorps umschwärmt, mußten ihre Bedürfnisse aus schlesischen, achtzehn Meilen entfernten Magazinen beziehen; überdies rückte Daun mit ungewohnter Schnelligkeit zum Entsatze heran und nahm bei

Gewitz, sechs Stunden von Olmütz, eine drohende Stellung. Am verhängnißvollsten aber war der Umstand, daß die Belagerung eben so fehlerhaft, als die Vertheidigung gut und umsichtig geleitet wurde. Der österreichische Commandant, General Marschall, hatte trotz des überraschend schnellen Anrückens der Preußen die Festung mit allen Nöthigen wohl versehen und war entschlossen, sie bis aufs Aeußerste zu behaupten. Seine Maßregeln trugen den Stempel der gereiften Erfahrung und kriegerischen Muthes, während die Belagerer bei der angestrengtesten Mühe und zweifelloser Tapferkeit dennoch nur langsame Fortschritte machten. Die meiste Schuld daran hatte der Ingenieurobrist Balby, der bei der Leitung der Belagerungsarbeiten die verkehrtesten Maßregeln traf, so daß viel kostbare Zeit und Munition nutzlos vergeudet ward.

Gleichwol schien es, als ob der preußische Muth dennoch alle Schwierigkeiten überwinden und einen neuen Triumph feiern werde. Ununterbrochen wurde die Stadt aus 88 Geschützen beschossen und nur der immer fühlbarer werdende Mangel an Munition erregte einige Besorgniß, deren man jedoch durch das Eintreffen eines ungeheuren aus Schlesien kommenden Transportes von 3000 mit Geld, Munition und Lebensmitteln beladenen Wagen entledigt zu werden hoffte. In der That mußte das glückliche Anlangen dieser sehnlich erwarteten Zufuhren entscheidend werden, weshalb Friedrich den General Ziethen entsendete, um die von dem Obrist von Mosel geführte 9000 Mann starke Bedeckung derselben zu verstärken. — Aber auch Daun war von der Annäherung des Zuges unterrichtet und glaubte kein besseres Mittel zur Entsetzung der Stadt finden zu können, als die Wegnahme oder Zerstreuung des Transportes, dessen Ausbleiben die preußische Armee zum schleunigen Rückzuge aus Mähren zwingen mußte.

Demgemäß wurde Loudon beauftragt, dies Unternehmen auszuführen. Mit 20,000 Mann und zahlreichem leichten Geschütz rückte er dem Transport entgegen und besetzte die waldigen Anhöhen und Defiléen bei Domstädtel. Dies durchschnittene

unebene Terrain mußte der Zug passiren, der schon von der schlesischen Grenze ab sich fortwährenden Kroatenangriffen ausgesetzt gesehen, jedoch seinen Marsch in musterhafter Ordnung fortgesetzt hatte. Kaum jedoch war die ungeheure meilenlange Linie in der Gegend angelangt, wo Loudon im Hinterhalte lag, als auch sogleich ein wüthender Angriff von allen Seiten erfolgte und den Zug völlig in Unordnung brachte. Die preußische Bedeckung wehrte sich mit der äußersten Tapferkeit, war aber nicht im Stande, die ausgedehnte Wagenreihe wirksam zu schützen, um so weniger, da der Feind mit Kartätschen unter die Bespannung schoß und dadurch eine grenzenlose Verwirrung zuwege brachte. Das Auffliegen mehrerer Pulverwagen und die eilige Flucht der die Wagen lenkenden Bauern vollendete das Chaos; der ganze Transport ward auseinandergesprengt und seine Trümmer, eine wüste, durcheinandergeworfene Masse, bedeckten weithin die blutgetränkte Straße. Ziethen, der sich durch Loudon völlig abgeschnitten sah, zog sich nach Troppau zurück und der General Krokow führte 250 Wagen, den traurigen Rest des verlornen Transportes, unter beständigen Gefechten ins königliche Lager.

Dies geschah am 30. Juni, und wie vorauszusehen war, erreichte Daun völlig den beabsichtigten Zweck. Um die nunmehr unvermeidliche Aufhebung der Belagerung zu beschleunigen, verließ er überdies seine bisherige Stellung, ging bei Kremsir über die March und erschien schon am 1. Juli auf den Anhöhen von Groß-Teinitz, eine halbe Stunde von Olmütz.

So sehr es den König schmerzte, die Belagerung aufheben zu müssen und so viele Opfer an Menschen und Geld fruchtlos zu sehen, so wenig betrübt zeigten sich Soldaten und Generale darüber; denn Niemandem war der Zug nach Olmütz und die langweilige Belagerung besonders angenehm gewesen. Friedrich fand daher die fröhlichste Beistimmung, als er am 2. Juli den Befehl zum Abmarsch ertheilte und in einer Anrede an die Truppen die Ueberzeugung aussprach, daß er an der Spitze seines braven Heeres trotz des erlittenen Mißgeschickes dennoch siegreich aus dem ungleichen Kampfe hervorgehen werde.

Groß aber waren die Schwierigkeiten, welche sich einem glücklichen Rückzuge entgegenstellten, so groß, daß ein anderer Feldherr als Friedrich an der Möglichkeit desselben verzweifelt hätte. Es galt nicht nur, eine durch Strapatzen erschöpfte und von ihren Magazinen abgeschnittene Armee mitten durch feindliches Land und feindliche, doppelt überlegene Truppen hindurchzuführen; es galt auch, einen endlosen Train von mehr als 4000 Fuhrwerken aller Art auf den beschwerlichsten Gebirgswegen und jeden Augenblick von heftigen Angriffen bedroht, ohne Verlust in Sicherheit zu bringen. Der König aber zeigte sich dieser Aufgabe gewachsen und löste sie, die genialste Taktik entfaltend, auf glänzende Weise. Daun, der sich mit der Hoffnung schmeichelte, das ganze preußische Heer gefangen zu nehmen, besetzte sorgfältig alle Straßen und Pässe, welche von Mähren nach Schlesien führten. Seine Erwartung, daß der König die Richtung nach Troppau und Jägerndorf einschlagen werde, wurde durch mehrere geschickt ausgeführte Märsche und Scheinbewegungen der Preußen noch mehr bestärkt; wie groß war daher sein Erstaunen, als diese plötzlich sich links wendeten und in drei Colonnen über die böhmische Grenze rückten! Sie gewannen durch dieses künstliche Manoeuvre vor dem getäuschten Daun einen bedeutenden Vorsprung; der Marschall Keith konnte das Geschütz und den sämmtlichen Train ungehindert durch die Defiléen des böhmisch-mährischen Gebirges führen und am 8. Juli marschirte die Armee von Leutomischel aus, wo sie sich gesammelt, in Eilmärschen über Hohenmauth nach Königgrätz, um von da aus die Grafschaft Glatz zu erreichen.

Daun sah nicht sobald seine Siegeshoffnungen vereitelt, als er gleichfalls seine bisherige Stellung verließ und dem Könige nachrückte, um wenigstens die Wagenburg und das Geschütz zu erbeuten, ein Unternehmen, welches die wilde Gebirgsgegend zwischen der Elbe, dem Adlerflusse und den Sudeten sehr zu begünstigen schien. Loudon, der von Tage zu Tage sein Feldherrntalent glänzender entfaltete, war den Preußen stets auf den Fersen, ja er überflügelte sie selbst bei Opotschna und bedrohte den

General Fouquet, der eben den Train über Nachod nach Glatz führte. Unzweifelhaft würde er hier seine Absicht erreicht haben und die ersehnte Beute wäre in seine Hände gefallen, wenn der König ihn nicht nach einigen lebhaften Treffen bis nach Reichenau zurückgeworfen hätte, worauf Fouquet seinen Marsch ungestört fortsetzte und ohne auch nur einen einzigen Wagen verloren zu haben, in Glatz anlangte.

So bewunderungswürdig dieser Rückzug war und so lebhaft er die Welt in Staunen setzte, Friedrich schien sich damit nicht begnügen zu wollen und zeigte deutlich die Absicht, sich an der obern Elbe, auf dem schwierigsten, von rauhen Bergketten und Schluchten zerklüfteten und von reißenden Gewässern durchströmten Terrain festzusetzen. Mehr als einmal bot er dem Feinde die Schlacht an; Daun jedoch, der ein unangreifbares Lager auf den Bergen bei Chlom bezogen hatte, blieb dort unbeweglich stehen und beschränkte sich darauf, die kunstvollen Manoeuvres des Königs durch leichte Truppencorps unter den Generalen Loudon, Lascy, Janus und Zischcowicz beobachten und unaufhörlich beunruhigen zu lassen.

Vielleicht würde Friedrich dennoch den Feind gezwungen haben, bei Chlom eine Schlacht zu liefern, wären nicht eben jetzt die erschütterndsten Nachrichten von dem durch Mord und Zerstörung bezeichneten Vorrücken der Russen eingetroffen. Er mußte gewärtig sein, die Neumark in eine wüste Einöde verwandelt zu sehen, wenn er nicht schleunigst den Fortschritten dieser Barbaren entgegentrat. Tief erbittert und beseelt von dem Verlangen, Vergeltung zu üben, beschloß er demnach in den letzten Tagen des Juli, die Armee nach Schlesien zurückzuführen und mit dem Kern derselben nach der Oder aufzubrechen. So geschah es; rasch wurden die feindlichen leichten Corps, welche die Pässe nach Schlesien noch besetzt hielten, verjagt oder umgangen, und am 9. August stand die ganze Armee jenseit des Gebirges in festen Stellungen bei Landeshut, Kloster Grüssau und Wünschelburg.

# Dreizehntes Capitel.

Belagerung und Zerstörung von Küstrin. — Die Schlacht bei Zorndorf.

Der König vertraute den Befehl über die in Schlesien zurückbleibende Armee dem Markgrafen Karl und dem Feldmarschall Keith an und brach am 10. August 1758 mit 14 Bataillonen und 38 Schwadronen, ungefähr 15,000 Mann, nach der Neumark auf. In Eilmärschen ging er über Liegnitz, Wartenberg, Krossen und langte schon am 20. August in Frankfurt an; am 22. vereinigte er sich bei Küstrin mit den Truppen des Generals Dohna und sah sich nunmehr an der Spitze von 30,000 Mann stark genug, den verhaßten Russen eine Schlacht zu liefern.

Dohna, der 15,000 Mann unter seinem Befehle hatte, war bisher in Vorpommern gegen die Schweden thätig gewesen und hielt, als die Russen heranzogen, eben Stralsund blokirt. Er sah sich nun genöthigt, dem neuen Feinde entgegenzugehen, der, nachdem er die Weichsel überschritten und die wichtigen Städte Elbing, Thorn und Posen besetzt hatte, am 15. August vor Küstrin anlangte und die unglückliche Stadt ohne Verzug auf die unmenschlichste Weise bombardirte. Ohne den Einwohnern Zeit zur Flucht zu lassen, wurde das eng gebaute, größtentheils aus hölzernen Häusern bestehende Städtchen so furchtbar beschossen, daß es in wenig Stunden schon in einen Trümmerhaufen verwandelt war, aus dem die Flammen hoch emporloderten und unter dessen Ruinen Menschen und Habseligkeiten begraben wurden. Seit Magdeburgs Zerstörung war kein so grauenhaftes Schauspiel der Verwüstung, keine so nutzlos und kaltblütig aus-

geübte Grausamkeit gesehen worden. Der Feind hörte nicht eher auf, Granaten und glühende Kugeln in die an allen Ecken brennende Stadt zu schleudern, bis ihm die Munition ausgegangen war und nur ein rauchender Aschenhügel die Stelle anzeigte, wo am vergangenen Tage noch so viele arbeitsame und glückliche Familien friedlich beieinander gewohnt hatten. — Und Küstrin war nicht das einzige Opfer, welches die russische Barbarei dem Kriegsdämon brachte; überall, wo sie gehaust hatten, war das Land eine Wüste, Städte und Dörfer in Ruinen, die Einwohner nackt und bloß in die Wälder gejagt, oder wenn sie blieben, der unerträglichsten Rohheit ausgesetzt und auf jede mögliche Weise beschimpft und gepeinigt. Die Erbitterung der Preußen, als sie auf ihrem Marsche von Schlesien her durch das verödete Land zogen, steigerte sich zum brennenden Racheburst und der König selbst, den seine treuen Unterthanen jammernd und hülfesuchend umdrängten, wenn er durch die zerstörten Ortschaften kam, erließ den Befehl, den Russen keinen Pardon zu geben, da sie durch ihre Erbarmungslosigkeit jegliches Erbarmen verscherzt. Das Heer konnte den Beginn des Kampfes kaum erwarten.

Am 23. August ging der König bei Güstebiese über die Oder und Fermor, der den in Küstrin commandirenden Obrist Schack vergeblich zur Uebergabe aufgefodert hatte, hob an demselben Tage die Belagerung auf und nahm zwischen den Dörfern Quartschen und Zicher eine Stellung. Hier erwartete er die Schlacht.

Nachdem das preußische Heer die Mützel, einen zwar nicht breiten, aber tiefen Bach passirt hatte, rückte es in drei Colonnen durch einen vor seiner Front liegenden Wald und stellte sich hinter Wilkersdorf, längs den Anhöhen vor dem Dorfe Zorndorf, gleichfalls in Schlachtordnung. Fermor, dem die glänzende, durch Friedrich erst erfundene neuere Taktik noch fremd war, formirte sein 50,000 Mann starkes Heer in ein ungeheures längliches Viereck, dessen Rücken und rechte Flanke durch den morastigen Quartschner Grund gedeckt war, während der linke

Flügel sich an das Dorf Zicher lehnte. In der Mitte dieses Quarré's war sämmtliche Cavalerie und Bagage aufgestellt.

Eine solche Schlachtordnung mochte den Russen in ihren Kriegen gegen die Türken, deren Kampfweise meistens nur in dem wüthenden Anprallen einer überlegenen Reiterei bestand, immerhin gute Dienste geleistet haben, hier aber erwies sie sich völlig unpraktisch und verderblich. Nach dem Plane des Königs sollte auch hier die bei Leuthen so herrlich bewährte schräge Schlachtordnung angewendet werden. Er ließ demnächst die Avantgarde nebst zwei Batterien zuerst vorrücken; an diese lehnte sich, etwa 300 Schritt zurück, der linke Flügel, welchem die sämmtliche Cavalerie zugetheilt war, während der rechte Flügel den Befehl erhielt, sich vor der Hand unbeweglich zurückzuhalten.

Am 25. August früh 8 Uhr begann die Schlacht mit einer heftigen Kanonade. Die preußische Artillerie, äußerst vortheilhaft auf den Zorndorfer Höhen postirt, richtete unter der dicht zusammengedrängten Linie des Feindes die größte Verheerung an. Dem sinnreichen Plane des Königs gemäß rückte die Avantgarde rasch vorwärts, um die vorspringende rechte Ecke des russischen Quarré's anzugreifen; der linke Flügel aber, welcher zur Unterstützung derselben nur langsam nachrücken sollte, prallte, von der Kampflust verleitet, eben so schnell vor und gab dadurch, daß er nun mit der Avantgarde in gleiche Linie gerieth, dem Feinde seine Flanke bloß. Dieser säumte auch nicht, den gebotenen Vortheil zu benutzen. Die Front seines Vierecks öffnete sich und heraus stürmte die russische Reiterei und warf ungestüm den preußischen linken Flügel bis gegen Zorndorf zurück. Das Schicksal des Tages schien dem Könige ungünstig werden zu wollen; seine Linie war in Unordnung gebracht und überdies bewegte sich jetzt auch die Infanterie der rechten feindlichen Front vorwärts, um die gewonnenen Erfolge zu vermehren. Da erschien der General Seidlitz an der Spitze seiner in drei Colonnen formirten Reiterei und stürzte sich wie ein Sturmwind auf den Feind, der schwankend und eines so nachdrücklichen Angriffs nicht gewärtig zurückwich. Seidlitz aber folgte ihm mit seinen tapfern Schwa-

dronen auf dem Fuße; die russische Cavalerie ward auf die vorrückende Linie ihres Fußvolkes geworfen, welches sich überdies jetzt auch im Rücken von einigen Husarenregimentern angegriffen sah und nach einem kurzen, aber blutigen Kampfe völlig zersprengt und auseinandergejagt wurde.

Obwol nun die Dispositionen des Königs in dem wechselnden Laufe des Kampfes nur theilweise beobachtet und ausgeführt worden waren, krönte dennoch siegreicher Erfolg die Anstrengungen des linken Flügels und die heroische Tapferkeit der Reiterei, die sich erst um 1 Uhr Mittags, des Niedermetzelns müde, gegen Zorndorf zurückzog, um Athem zu schöpfen und sich aufs Neue zu formiren. Der russische rechte Flügel befand sich in völliger Auflösung; die dem Schwerte entronnenen Flüchtlinge begannen die Bagage zu plündern, schlugen die Branntweinfässer auf und gaben sich, Offiziere wie Gemeine, den zügellosesten Excessen hin, bis sie, vom Trunk übermannt, in viehischer Sinnlosigkeit niederstürzten oder wie Wahnsinnige das leichenbesäete Schlachtfeld durchrannten.

Der rechte preußische Flügel war bisher unthätig geblieben. Der König ließ ihn jetzt ins Treffen rücken, um den schon halb errungenen Sieg vollständig zu sichern. Es befanden sich hier die bewährtesten Kerntruppen, die Regimenter Forcade, Prinz von Preußen, Kalkstein, Kreuz und Asseburg, die, ehernen Mauern gleich, wie auf dem Paradeplatze vorrückten, obgleich die Russen sie mit einem entsetzlichen Kartätschenfeuer begrüßten. Jetzt brauste aber feindliche Cavalerie heran und drohte sie zu überflügeln — und wieder trat ein Moment ein, wo die Entscheidung des Kampfes an einem Haare hing. Dreizehn preußische Infanteriebataillone nämlich machten, von Schreck und Besorgniß ergriffen, plötzlich Halt und wichen sogar bis nach Wilkersdorf zurück, dem übermächtig andringenden Feinde ihre tapfern Kameraden Preis gebend. Diese schienen, da ihre Flanken nunmehr entblößt waren, verloren und mit ihnen der Gewinn der Schlacht!

In diesem kritischen Augenblicke erschien der Held Seidlitz zum zweiten Male als Retter und Wiederhersteller des Tages.

Kaum hatte er die entstandene Lücke bemerkt, so flog er auch schon mit der Cavalerie des siegreichen linken Flügels herbei, füllte die entstandene Oeffnung aus und griff die Reiterei des Feindes so nachdrücklich an, daß er sie bis tief in die morastige Ebene des Quartschener Grundes hineintrieb. Zu gleicher Zeit stürzten sich jene tapfern Veteranenregimenter, Prinz von Preußen, Asseburg ꝛc., die trotz der ihnen drohenden Gefahr nicht einen Augenblick im Vorrücken inne gehalten hatten, auf das russische Fußvolk und drängten es Seidlitzen's von der Verfolgung zurückkehrenden Reitern entgegen. Nunmehr entstand ein entsetzliches Handgemenge; das Feuern hörte gänzlich auf und Kolben, Säbel und Bajonnett waren die in diesem chaotischen Getümmel einzig brauchbaren Waffen. Immer weiter aber zog sich der Kampf in den Quartschener Grund; jeder Fuß breit Bodens mußte theuer erkauft werden, denn die Russen standen und wehrten sich mit jener einen hervorstechenden Zug ihres Nationalcharakters bildenden, hartnäckig stumpfen Verzweiflung, deren Quell nicht erhabener Todesmuth, sondern dumpfer Knechtssinn ist. Nur erst, als eine Seitenbewegung der Preußen sie der Gefahr einer gänzlichen Umzingelung auszusetzen schien, wurde der Rückzug zur zerstreuten Flucht, auf welcher Hunderte in dem tückischen Gewässer der Mützel ihren Tod fanden.

Die Schlacht war entschieden, für Friedrich glorreich entschieden; aber nicht sowol die erlangte Befriedigung der Kampflust machte ihr ein Ende, als vielmehr der gänzliche Mangel an Munition, dem sich beide Parteien ausgesetzt sahen. Ueberdies brach die Nacht herein und die zwölfstündige Blutarbeit hatte die Körperkräfte der Streiter dermaßen erschöpft, daß Ruhe ein nothwendiges Bedürfniß wurde. Die russische Armee, wenn ein aufgelöster, bunt durcheinander gemengter und jeder Ordnung baarer Menschenhaufen diesen Namen verdient, nahm allerdings noch einen Theil des Schlachtfeldes ein, aber wahrlich nicht in Folge irgend eines errungenen Vortheiles, wie Fermor's Bericht dem Petersburger Hofe Glauben machen sollte, sondern weil es ihr unmöglich war, in der Finsterniß der Nacht und in der un-

fäglichsten Verwirrung auf unbekannten Straßen, durch Moräste und Sümpfe und über brückenlose Flüsse den Rückzug zu finden. Sie lagerte daher hinter dem Quartschener Grunde, während die Sieger zwischen Quartschen und Zorndorf unter Gewehr stehen blieben, fröhlichen Muthes bereit, den Kampf, sollte es nöthig sein, am andern Morgen aufs Neue zu beginnen.

Und in der That hatte der russische Oberbefehlshaber unter dem schützenden Schleier der Nacht das Chaos seiner Truppen einigermaßen entwirrt und sie in eine Art von Schlachtordnung aufgestellt. Es begann sogar eine leichte Kanonade, jedoch schon um 11 Uhr zog sich der Feind gegen die in seinem Rücken liegende Drewitzer Haide, von wo aus er während der folgenden Nacht seine Retirade nach Landsberg an der Wartha bewerkstelligte. Der König verfolgte ihn den Warthabruch entlang bis Blumberg, wo er umkehrte und den General Dohna mit 21 Bataillonen und 35 Schwadronen zur Beobachtung der Russen zurückließ.

Die Schlacht bei Zorndorf war äußerst blutig gewesen; der Feind bezahlte sie mit 19,000 Todten und Verwundeten und 300 Gefangenen. Ueberdies fielen 103 Kanonen, viele Fahnen und ein großer Theil der Bagage und Kriegskasse, welche die Regimenter Prinz von Preußen und Forcade erbeuteten, in die Hände der Sieger. Aber auch die Preußen hatten schwere Verluste zu beklagen. Sie verloren 10,000 Todte und Verwundete und 1400 Gefangene, außerdem einige Geschütze, welche die Russen bei dem Zurückgehen des rechten Flügels in ihre Gewalt bekommen hatten.

Am 3. September brach der König mit 13 Bataillonen und 33 Schwadronen von Küstrin nach Sachsen auf, wo die Angelegenheiten inzwischen eine für ihn bedenkliche Wendung angenommen hatten und seine Gegenwart nöthiger als je erfoderten, wie dies ein kurzer Rückblick zur Genüge darthun wird.

---

## Vierzehntes Capitel.

Stellung des Prinzen Heinrich in Sachsen. — Ankunft des Königs. — Der Ueberfall bei Hochkirch.

Nachdem der König Schlesien verlassen hatte, um gegen die Russen zu ziehen, glaubte Daun die rechte Zeit erschienen, um dem Kriege durch entscheidende Ereignisse eine für die Waffen der verbündeten Mächte günstige Wendung zu geben. Sein Plan war, den Kampfplatz nach Sachsen zu verlegen, wo der Prinz Heinrich mit seinem kleinen Heere in ausgedehnten Kantonirungen stand und eben jetzt von den unter dem Herzoge von Zweibrücken anrückenden Reichstruppen bedroht wurde. Demgemäß marschirten die Oesterreicher, ein Corps von 20,000 Mann unter dem General Harsch in Oberschlesien zurücklassend, am Fuße des Riesengebirges entlang nach der Oberlausitz und trafen schon am 20. August in Görlitz ein. Von hier aus wurden mit kluger Hand die Fäden eines Netzes geschürzt, welches unter Mitwirkung der Reichstruppen den Prinzen Heinrich völlig umgarnen und nicht nur die Hauptstadt Dresden, sondern ganz Sachsen den Preußen entreißen sollte. Wußte man doch nur zu gut, welche ungeheure Hülfsquellen Friedrich fortwährend aus diesem unglücklichen, hart bedrückten Lande zog und wie der Verlust desselben in all' seine Pläne und Unternehmungen lähmend eingreifen mußte.

Der Herzog von Zweibrücken mit seinen Reichsvölkern schien den auf ihn gesetzten Erwartungen trefflich entsprechen zu wollen. In der Mitte des Monats August rückte er von Töplitz aus

durch die Gebirge nach Peterswalde, während die Generale Haddick und Guasko Gießhübel und Schandau besetzten und sich dadurch zu Meistern von der Elbe machten. In wohlgewählten Stellungen erwarteten sie hier nur die Hauptarmee unter Daun, welche sich gleichfalls in raschen Märschen der Elbe näherte, worauf die Einschließung des Prinzen Heinrich beginnen sollte.

Dieser erprobte, scharfblickende Feldherr aber sah unverzagten Blickes das drohende Ungewitter heraufsteigen und traf alle nur erdenkliche Maßregeln, die Feinde bis zur Ankunft des Königs in Schach zu halten. Er hatte anfangs ein festes Lager bei Dippoldiswalde bezogen, welches er jedoch bei dem raschen Vordringen des Feindes mit einem andern bei Großsedlitz vertauschte. Die Anhöhen von Maxen, die Umgebungen Pirna's und der Sonnenstein wurden stark besetzt, und durch diese Veranstaltungen hoffte er sich im Stande zu sehen, dem übermächtigen Feinde noch eine Zeit lang die Spitze zu bieten. Gleichwol schien es, als sollten diese Hoffnungen getäuscht und vielmehr der Plan des Feindes vollständig erfüllt werden. Daun war im Rücken des Prinzen schon bis nahe an Dresden vorgerückt und foderte diese nur schwach befestigte Hauptstadt auf, sich zu ergeben. Der Gouverneur derselben, Graf von Schmettau, wies jedoch diesen Vorschlag von sich und traf so ernstliche Anstalten zur Vertheidigung, daß man wol einsah, es werde Dresden nur als Trümmerhaufe von den Oesterreichern in Besitz genommen werden können. Schmettau drohte, bei dem ersten Kanonenschuß die prächtigen Vorstädte von Grund aus zu zerstören, Straße für Straße zu vertheidigen und im äußersten Falle sich selbst und die kurfürstliche Familie unter den Trümmern des Residenzschlosses zu begraben. Einer solchen eisernen Entschlossenheit beugte sich der Feind und Dresden blieb unbelagert; dagegen fiel die Feste Sonnenstein durch die verrätherische Feigheit des Commandanten mit 1400 Mann in die Hände der Reichstruppen, wodurch die Stellung des Prinzen Heinrich dermaßen gefährdet wurde, daß er sich zu einer neuen Abänderung derselben genöthigt sah. Er zog sich über die Müglitz bis nahe an Dresden

zurück und erwartete unter den Wällen der Stadt, durch Verhaue, Schanzen und Redouten geschützt, mit bangender Ungeduld den König, während der Feind in die von den Preußen bisher innegehabten Stellungen rückte und sich durch zwei Schiffbrücken bei Rathen und Wehlen mit der Daun'schen Armee in ungehinderte Verbindung setzte.

Endlich erscholl im preußischen Lager die frohe Nachricht, daß Friedrich in starken Märschen aus der Mark über Mühlrosa und Lübben herannahe. Es war hohe Zeit, denn die Hauptmacht der Oesterreicher drohte, mit den Reichstruppen vereinigt, dem Prinzen Heinrich die äußerste Gefahr. Daun hatte inzwischen, schon im August, den General Loudon von Zittau aus nach der Niederlausitz entsendet, theils um den König auf seinem Marsche gegen die Russen zu bedrohen, theils um sich mit diesen im Falle eines Sieges über die Preußen sogleich in Verbindung zu setzen, theils endlich, um Brandschatzungen und Contributionen einzutreiben. Dieser letzte Zweck war in einer wehrlosen, von Truppen völlig entblößten Provinz nicht schwer zu erreichen und Loudon's leichte Truppen bewiesen nie eine größere Meisterschaft im Plündern und Erpressen, als während dieser gefahrlosen Expedition. Sie drangen in den Kottbuser Kreis vor, eroberten das befestigte und mit 50 Invaliden besetzte Städtchen Peitz und schleppten bei ihrem Abzuge zahlreiche Beute und beträchtliche Geldsummen mit sich fort, die sie den Einwohnern durch die fürchterlichsten Drohungen und bei dem geringsten Widerstande durch unmenschliche Mishandlungen abgenöthigt hatten. Sicher würde Loudon seine Unternehmungen weiter ausgedehnt haben, wäre nicht der General Ziethen von Schlesien her mit Sturmesschnelle hinter ihm drein geeilt; da eine Behauptung der Niederlausitz nicht in dem österreichischen Kriegsplane lag, beschleunigte der Feind seinen Abzug nach Sachsen, den er auch nach einem lebhaften Gefechte bei Guben glücklich ins Werk setzte und sich, von Ziethen fortwährend verfolgt, am 9. September mit Daun in dessen neuem Lager bei Stolpen wieder vereinigte.

Dort nämlich hatte sich Daun, den die Nachricht von dem

Nahen des Königs zur Aufgebung seiner Pläne gegen den Prinzen Heinrich veranlaßte, festgesetzt und beschlossen, den Ausgang der Dinge in kluger Unthätigkeit abzuwarten. Er mochte dies um so mehr thun, da er sein Lager mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit gewählt hatte und sich für vollkommen sicher halten durfte. Front und Flanke des Lagers waren durch die Wesenitz gedeckt, ein reißendes Flüßchen, welches sich in vielen Krümmungen zwischen hohen und steilen Bergen fortwindet. Auf dem linken Flügel lag die Bergfestung Stolpen und beherrschte die ganze Gegend; der rechte Flügel endlich lehnte sich an das stark verschanzte Dorf Drebnitz und wurde überdies durch eine Kette von sumpfigen Wiesen und Teichen gedeckt. Loudon stand seitwärts bei Radeberg und machte einen Angriff von dieser Seite unmöglich. Alle Zugänge zu diesem Lager führten durch dichte, von Verhauen durchschnittene Waldungen oder durch verwickelte Defiléen — kurz, nur die rücksichtsloseste Tollkühnheit hätte den Gedanken fassen können, diese unüberwindliche und meisterhaft gewählte Stellung anzugreifen.

Hier nun erwartete Daun die Ankunft des Königs. Sie erfolgte am 9. September und man durfte nunmehr wichtigen und entscheidenden Ereignissen entgegensehen. Niemand wünschte diese eifriger herbeizuführen, als Friedrich selbst, dem trotz so vieler errungener Siege die Zukunft nur düstere, unerfreuliche Bilder zeigte. Währte der ungleiche Kampf noch lange, so mußte der König endlich ermattet, aller Hülfsmittel beraubt, dennoch der ungeheuern Uebermacht unterliegen und erdrückt und gefesselt dem unaufhaltsam hereinbrechenden Verderben den stolzen Nacken beugen. Das wußte er und darum ging all sein Streben dahin, durch eine Reihe kühner, unerwarteter Schläge den Feind zu betäuben und zugleich mit einem raschen Ende eine ehrenvolle und möglichst vortheilhafte Entscheidung zu erzwingen.

Der König zog nunmehr die verschiedenen in der Lausitz stehenden Corps zusammen und faßte den Plan, den Feind um jeden Preis aus Sachsen zu vertreiben und dann nach Schlesien zu eilen. Diese Provinz war, außer der bei Landeshut stehenden

4000 Mann starken Abtheilung Fouquets, von Truppen gänzlich entblößt, denn sowol der Markgraf Karl wie auch Marschall Keith waren Daun nach Sachsen gefolgt, um ihm dort das Gleichgewicht zu halten. Der österreichische General Harsch durfte also ungestraft von dem Gebirge bis zur Oder brandschatzend umherziehen und die wichtigen Festungen Neisse und Kosel bedrohen.

Friedrich, der Daun in seiner Stellung unangreifbar und zu einer Schlacht durchaus nicht geneigt fand, suchte nun durch verwickelte Märsche und Bewegungen und eine Reihe taktischer Künste den Feind zur Räumung Sachsens zu nöthigen. Aber eine geraume Zeit hindurch scheiterten seine Bemühungen an der unerschütterlichen Ruhe und Bedächtigkeit des österreichischen Feldmarschalls, der von seinen Bergen herab die Anstrengungen der Preußen zu verspotten schien. Endlich fand der König das geeignete Mittel, diesen starren Trotz zu brechen und den Fuchs aus dem Bau zu locken. Er machte nämlich Miene, direct nach Schlesien zu marschiren. Zu diesem Ende mußte vor allen Dingen die Straße nach Bautzen freigemacht und dadurch Daun's Entwurf, die Preußen völlig von Schlesien abzuschneiden, vereitelt werden. Die trefflichen Dispositionen des Königs verbürgten das Gelingen dieses Unternehmens. Das erste Hinderniß, Loudon's Stellung bei Radeberg, war bald beseitigt, denn dieser General, der sich von der ganzen preußischen Macht bedroht sah, zog sich zurück und wurde durch den Prinzen Karl von Bevern und General Retzow bis weit über Bischofswerda hinausgedrängt. Der König selbst aber bezog dicht an Bischofswerda ein vortrefflich gelegenes Lager, während Retzow nicht nur Bautzen in Besitz nahm, sondern sogar mit 14 Bataillonen und 30 Schwadronen darüber hinaus auf der Straße nach Löbau fortrückte, um von dort das Corps des Prinzen von Durlach zu vertreiben.

Nun erst begann Daun ernstliche Besorgnisse zu hegen. Durch den Verlust Bautzens war sein Plan, den König abzuschneiden, vereitelt und es stand diesem die Straße nach Schlesien offen. Ueberdies waren durch Friedrich's Stellung bei Bischofswerda nicht nur die nunmehr vereinzelten Corps Loudon's

und des Prinzen von Durlach bedroht, sondern Daun selbst sah sich in Gefahr, von der Straße nach Zittau und Böhmen weggedrängt zu werden. Dem Gebot der Nothwendigkeit weichend, führte er also am 5. Oct. während einer finstern Regennacht sein Heer in zwei Colonnen aus dem Lager. Der Herzog von Aremberg, welcher die Arrieregarde befehligte, deckte den Marsch gegen die unaufhörlichen Angriffe der auf dem Fuße nachrückenden Preußen, und trug viel dazu bei, daß Daun ohne Verlust sich mit Loudon vereinigen und hinter Löbau eine vortheilhafte Stellung einnehmen konnte.

Friedrich, der seinen innigsten Wunsch, dem Feinde eine Schlacht zu liefern, der Erfüllung nahe glaubte, rückte am 10. Oct. mit der ganzen Armee aus Bautzen und gelangte bis in die Gegend des Dorfes Hochkirch, wo er sich zu lagern und den von unaufhörlichen Märschen erschöpften Truppen einige Rasttage zu gönnen beschloß. Zu seinem Verdrusse fand er eine längs der Landstraße sich fortziehende Höhenkette, die Steinberge genannt, von feindlichen Truppen besetzt, die er jedoch nur für ein einzelnes Corps der Nachhut hielt und demnach mit leichter Mühe zu vertreiben hoffte. General Retzow, dem dieser Auftrag ertheilt wurde, entdeckte jedoch bald, daß er die Hauptmacht des Feindes vor sich hatte und wurde, weil er sich weigerte, mit einigen Bataillonen anzugreifen und weil der König seine Gegenvorstellungen mißfällig aufnahm, zum Arrestanten gemacht. Ohne sich weiter um die Oesterreicher zu bekümmern, ließ Friedrich demungeachtet das Lager abstecken, ohne zu ahnen, daß diesmal seine allzugroße Kühnheit die Ursache eines verhängnißvollen Ereignisses sein werde.

Der rechte Flügel des preußischen Heeres stand auf einer Anhöhe rechts vor Hochkirch; längs der Flanke und vor der Front zog sich ein tiefer und ziemlich steiler Grund bis an das königliche Hauptquartier Rodewitz, welches von drei Grenadierbataillonen und mehreren Cavalerieregimentern besetzt war. Von hier erstreckte sich die Stellung, einen eingehenden Winkel bildend, bis an die Höhen von Alt-Koditz. Die nahegelegenen

Dörfer Niethen, Küpritz und Lauschke wurden von verschiedenen leichten Truppenabtheilungen besetzt.

Das Lager wäre vortrefflich gewählt gewesen, wenn die Steinberge in den Bereich desselben hätten gezogen werden können; dadurch aber, daß diese in den Händen des Feindes blieben, wurde die Stellung so augenscheinlich unsicher und gefahrdrohend, daß Friedrich's erfahrenste Generale trotz der üblen Laune des jeden Widerspruch hassenden Königs nicht müde wurden, ihm die dringendsten Vorstellungen zu machen. „Wenn die Oesterreicher uns diesmal ruhig lassen, verdienen sie gehangen zu werden!" sagte der Marschall Keith unter Anderm. Der König aber erwiderte zuversichtlich: „Wir dürfen hoffen, daß sie sich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten." Die Stellung blieb demnach unverändert; gleichwol war Friedrich durch die bedenkliche Stimmung seiner Umgebungen zu dem Entschlusse gebracht worden, schon am nächsten Tage, nachdem ein von Dresden erwarteter Transport Lebensmittel eingetroffen sein würde, das Lager abzubrechen und seinerseits das bei Reichenbach stehende Corps des Prinzen von Baden-Durlach zu überfallen. Selten wol ist in der Geschichte ein Aufschub von wenigen Stunden so verhängnißvoll geworden, als es hier der Fall wurde.

Daun's Lager, auf und hinter steilen, dicht mit Wald bewachsenen Bergen, beherrschte das der Preußen vollkommen und war diesem so nahe, daß man es hätte für einen Theil desselben halten können. Wahrscheinlich würde der allzuvorsichtig zögernde Feldmarschall, der sich auf seinen Höhen eifrig verschanzte, Friedrich's siegesstolzen Uebermuth ungestraft gelassen haben, wenn nicht der rastlose, allzeit thätige und auf Unternehmungen sinnende Loudon ihm einen Plan zum Ueberfalle des preußischen Lagers mitgetheilt hätte, der eine zu große Wahrscheinlichkeit, ja Sicherheit des besten Erfolges in sich trug, als daß Daun ihn zurückweisen durfte. Vielmehr wurde derselbe nach allseitiger Prüfung angenommen und die ungesäumte Ausführung beschlossen. Daun bestimmte die Hälfte seines Heeres zum Angriffe auf Hochkirch und den preußischen rechten Flügel, während der Herzog

von Aremberg Befehl erhielt, erst dann gegen den linken Flügel vorzurücken, wenn die Niederlage der Ueberfallenen nicht mehr zweifelhaft sein würde. Ueberhaupt waren die Dispositionen, die Wahl der Angriffspunkte und die Vertheilung der Truppen mit dem größten Scharfsinne ausgedacht, und es kam nunmehr darauf an, den wachsamen preußischen Vorposten die nöthigen Vorbereitungen, die Hin- und Hermärsche und das allmälige Näherrücken des Feindes zu verbergen. Demgemäß setzte sich am 13. Oct. nach Sonnenuntergang die ganze österreichische Armee in Bewegung und marschirte in drei Colonnen durch den Wald, in welchem den Tag über mit großer Anstrengung die nöthigen Wege gebahnt worden waren. Die Wachtfeuer des Lagers wurden unterhalten, die Zelte blieben stehen und damit das unvermeidliche und besonders bei Nacht leicht zu vernehmende Geräusch des Marschirens verborgen bliebe, mußten eine Menge Arbeiter mit absichtlichem Getöse Bäume fällen, singen und lärmen. Trotzdem gewahrte man im preußischen Lager, daß bei dem Feinde irgend Etwas vorgehen müsse, und da man sich nichts Gutes versah, wurde dem Könige Meldung gebracht. Dieser jedoch, schon ärgerlich über die fortwährend geäußerte und in Blicken und Mienen sich kund thuende Besorgniß seiner Generale, schenkte den eingehenden Nachrichten wenig Aufmerksamkeit und begnügte sich, einigen Husarenregimentern Befehl zum Aufsitzen zu ertheilen, um im vorkommenden Falle bereit zu sein.

Gegen Mitternacht trat auf den preußischen Vorposten eine Erscheinung ein, die wol geeignet gewesen wäre, Mißtrauen und Befürchtungen zu wecken. Es erschienen nämlich ungewöhnlich viel Ueberläufer, erst einzeln, dann truppweise, endlich in ganzen Haufen zu funfzig Mann, sämmtlich bewaffnet, wilde, bärtige Gesichter mit listigen Augen und verschlagenen Mienen. Man wußte sie endlich kaum noch unterzubringen und da immer neue Schaaren, Cavaleristen, Scharfschützen, Grenadiere &c. sich meldeten, wurde ein nochmaliger dringender Bericht an den König gesendet. Aber ein böses Verhängniß hatte Friedrich's Sinn befangen; es schien, als müsse er blindlings in sein Verderben eilen.

Nicht nur, daß die letzte Warnung gleichfalls ohne Erfolg blieb, wurde sogar den erwähnten Husarenregimentern der Befehl zum Absatteln ertheilt — und bald lag das ganze weite Feldlager in tiefem Schlummer begraben.

Inzwischen waren die Colonnen des Feindes im Dunkel der Nacht näher und näher gerückt, und befanden sich, des Signals zum Kampfe harrend, sämmtlich in den ihnen angewiesenen Stellungen. Da ertönte vom Hochkircher Thurme die fünfte Stunde und mit Blitzesschnelle brachen sie hervor und stürmten von allen Seiten in das preußische Lager hinein.

Schrecklich war das Erwachen dieser tapfern, so jählings im Schlafe überfallenen Krieger; das Knattern des Gewehrfeuers und die Hufschläge der mordsüchtig durch die Zeltgassen fliegenden feindlichen Cavalerie überzeugte sie, daß ihre schlimmsten Befürchtungen eingetroffen waren. Instinctmäßig und durchdrungen von dem Geiste der Disciplin griffen die Preußen zu den Waffen und stürzten halbnackt nach den Sammelplätzen ihrer Regimenter. Die Verwirrung war entsetzlich! Alles rannte wild durcheinander; in das Getümmel der Kämpfenden, das Stampfen der Rosse, das Rufen und Commandiren der ihre Mannschaften ordnenden Offiziere mischte sich Trommelwirbel, das Schmettern der Signale und der Donner des Geschützes, dessen Eisenhagel vernichtend durch das Lager sauste. Gleich beim ersten Andringen nämlich hatten die Oesterreicher, welche wegen ihres eiligen Marsches keine Feldstücke mit sich geführt, eine große, aus zehn zwölfpfündigen Kanonen bestehende Flügelbatterie weggenommen und gegen die Preußen gerichtet.

Bewunderungswürdig und in der Kriegsgeschichte beinahe ohne Beispiel ist es, daß trotz der schreckbaren Ueberraschung, trotz dieses urplötzlichen Angriffes von allen Seiten sich dennoch die preußischen Regimenter so schnell und regelmäßig sammelten, daß sie schon, ehe noch eine halbe Stunde verflossen war, dem Feinde in geschlossenen Colonnen entgegentreten konnten. Aber vergebens war die aufopferndste Tapferkeit, vergebens die eisernste Entschlossenheit. Die feindliche Cavalerie stürzte sich ungestüm

auf die Vorrückenden, die abgeschnitten und umzingelt, theils niedergehauen, theils gefangen wurden. Nur selten glückte es den unerschrockenen Schaaren, sich durchzuschlagen und eine sichere Stellung zu erreichen.

Die Ueberfallenen erwarteten mit Ungeduld das Anbrechen des Tages, um dem Feinde ins Angesicht sehen und sich selbst in geordnete Schlachtreihe stellen zu können, denn die tiefe Finsterniß einer zögernden Herbstnacht vermehrte die Schrecken dieses verzweifelten Kampfes. In den engen Gassen des Lagers, in den Höfen und Gärten der besetzten Dörfer schlug man sich im Dunkeln mit der hartnäckigsten Erbitterung. Freund und Feind konnte sich in dem wogenden Handgemenge nicht anders, als durch Betasten der Hüte erkennen nnd nur das in Flammen aufgehende Dorf Hochkirch erleuchtete grell einen Theil des mit Blut und Leichen besäeten Schlachtfeldes. Hier, im Mittelpunkte des Lagers, tobte der Kampf am heftigsten. Die Regimenter Forcade und Geist hatten vergebens versucht, von hier aus vorzudringen und den Feind auf seine Anhöhen zurückzuwerfen; sie wurden, die Hälfte ihrer Mannschaft einbüßend, zurückgetrieben und nun stürmten acht kaiserliche Elite-Grenadierbataillone das brennende Dorf. Auf dem mit einer Mauer umgebenen Kirchhofe war ein Bataillon zurückgeblieben, eine Heldenschaar von sechshundert Mann, welche sich hier die Unsterblichkeit errang. Ihr Anführer war der Major Lange. Mit wahrem Löwenmuthe vertheidigte dieses sich freiwillig dem Tode weihende Corps seine Stellung und lichtete die Reihen der feindlichen Grenadiere dermaßen, daß Daun, dem Alles an der Eroberung des Kirchhofes gelegen sein mußte, noch vierzehn frische Bataillone zum Sturme anrücken ließ. Aber auch jetzt verzagten die Helden nicht. Der Hohlweg, welcher den Kirchhof vom Dorfe trennt, war buchstäblich ausgefüllt mit den Leichen der Feinde, die über diese hinweg mit Fußvolk, Cavalerie und Geschütz immer wieder gegen die unerschütterlichen Sechshundert andrangen. Erst als diese die letzte Patrone verschossen hatten, beschlossen sie, sich durch das Gewühl der Stürmenden durchzuschlagen — aber nur

Wenigen glückte es; die Meisten fielen, ihren heldenmüthigen Anführer an der Spitze, unter den Säbeln der feindlichen Cavalerie.

Inzwischen war es Tag geworden; aber noch verhüllte ein feuchter, dichter Herbstnebel das Schlachtfeld. Der Feldmarschall Keith hatte mehrere Regimenter herbeigeführt und die Ueberreste der zersprengten Bataillone hinter Hochkirch gesammelt; er drang nun, das Dorf rechts lassend, mit solchem Ungestüm gegen den Feind, daß dieser in voller Flucht auf die Anhöhen zurückgeworfen wurde. Doch nur einen Augenblick lächelte den Kühnen das Glück. Daun sendete ihnen Grenadiere und Cavalerie in den Rücken und sie sahen sich nun genöthigt, den Rückweg mit dem Bajonnette zu erzwingen. Es gelang, freilich mit furchtbarem Verlust. Nahe schon am Dorfe wurde Keith, der greise Held, von einer Kugel durchbohrt und hauchte im Innern der Kirche, auf einer hölzernen Bank gebettet, sein ruhmgekröntes Leben aus.

Glücklicher war die preußische Cavalerie unter Seidlitz und Ziethen. Unermüdet, in geschlossenen Reihen stürzte sie unablässig auf den überall anrückenden Feind und warf ihn zurück. Die Kürassire und Husaren, unterstützt von den Regimentern Schönaich und Norrmann, brachen dicht vor Hochkirch in die kaiserlichen Grenadiere ein, machten 600 Gefangene und richteten, dieses auserlesene Corps zerstreuend, ein furchtbares Blutbad an. — Unterdeß war der König unablässig beschäftigt, seine Truppen zu ordnen und in größere Abtheilungen zusammenzuziehen, weil er wohl erkannte, daß die nur einzeln vorrückenden Regimenter stets von der Uebermacht erdrückt werden mußten. Er ließ die Brigaden des Prinzen Franz von Braunschweig und des Fürsten Moritz von Anhalt aufs Neue gegen Hochkirch Sturm laufen, und wirklich wurde das Dorf genommen und der Feind eine weite Strecke zurückgedrängt. Leider waren auch diese Anstrengungen fruchtlos. Von der feindlichen Cavalerie im Rücken und in der Flanke gefaßt und von einer vierfach überlegenen Infanterie angegriffen, mußten sie das mit Strömen Blutes erkaufte Dorf wieder verlassen; der Prinz von Braunschweig wurde dabei getödtet und Fürst Moritz schwer verwundet.

Nun stellte sich der König selbst an die Spitze von sieben Bataillonen und griff den Feind an. Er ging rechts um das Dorf herum und strebte die Oesterreicher von den Anhöhen zu vertreiben, was auch gelang. Friedrich legte bei dieser Gelegenheit die glänzendsten Proben seiner persönlichen Tapferkeit ab. Mitten im dichtesten Kampfgetümmel achtete er sein Leben, auf welchem allein die Zukunft eines großen Volkes beruhte, für nichts und setzte sich den augenscheinlichsten Gefahren aus. Sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen und als das wiederholte Anstürmen der Loudon'schen Cavalerie auch ihn zum Weichen nöthigte, entging er nur mit Mühe der Gefangenschaft.

Endlich verzog sich der Nebel und die Preußen bekamen einen freien Ueberblick über das blutgetränkte Schlachtfeld. Beide Armeen waren in der größten Unordnung und ihre Befehlshaber beschäftigt, derselben abzuhelfen. Daun, der die Preußen, wo nicht vernichtet, doch völlig geschlagen glaubte, erstaunte, als er den König eine neue Schlachtlinie formiren und die Fortsetzung des Kampfes kaltblütig erwarten sah. In Wahrheit aber war Friedrich bedacht, sich den Rückzug zu sichern. Er ließ demgemäß durch den Major von Möllendorf die Anhöhen von Drehsa besetzen, da dies der einzige, von dem Feinde noch nicht versperrte Ausweg war. Fast zu gleicher Zeit mit Möllendorf aber kamen auch die Oesterreicher, denen die Wichtigkeit dieses Punktes nicht entgangen war, dort an und es bedurfte vorerst eines hartnäckigen Kampfes, ehe sich die Preußen der Anhöhen bemächtigen konnten. Der König bildete nun aus der Infanterie eine Linie vor Drehsa; hinter dieselbe stellte er treffenweise die Hälfte der Cavalerie, während Seidlitz mit der andern Hälfte die feindliche Cavalerie aus der Ebene bei Belgern vertrieb und dadurch den Weg säuberte.

Daun's Schlachtplane gemäß hatte der Herzog von Aremberg bis jetzt den auf den Höhen von Alt-Koditz stehenden preußischen linken Flügel noch nicht angegriffen. Nun erst erhielt er Befehl dazu und rückte vor, wurde aber von den gut postirten und tapfern Truppen, besonders aber von dem Feuer einer großen,

aus 22 Kanonen bestehenden Batterie so übel empfangen, daß er mit beträchtlichem Verluste zurückweichen mußte. Der Widerstand dieses linken Flügels hätte der Schlacht eine ganz andere, den Oesterreichern unerwartete Wendung geben können, wäre nicht eine ihrer Colonnen unter dem Herzoge von Ursel den Preußen durch eine geschickte Umgehung in die Flanke gefallen. Dennoch wichen diese nur langsam Schritt für Schritt zurück und vertheidigten die Koditzer Höhen mit unerschütterlichem Muthe; erst als der Herzog von Aremberg, der seine zurückgeschlagenen Truppen durch sieben frische Bataillons verstärkt hatte, aufs Neue anrückte und durch Kodits hindurch gerade auf die Batterie stürmte, sahen sich die Preußen zum Weichen genöthigt, wenn sie nicht völlig abgeschnitten werden wollten. Sie zogen sich, als auch das Dorf Lauschke von den Oesterreichern erobert worden war, bis hinter Rodewitz zurück und mußten die große Batterie trotz der bewunderungswürdigen Tapferkeit, mit welcher die Grenadierbataillone Heiden und Wangenheim sie vertheidigten, dem Feinde überlassen, der jetzt die von dem preußischen linken Flügel innegehabte Stellung besetzte.

Damit aber endeten auch die Erfolge, deren sich die Sieger dieses blutigen Tages zu erfreuen hatten. Der König begann jetzt den Rückzug anzutreten, nachdem er vorher das bei Weißenberg dem Prinzen von Durlach gegenüberstehende Retzow'sche Corps an sich gezogen hatte. Dieser herrliche Rückzug, der in der größten Ordnung und im Angesichte eines siegreichen Feindes von statten ging, machte den Tag von Hochkirch, obwol ihn eine schwere Niederlage bezeichnete, in den Annalen der preußischen Kriegsgeschichte unsterblich und gab ein glänzenderes Zeugniß von dem erhabenen Genie des Königs, als es vielleicht eine gewonnene Schlacht vermocht hätte. Die sämmtliche Cavalerie unter Seidlitz hatte sich auf der Ebene zwischen Krechwitz und Belgern in großen Zwischenräumen aufgestellt und hinter derselben zog sich die Infanterie und das Geschütz durch das Defilée von Drehsa bis an die sogenannten Spitzberge, wo das Heer eine neue Stellung nahm. Dieses Lager war nur eine halbe

Meile weit von dem Hochkircher Schlachtfelde entfernt; ein neuer Beweis, wie wenig Friedrich's Muth durch den erlittenen Unfall gebeugt und wie fest sein stolzes Vertrauen auf die reichen Hülfsmittel seines Geistes war. Auch dachte Daun nicht im Entferntesten daran, den König aufs Neue anzugreifen und die errungenen Vortheile zu vermehren; vielmehr zog er noch an demselben Tage in sein altes Lager und ließ nur einige Beobachtungscorps zurück.

So endete der berühmte Ueberfall von Hochkirch; ein Ereigniß, welches von allen Umständen begünstigt, in der Stille der Nacht geboren und in Dunkelheit und verwirrendem Nebel ausgeführt, dem Feinde keine geringern Früchte zu verheißen schien, als die gänzliche Vernichtung eines so gefürchteten Heeres, die Gefangenschaft oder den Tod des größten Helden seines Jahrhunderts. Und nur ein Friedrich eben, nur eine von seinem Geiste durchdrungene, in seiner Schule gebildete Armee vermochte also die gehegten Erwartungen zu täuschen und mit Ruhm bedeckt, obgleich besiegt, aus solchem Verzweiflungskampfe hervorzugehen.

Freilich war der Verlust der Preußen ein bedeutender und unter den obwaltenden Umständen doppelt fühlbar. Sie büßten 101 Kanonen, 28 Fahnen, den größten Theil der Zelte und gegen 9000 Mann an Todten und Gefangenen ein. Auch die Oesterreicher verloren 8000 Mann und waren während der Schlacht so in Unordnung gerathen, daß ihre Befehlshaber Mühe hatten, die Ordnung wieder herzustellen.

Die preußischen Soldaten, sieggewohnt und von hohem Ehrgeize beseelt, zeigten sich, wie ihr königlicher Anführer, durch das erlittene Mißgeschick weder gebeugt noch entmuthigt. Sie fühlten, daß sie nicht nur ihre Schuldigkeit gethan, sondern wohlverdienten Ruhm errungen hatten und trösteten sich überdies mit der von ihnen mannichfach gerechtfertigten Ansicht, daß eine im tiefen Schlafe liegende Armee bei Nacht und Nebel zu überfallen kein so großes Heldenstück sei, als ihr in offener Feldschlacht den Preis des Sieges zu entreißen. Als der König seine Artilleristen

ohne Geschütz und Bespannung an sich vorübermarschiren sah, fragte er scherzend: „Nun, Kinder, wo habt Ihr Eure Kanonen gelassen?“ „Der Teufel hat sie über Nacht geholt!“ antworteten grollend die wackern Krieger; riefen aber von Herzen Beifall, als der König hinzusetzte: „Ei, wir wollen sie ihm bald wieder abnehmen!“

Je weniger Früchte seines Sieges Daun im Felde erntete, desto reichlicher wurden sie ihm durch die Dankbarkeit und Freude der verbündeten Cabinette zu Theil. Seine Kaiserin und die russische Czarin überhäuften ihn mit Geschenken und Huldbezeigungen; die Stadt Wien errichtete ihm ein Denkmal und selbst der heilige Vater in Rom, Papst Clemens XIII., fühlte sich gedrungen, seine Freude über eine dem erzketzerischen Könige von Preußen zugefügte Niederlage zu bethätigen. Er beglückte demnach den Feldmarschall Daun durch Uebersendung eines geweihten Degens, dem ein eigenhändiges Beglückwünschungsschreiben hinzugefügt war.

Europa erwartete nun gespannt die Folgen dieser Schlacht, und während Friedrich's Freunde für die Zukunft des von allen Seiten bedrängten Helden zitterten, ergötzten sich seine Gegner an den kühnsten Hoffnungen und Siegesplänen. Wir werden sehen, wie der König die Befürchtungen und Erwartungen Beider täuschte.

---

# Funfzehntes Capitel.

Friedrich marschirt nach Schlesien. — Der Feldmarschall Daun vor Dresden. — Schlacht bei Crefeld. — Treffen bei Sangershausen und bei Lutterberg. — Belagerung von Kolberg.

Der Feldmarschall Daun, anstatt auch nur einen Versuch zur Ausbeutung des gewonnenen Sieges zu machen, bezog vielmehr am 17. October 1758 ein sehr festes Lager bei Cannewitz und ließ es ruhig geschehen, daß der König seine zusammengeschmolzenen Truppen ergänzte und dabei den thätigsten Eifer, die klarste Umsicht bewies. Schon am 20. Oct. führte Prinz Heinrich seinem Bruder 8 Bataillone Fußvolk, 5 Schwadronen und 12 schwere Geschütze zu, während die Generale Fink, Hülsen und Itzenplitz gemeinschaftlich das bei Dresden in dem verschanzten Lager von Gamich zurückbleibende Heer befehligten. Der General Dohna, dem die Russen nichts mehr zu thun gaben, wurde beordert, dieses zur Deckung von Dresden bestimmte Corps zu verstärken; einen gleichen Auftrag erhielt die in Pommern stehende Abtheilung des Generals von Wedell.

Das Hauptaugenmerk des Königs war noch immer auf Schlesien gerichtet, wo die Oesterreicher unter Harsch das nur schwach besetzte Neisse schon seit dem 4. August eingeschlossen hielten. Der Verlust dieser Festung würde den Cosels und ganz Oberschlesiens zur Folge gehabt haben; es ist also erklärlich, daß der König um jeden Preis den Entsatz von Neisse zu betreiben und alle Schwierigkeiten und Hindernisse aus dem Wege zu räumen beschloß. Deren aber gab es unendlich viele. Abgesehen

davon, daß eine geschlagene Armee selten sich im Stande sieht, weit entfernte belagerte Orte zu befreien und so die gewöhnlichen Folgen eines Sieges in Anspruch zu nehmen, schienen überdies die große Anzahl Kranker und Verwundeter, der Mangel an Zelten, Decken und Bekleidung für die hereinbrechende rauhe Jahreszeit, vor Allem aber die Stellung des Feindes die Preußen an dem beabsichtigten Unternehmen zu hindern, ja es unmöglich zu machen.

Da die gerade Straße nach Schlesien durch die Oesterreicher völlig gesperrt war, konnte diese Provinz nicht anders als auf einem Umwege erreicht werden, und um den nöthigen Vorsprung zu erlangen, mußte Daun über die wahre Absicht des Königs getäuscht werden. Dies wurde dadurch erreicht, daß man die Kranken und Blessirten über Hoyerswerda und Muskau nach Glogau bringen ließ; denn der Feind glaubte nunmehr, die ganze preußische Armee werde denselben Weg nehmen. Während aber Daun seine ganze Aufmerksamkeit auf diese Straße richtete, rückte der König am 24. Oct. Abends 10 Uhr in zwei Colonnen aus seiner bisherigen Stellung, passirte die kleine Spree und bezog nach Zurücklegung eines meisterhaft verdeckten und kunstvollen Marsches ein Lager bei Ullersdorf. Am andern Morgen also hatte Daun das Mißvergnügen, die Preußen sich entschlüpft und im vollen Marsche nach Schlesien begriffen zu sehen; in der Hoffnung, ihnen den Weg vielleicht noch verlegen zu können, schickte er mehrere starke Corps unter Loudon, Lascy und dem Herzoge von Aremberg nach, die aber weder bei Ullersdorf, noch weiterhin den Zug des Königs ernstlich aufzuhalten vermochten. Am Fuße der Landskrone, eines aus der Görlitzer Ebene ziemlich steil emporsteigenden Berges, kam es zu einem hitzigen Gefecht, in welchem die feindliche Cavalerie hart mitgenommen wurde. Den 26. Oct. früh besetzten die Preußen Görlitz und gönnten sich einige Ruhetage, obwol noch an demselben Tage Daun mit der Hauptarmee herannahte und seiner Gewohnheit nach ein ausnehmend festes Lager an der Landskrone bezog. Hier verschanzte und verbarrikadirte er sich nun aufs Emsigste, denn eine fixe

Idee hatte sich seiner bemächtigt und ihn völlig mit Blindheit geschlagen. Er glaubte nämlich nichts Anderes, als der König werde keinesfalls weiter vorrücken, sondern vielmehr die Zeit mit Versuchen, die Oesterreicher zur Schlacht zu bewegen, hinbringen. Dadurch sollte Harsch Muße genug zur Eroberung von Neisse bekommen und der König selbst sich in eine ähnliche Lage wie in den Tagen vor der Hochkircher Schlacht gebracht sehen. Natürlich war Friedrich nicht so gefällig, die desfallsigen Wünsche des Feldmarschalls zu erfüllen, vielmehr marschirte er, nachdem seine Truppen sich ausgeruht und mit allen Bedürfnissen reichlich versehen hatten, am 29. Oct. aus Görlitz, dem Ziele seiner Bestimmung entgegen. Daun aber, also getäuscht, glaubte nichts Besseres thun zu können, als wieder umzukehren und in Sachsen den Ausgang der Dinge zu erwarten.

Friedrich, fortwährend von Loudon gefolgt und von dessen leichten Truppen bei jeder Gelegenheit beunruhigt, überschritt den Queis und sendete von hier den Prinzen Heinrich in das Riesengebirge, um das bei Landeshut stehende Corps Fouquet's abzulösen. Er selbst setzte mit 20,000 Mann seinen Marsch fort und traf schon am 5. November in der Nähe von Neisse ein. Die Festung war nahe daran gewesen, überzugehen; nun aber zog sich der General Harsch eiligst nach Mähren zurück und Friedrich hatte die Genugthuung, seinen großen Zweck vollständig und glänzend erfüllt zu sehen.

Gleichwol durfte er nur wenige Tage in Schlesien verweilen, denn der schwachen Heeresabtheilung, welche in Sachsen zurückgeblieben war, drohte von Daun's Uebermacht Gefahr und selbst Dresden konnte möglicherweise verloren gehen.

Der noch in jüngern Jahren stehende General Fink war der eigentliche Befehlshaber der im Lager bei Dresden zurückgebliebenen Truppen und die ältern Generale Hülsen und Itzenplitz waren ihm untergeordnet. Fink hatte die Aufgabe, Dresden bis zur Ankunft des Dohna'schen Armeecorps zu decken, welches bestimmt war, die durch den Abmarsch des Prinzen Heinrich entstandene Lücke auszufüllen. Die Bewegungen der noch immer

zu beiden Seiten der obern Elbe stehenden Reichstruppen und die Annäherung der großen österreichischen Armee veranlaßten die Preußen, ihre bisherige Stellung zu verlassen, weil sie sonst befürchten mußten, von zwei Seiten angegriffen zu werden. Sie bezogen ein vortheilhaftes Lager hinter dem Plauischen Grunde und unterhielten durch starke Posten auf der Straße von Plauen nach dem großen Garten die Verbindung mit Dresden, welches jetzt von Daun ernstlicher als früher mit einer Belagerung bedroht wurde.

Daun hatte einen Plan entworfen, nach welchem Dresden, Leipzig und Torgau rasch nacheinander angegriffen und erobert werden sollten. Die Hauptstadt sollte den Anfang machen. Graf Schmettau wurde also wiederum aufgefodert, Dresden sofort zu räumen, widrigenfalls man mit der Beschießung beginnen werde. Schmettau seinerseits erklärte auch diesmal, er werde, im Falle man ihn belagere, die Vorstädte niederbrennen und sich bis auf den letzten Mann vertheidigen. Daun aber war nicht Willens, sich zum zweiten Male durch eine so entschiedene Sprache von seinem Vorhaben abschrecken zu lassen. Er erschien am 9. November vor der Stadt, vertrieb das Freicorps des Generals Meyer aus dem großen Garten und ließ Batterien auffahren. Nun glaubte Schmettau nicht länger zögern zu dürfen und sah sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, seine Drohungen zu erfüllen. Am 10. Nov. früh 3 Uhr wurden die prächtige Pirnaische und Seevorstadt, deren Gebäude schon vorher mit brennbaren Stoffen angefüllt worden waren, angezündet, so daß binnen wenig Stunden zwei der elegantesten und heitersten Stadttheile nur noch rauchende Schutthaufen und Ruinen waren.

Das hatte Daun denn doch nicht erwartet. Mehr bestürzt als entrüstet ließ er den Commandanten fragen, ob er auf Befehl seines Königs handle und geneigt sei, jede Verantwortlichkeit zu übernehmen. Auf die bejahend erfolgende Antwort wurden die Anstalten zur Belagerung wieder eingestellt und schon am 16. Nov. zog sich der Feind von Dresden zurück, sei es aus Rücksicht für die schwerbedrohte Hauptstadt seines Verbündeten,

des Kurfürsten, sei es auf die Nachricht von der raschen Annäherung des aus Schlesien herbeieilenden Königs.

Nicht glücklicher wurde die Absicht der Oesterreicher auf Torgau realisirt. General Haddick versäumte den rechten Zeitpunkt, die damals fast gar nicht befestigte und nur von zwei Bataillonen besetzte Stadt wegzunehmen; denn als er am 12. Nov. auf den Siptitzer Anhöhen erschien, ließ er sich lange genug durch einige unnütze Scharmützel aufhalten, daß die Generale Wedell und Dohna mit ihren starken Corps über Dahme und Herzberg zum Entsatz heranrücken konnten, worauf Haddick eiligst wieder abzog.

Nun blieb nur noch das Unternehmen auf Leipzig übrig, welches der Reichsarmee unter dem Herzog von Zweibrücken anvertraut war. Sie marschirte auch wirklich von Freiberg aus über Nossen bis Colditz; als der Herzog aber dort den schlechten Erfolg des General Haddick vernahm, ließ er sogleich wieder umkehren und ohne Säumen die sehnlichst gewünschten Winterquartiere beziehen.

Dies war der wenig entsprechende Ausgang des Daun'schen Planes. Der Feldmarschall, äußerst niedergeschlagen, beschloß nun gleichfalls, die Ankunft des Königs nicht abzuwarten; er führte vielmehr sein Heer nach Böhmen in die Winterquartiere und ließ dasselbe eine Kette längs der Grenze bilden.

So geschah es, daß der König bei seiner Ankunft in Sachsen keinen Feind mehr im Felde fand und demnach nunmehr auch seinerseits die Winterquartiere beziehen durfte. Nur der General Dohna mußte zuvor noch einmal nach Pommern, um die Schweden unter die Wälle von Stralsund zurückzutreiben; die Hauptarmee jedoch rückte unter Fouquet, Ziethen und Markgraf Karl in ihre Cantonnirungen, welche sich von der Oppa an der österreichisch-schlesischen Grenze bis in die Oberlausitz erstreckten.

---

Wir richten jetzt, um das Bild des eben beschriebenen Feldzuges zu vervollständigen, unsern Blick auch auf die Nebenschau-

plätze des Krieges und schildern in gedrängter Kürze verschiedene Begebenheiten, welche, obwol an sich wichtig und von hohem Interesse, gleichwol bei der Großartigkeit und der betäubend raschen Aufeinanderfolge der weltgeschichtlichen Ereignisse dieser Epoche von untergeordneter Wichtigkeit, doch aber nicht selten von bedeutendem Einflusse waren. Wir verfolgen demgemäß zuerst die Kriegsthaten der Alliirten unter dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, den wir nach einer eben so schnellen und siegreichen Wintercampagne verließen, in Begriff, den geschlagenen Franzosen auch jenseit des Rheines keine Rast zu gönnen.

Die französische Armee war bemüht gewesen, sich möglichst zu reorganisiren und in bessern Stand zu setzen. Es war dies keine geringe Aufgabe nach so ungeheuern, rasch aufeinander erfolgten Verlusten an Mannschaft und Kriegsbedürfnissen aller Art; überdies befanden sich die französischen Finanzen in beispielloser Zerrüttung und das ausgesogene Land war kaum noch im Stande, die immer drückender werdenden Lasten zu tragen; denn nicht genug, daß die Ausrüstung der eignen Heere alljährlich Millionen verschlang, war der Hof von Versailles auch noch genöthigt, gewissen freiwillig übernommenen Verpflichtungen nachzukommen und an mehrere, seinem Interesse gewonnene Mächte bedeutende Summen als Hülfsgelder zu bezahlen. So erhielt z. B. Schweden allein im Jahre 1758 über 2,400,000 Fr. Subsidien. Dabei lagen Handel und Wandel gänzlich darnieder; die Seemacht war fast vernichtet, die Colonien befanden sich in den Händen der Engländer und gleich als wollten die Lenker des Staats, um so viel Jammer, Noth und Elend nicht zu sehen, sich im Strudel der Genüsse betäuben, vergeudete man in Versailles unglaubliche Summen in wahnsinniger Verschwendung. Graf Clermont foderte also, wie gesagt, nichts Geringes, als er bei dem Ministerium auf eine vollständige und umfassende Ausrüstung seines Heeres drang, wenn man es nicht erleben wollte, den Feind vielleicht bald auf dem Wege nach Paris zu sehen.

Von nicht minderem Einfluß aber auf das schlechte Waffenglück der Franzosen war die allgemeine Demoralisation und der

Mangel an Kriegszucht, der seit Jahren schon unter ihren Truppen eingerissen war. Der gemeine Soldat hatte wenig Achtung vor seinen Offizieren, die er im Felde sich der schamlosesten Lüderlichkeit ergeben und das Wohlleben von Paris und Versailles fortsetzen sah. Seine Begriffe von Gehorsam und Subordination wurden dabei natürlich äußerst schwankend und unbestimmt, vielmehr glaubte jeder Einzelne sich berechtigt, das gegebene Beispiel nachzuahmen, und so geschah es, daß die Armee einer sonst tapfern und auf hoher Bildungsstufe stehenden Nation den lächerlichen und entwürdigenden Anblick zusammengelaufenen Gesindels darbot, wo armselige Lumpen und verschwenderische Pracht, grenzenlose Noth und tolle Verschwendung, bittere Unzufriedenheit und unbezwingbarer Leichtsinn dicht bei einander wohnten. Daß mit solchen Truppen und bei dem Vorherrschen eines so zügellosen, Gesetz und Ordnung mißachtenden Geistes keine Siege über ein kleines, aber trefflich disciplinirtes, nüchternes und von der bravsten Gesinnung durchdrungenes Heer zu gewinnen seien, davon war Clermont überzeugt und ließ deshalb nicht ab, den Hof um Abhülfe so schädlicher und tiefgewurzelter Gebrechen zu bestürmen. Auch waren seine Bemühungen nicht ganz fruchtlos; es wurden ihm neue Truppen zugeführt und in Düsseldorf ungeheure Magazine errichtet. Der endlose Troß von Weibern, Kindern, Komödianten, Galanteriewaarenhändlern, Freudenmädchen und zweideutigen Subjecten aller Art erfuhr eine bedeutende Verminderung, und um zu zeigen, daß es mit der Einführung einer strengern Kriegszucht Ernst sei, schickte man eine große Anzahl untauglicher, lüderlicher oder widerspenstiger Offiziere nach Frankreich zurück, wo mehrere überdies verhaftet und in die Bastille gesperrt wurden.

Unter solchen Vorbereitungen, deren die alliirten Truppen nicht bedurften, waren April und Mai verflossen und Ferdinand beschloß nun, den Feldzug aufs Neue zu eröffnen. Trotz der Schwierigkeiten, welche ein Uebergang über den von häufigen Regengüssen angeschwollenen und vom Feinde besetzten Rheinstrom darbot, wurde er dennoch in der Nacht des 1. Juni bei

Cleve glücklich ins Werk gesetzt. Clermont, der trotz seiner bedeutend überwiegenden Truppenzahl eine entscheidende Schlacht eben so zu vermeiden suchte, wie sie Ferdinand herbeiwünschte, bezog ein starkverschanztes Lager bei Rheinfelden und schien sich durchaus auf die Defensive beschränken zu wollen. Dadurch sahen sich die Alliirten am weitern Vordringen gehindert, denn sie durften es nicht wagen, eine starke feindliche Armee zwischen sich und dem Rheine zurückzulassen, weil sie dann mit Leichtigkeit abgeschnitten und, von ihren Magazinen und Waffenplätzen getrennt, im unglücklichsten Falle eine zweite Capitulation von Kloster-Seeven erleben konnten. Ueberdies stand noch ein starkes französisches Corps unter Broglie diesseits des Rheines bei Hanau und Frankfurt, so daß man genöthigt war, nur mit der äußersten Vorsicht den ursprünglichen Plan, gemäß welchem der Kriegsschauplatz nach Belgien und Nordfrankreich verlegt werden sollte, zu verfolgen.

Ferdinand ließ sich durch Clermont's hartnäckiges Zögern nicht irre machen, vielmehr strebte er, die Geduld des französischen Feldherrn zu ermüden und durch künstliche Märsche nnd Stellungen ihn aus dem unangreifbaren Lager von Rheinfelden zu locken. Es gelang nach Wunsche. Clermont, von Paris aus zu größerer Thätigkeit aufgefodert, führte sein Heer in die Ebene von Crefeld und erwartete hier den Angriff der Alliirten. Er erfolgte am 23. Juni. Ferdinand brachte durch Scheinbewegungen und verstellte Angriffe den Feind, der seinen rechten Flügel besonders bedroht glaubte, in Verwirrung und verleitete ihn zu den irrthümlichsten Maßregeln. Der Erbprinz von Braunschweig warf sich plötzlich auf den vom Grafen St. Germain befehligten Flügel und brachte ihn durch Erstürmung eines durch starke Batterien geschützten Wäldchens nach der tapfersten Gegenwehr zum Weichen. Die Cavalerie der Alliirten sprengte die des Feindes gänzlich auseinander und da eine zahlreiche Colonne Grenadiere, welche Clermont zur Unterstützung des linken Flügels abgesendet hatte, den Weg verfehlte und mehrere Stunden rathlos herumirrte, zogen die Franzosen sich eilig, obwol in ziemlicher Ord-

nung zurück uud überließen den Siegern das Schlachtfeld. Ihr Verlust betrug an 7000 Mann, während die Alliirten nur 1500 Todte und Verwundete zählten.

Die Folgen der Schlacht bei Crefeld erhöhten den Werth des errungenen Sieges; während der Erbprinz von Braunschweig kühne Streifzüge nach Brabant und Flandern unternahm, belagerte Ferdinand Düsseldorf, den Hauptwaffenplatz des Feindes. Dieser wichtige Ort ergab sich nach einem heftigen fünftägigen Bombardement und brachte die Alliirten in Besitz unermeßlicher Vorräthe aller Art. Clermont war in Verzweiflung, die sich nicht minderte, als von Paris sein Abberufungsdecret einlief und er an den Hof zur strengen Verantwortung beschieden wurde. — Ein erfahrener, krieggeübter Feldherr, der Marschall von Contades, übernahm nun den Oberbefehl und bewies seine größere Tüchtigkeit sogleich durch regsame Thätigkeit und einsichtsvolle Anordnungen. Er machte sich wieder zum Meister von der Maas und entwickelte durch seine, jedes entscheidende Zusammentreffen sorgsam vermeidende Bewegungen deutlich den Plan, die Alliirten vom Rheine abzuschneiden. Zugleich erhielten Soubise und Broglie den Befehl, vom Main aus nach Hessen vorzudringen und durch Besitznahme dieses Landes und die Bedrohung Hannovers die Alliirten völlig zu umgarnen. Sie rückten demnach, 30,000 Mann stark, an der Werra hinauf, schlugen das kleine hessische Truppencorps des Prinzen von Ysenburg nach tapferer Gegenwehr bei Sangershausen und hatten die Genugthuung, nunmehr fast dieselbe Stellung wieder inne zu haben, wie am Ende des vorigen Jahres. Hessen, Braunschweig, das östliche Westfalen und ein Theil Hannovers wurden aufs Neue mit den schrankenlosesten Erpressungen heimgesucht, ja, es drohte diesen ohnehin unglücklichen Ländern ein furchtbareres Schicksal als je. Man hatte nämlich in Paris ernstlich beschlossen, die ganze Gegend zwischen Weser und Rhein zu einer völligen Wüste zu machen, alle Dörfer und Städte bis auf den Grund niederzubrennen, sogar die Saat- und Obstgärten zu zerstören, damit kein menschliches Wesen, am wenigsten eine Armee im Stande sei,

sich den französischen Winterquartieren am Rheine nochmals zu nähern. Man würde den bloßen Gedanken an eine so entsetzliche Barbarei, inmitten der Civilisation und gegen Ende eines erleuchteten und philosophisch gebildeten Jahrhunderts, nicht für möglich halten, wenn nicht unbezweifelt echte Briefe des Ministers Belleisle an den Marschall Contades vorlägen, in denen diese unmenschliche Weisung in den bestimmtesten Ausdrücken ertheilt wird. — Doch ersparte der weitere Verlauf der Ereignisse den Franzosen diesen ewigen Schandfleck, dem nur die auf Befehl des Ministers Louvois veranstaltete Mordbrennerei gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts hätte an die Seite gestellt werden können. Ferdinand nämlich erkannte, daß ihm keine Wahl mehr übrig bleibe, als schleunigst über den Rhein zurückzugehen oder gefangen zu werden. In dem erstern Vorhaben wurde er noch durch die schon längst erwartete und nun nahe bevorstehende Ankunft eines zahlreichen englischen Hülfscorps bestärkt. Mit großer Umsicht wurde dieser zweite, von mannichfachen Gefahren bedrohte Uebergang bewerkstelligt. Er wäre unmöglich gewesen, hätte nicht der General Imhof bei dem Städtchen Rees sich mit ruhmwürdiger Tapferkeit gegen eine vierfach überlegene Abtheilung des französischen Heeres unter dem Brigadier Chevert vertheidigt. Denn in Rees befanden sich nicht nur die Magazine der Alliirten, sondern auch die für den Uebergang bestimmte Schiffbrücke war hier geschlagen. Trotz ihres stürmischen Angriffes wurde der Feind zurückgetrieben und suchte in wilder Flucht unter den Kanonen von Wesel Schutz. Ferdinand wußte nun Contades durch geschickte Stellungen in Schach zu halten, während die Schiffbrücke, welche sich bei Rees wegen des stark angeschwollenen Stromes als zu kurz erwies, bei Griethausen in Stand gesetzt wurde. Ein Versuch der Besatzung von Wesel, sie zu zerstören, mißlang und am 10. Juli ging die alliirte Armee ungestört und ohne Verlust über den Rhein zurück.

Ferdinand täuschte sich keineswegs über seine mißliche Lage. Seine Truppen waren von Anstrengung und Mangel erschöpft und hatten sich zudem stark vermindert. Das französische Heer

hingegen wurde eben jetzt von dem Kriegsministerium sorgfältiger ausgestattet als jemals; es war wiederum Meister des Niederrheins und sämmtlicher Lande vom Main hinauf bis zur Fulda und Werra. In diesem kritischen Augenblicke ging die englische Flotille, welche die tractatmäßig versprochenen Hülfstruppen am Bord hatte, auf der Rhede von Emden vor Anker. Diese Stadt war noch den Winter hindurch im Besitz der Franzosen gewesen, die hier reich versehene Magazine angelegt hatten, war aber von ihnen geräumt worden, als zwei plötzlich an der Küste erscheinende englische Linienschiffe und einige Schwadronen preußischer Husaren mit einem gleichzeitigen Angriffe drohten. Hier nun landeten jetzt 10,000 Mann englischer Kerntruppen, Grenadiere, Bergschotten und prächtige Cavalerie, deren die Alliirten so sehr bedurften. Ueberdies brachten sie reichliche Munition, Waffen und Kriegsgeräth mit und hatten sich des herzlichsten Empfanges zu erfreuen, als sie bei Coesfeld sich mit Ferdinand vereinigten.

Trotz dieser ansehnlichen Verstärkung war es jedoch zu spät, die durch die Uebermacht des Feindes eingebüßten Vortheile wieder zu erringen; vielmehr mußten Düsseldorf und Cleve wieder geräumt werden und Ferdinand sah sich genöthigt, nur noch vertheidigungsweise zu Werke zu gehen. Der Herbst verfloß, ohne daß eine entscheidende Waffenthat vorgefallen wäre; beide Armeen beobachteten sich und brachten die Zeit mit Hin- und Hermärschen, leichten Scharmützeln und Lagerveränderungen zu. Erst am 10. October kam es zu einem nicht unbedeutenden Treffen zwischen Soubise und dem hessischen Generale Oberg. Letzterer, der bisher eine feste Stellung bei Sandershausen inne gehabt hatte, war in Gefahr, von Soubise überflügelt und gefangen zu werden, weshalb er sein Lager verließ, aber sogleich bei Lutternberg von 30,000 Mann umzingelt und nach einem hartnäckigen Kampfe zur Flucht gezwungen wurde. Er verlor 1500 Mann an Todten und Gefangenen und 28 Geschütze.

Der nahende Winter verhinderte den Feind, diesen Sieg so zu benutzen, wie er es wol gekonnt hätte, und da Ferdinand sich entschlossen zeigte, ein weiteres Vordringen in Hannover um jeden

Preis zu wehren, so führten die französischen Befehlshaber, Contades, Soubise und Broglie, ihre Truppen theils zwischen Maas und Rhein, theils längs den Ufen des Rheins und Mains in die Winterquartiere, während Herzog Ferdinand seine Cantonnirungen in Westfalen und Hessen bezog.

---

Für die Schweden war der Feldzug von 1758 eben so arm an Ruhm und Erfolgen, als die beiden vorhergegangenen. Wo sich preußische Truppen ihnen entgegenstellten, wichen sie schleunigst zurück, zogen aber plündernd und brandschatzend im Lande umher, sobald sich jene wieder entfernt hatten. Sie schlossen im August einen neuen Allianztractat mit Rußland und versuchten im October einen Streifzug nach Berlin zu unternehmen. Der General Wedell aber trieb sie mit leichter Mühe zurück, fügte ihnen bei Fehrbellin eine arge Schlappe zu und zwang sie, sich den Winter über wiederum in Stralsund einzuschließen.

Die Russen waren nach der Schlacht bei Zorndorf nach Preußen zurückgegangen und hatten den General Palmbach vor Kolberg zurückgelassen, um diese von kaum 800 Mann Landmiliz besetzte Festung zu erobern. Wider alles Vermuthen fand er den tapfersten Widerstand; die Bürger selbst griffen zum Gewehr, zogen auf die Wälle und bedienten selbst die Geschütze. Der Commandant, Major von Heyden, traf alle Anstalten zu einer vortheilhaften und entschlossenen Vertheidigung und ließ sich weder durch die Drohungen des feindlichen Generals, noch durch ein ununterbrochenes Bombardement zur Capitulation bewegen. Neunundzwanzig Tage vertheidigten sich Kolbergs heldenmüthige Einwohner; da endlich rückte der General Dohna zum Entsatze heran und die Russen gingen über die Weichsel zurück in die Winterquartiere.

---

## Sechzehntes Capitel.

Eröffnung des neuen Feldzuges. — Streifzüge des Prinzen Heinrich nach Böhmen und Franken.

Die Absicht der gegen Friedrich II. verbündeten Mächte, den verderblichen, nunmehr schon drei Jahre hindurch die schönsten deutschen Lande verheerenden Krieg nicht eher zu enden, als bis Preußen von seiner rasch errungenen Größe herabgestürzt und sein großer König vollständig 'gedemüthigt sein würde, trat niemals offener hervor, als in der kurzen Waffenruhe des Winters 1758 — 1759. Weder Frankreich, noch Oesterreich, noch der russische Koloß säumten, trotz ihrer Erschöpfung alle Mittel in Bewegung zu setzen, um diesen Endzweck des Kampfes zu erreichen. Die alten Verbindungen wurden durch neue Tractate und lockende Zusicherungen befestigt, die Schwankenden ermuntert, die Zögernden angetrieben und die Kriegsrüstungen mit einem solcher Hartnäckigkeit entsprechenden Eifer bewerkstelligt. Friedrich hatte mit Grund gehofft, Frankreich werde, da ihm dieser Krieg ungeheure Opfer kostete, ohne die geringsten Vortheile in Aussicht zu zeigen, zuerst aus dem Bündnisse scheiden. Auch schien diese Erwartung sich erfüllen zu wollen, während der Cardinal Bernis, ein umsichtiger und redlicher Staatsmann, an der Spitze des Ministeriums stand; überdies erklärte sich die öffentliche Meinung der Nation fast einstimmig gegen die bisher befolgte Politik, die in der That nur in Privatleidenschaften und der persönlichen Abneigung der allmächtigen Marquise Pompadour gegen Friedrich eine Begründung fand. Bernis,

der vergebens die Nothwendigkeit eines Friedensschlusses mit Preußen bewies und seine Verwaltung nicht dem tadelnden Urtheile der Nachwelt preisgeben wollte, wurde der unaufhörlichen Intriguen, durch die der österreichische Minister Kaunitz seine Bemühungen vereitelte, endlich müde und legte sein hohes Amt nieder. Sein Nachfolger war Friedrich's alter Gegner, der Herzog von Choiseul, der mit demselben Eifer die Fortsetzung des Krieges verfolgte, als Bernis die Beendigung desselben erstrebt hatte. Durch schmachvolle Geldbestechung veranlaßte er das bisher neutral gebliebene Dänemark, dem Bunde beizutreten und im Verein mit Schweden den Flotten feindlicher Mächte, wobei man besonders England im Auge hatte, den Durchweg durch den Sund zu verwehren.

Friedrich II., der den Winter in Breslau zubrachte, sah all' diese seinen Untergang bezweckenden Anstalten treffen, ohne ihnen etwas Anderes entgegensetzen zu können, als sein Feldherrngenie und die ungeschwächte Energie und Spannkraft seines außerordentlichen Geistes. Aber war es zu verwundern, daß bei dem Hinblick auf die nächste Zukunft, die trost- und hoffnungslos genug erschien, seine Stimmung sich mehr und mehr verdüsterte und die unaufhörlich nagende Sorge seinem Temperament eine Schärfe und Bitterkeit beimischte, die ihm sonst fremd gewesen war? Er hätte so gern die Segnungen des Friedens über sein Land verbreitet, den Ackerbau befördert, Handel und Gewerbe begünstiget und den schönen Künsten gehuldiget — Wünsche und Entschließungen, welche so völlig seiner edlen Natur entsprachen und deren Erfüllung ihn höher beglückt haben würde als der theuer erkaufte Heldenruhm. Und anstatt dieser schaffenden und ordnenden Wirksamkeit sich hingeben zu dürfen, sah er sich umtobt von unaufhörlichem Kriegslärm und dem Donner der Schlachten; anstatt seine Unterthanen glücklich machen zu können, mußte er die Blüte derselben zur Schlachtbank führen und auf blutigen Feldern, vor vernichtenden Batterien oder im Pesthauche der Hospitäler zu Grunde gehen sehen. Die verbrannten Dörfer, die zerstampften Saaten, die leeren Märkte und Werkstätten und die

Schaaren jammernder Bettler, die sich um seinen Wagen drängten, zerrissen sein Herz und würden ihn entweder völlig niedergebeugt und entmuthigt oder zum finstern Menschenfeinde gemacht haben, wäre er nicht eben so groß als Philosoph, wie als König gewesen. Er beschloß auszuharren und eher unterzugehen, als mit unehrenhafter Demüthigung vom Schauplatze abzutreten.

Als wackerer Beistand bewährten sich Preußens treue Verbündeten, die Engländer. Sie erneuerten ihren frühern Tractat mit Friedrich, gemäß welchem ihm jährlich vier Millionen Thaler Hülfsgelder zugesagt wurden; ferner versprach England zu dem im vergangenen Sommer gesendeten 10,000 Mann Truppen noch 8000 stoßen zu lassen und endlich mit keiner der gegen Preußen kämpfenden Mächte einen Separatfrieden abzuschließen. — Noch eine ferne Hoffnung dämmerte dem Könige in dem in der Türkei erfolgenden Thronwechsel auf; er erwartete, daß der neue Sultan die Russen angreifen und sie dadurch veranlassen werde, ihre Truppenmacht in Preußen zu vermindern oder gänzlich zurückzuziehen. Die Türken machten auch wirklich Anstalten zur Eröffnung der Feindseligkeiten, die sich jedoch durch die Einmischung des französischen Cabinets in unthätiges Zögern und diplomatische Verhandlungen auflösten.

Das Ende des Feldzuges von 1758 hatte Friedrich II. wiederum im ungeschmälerten Besitz seines Reiches gesehen, Preußen und einen Theil Westfalens ausgenommen. Die Uebermacht und die unermüdeten Anstrengungen seiner Feinde hatten nichts gegen ihn vermocht und die Verwirklichung ihres Theilungsplanes war nicht weiter vorgerückt und lag noch in so weiter Ferne, als beim Beginn des Krieges. Das Jahr 1759 schien bestimmt, die fehlgeschlagenen Hoffnungen der vergangenen zu erfüllen.

Der König, dessen Hülfsquellen einige Schonung verlangten, wenn sie nicht bald erschöpft sein wollten, beschloß, diesen vierten Feldzug nicht wie sonst angriffsweise, sondern im Allgemeinen vertheidigend zu führen und nur dann eine Ausnahme zu machen, wenn besonders günstige Umstände das Gelingen eines Angriffes mehr als wahrscheinlich machten. Seine Macht war

in drei abgesonderte Armeecorps getheilt, deren eines in Schlesien unter seinem eigenen, eines in Sachsen unter dem Befehl des Prinzen Heinrich und das dritte unter dem Generale Dohna in Pommern stand. Es schien, als sollten die Feindseligkeiten diesmal in Schlesien eröffnet werden, denn Daun rückte mit 85,000 Mann nahe an die Grenze und nahm in Gitschin sein Hauptquartier, während die Generale Harsch, Beck und Loudon sich vortheilhafte Stellungen im Gebirge zu suchen strebten. Friedrich hatte diesem Heere nur 45,000 Mann entgegenzustellen, welche er zwischen Löwenberg und Schweidnitz zusammenzog. Fouquet befehligte in Oberschlesien 13,000 Mann, mit denen er den aus Mähren heranziehenden General de Ville zwischen Ratibor und Leobschütz erwartete. Die Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen war 33,000 Mann stark und hatte den österreichischen General Gemmingen gegenüber, der die böhmische Grenze sichern und die Verbindung mit den in Franken stehenden Reichstruppen aufrecht halten sollte. Dohna endlich hatte den Auftrag, mit 20,000 Mann eine russische Armee von 70,000 Mann in Schach zu halten, eine Unmöglichkeit, welche der König, von einem ungünstigen Vorurtheile gegen Dohna befangen, nicht anerkannte und deshalb später diesen wackern Anführer unverdiente Zurücksetzung erleiden ließ.

Die ersten Kriegsunternehmungen des Jahres 1759 ereigneten sich in einer Gegend, wo sie Niemand vermuthet hätte. Polen hatte die Neutralität dadurch verletzt, daß es den Russen die Anlegung von Magazinen in der Woywodschaft Posen gestattete, ja es ließ es sogar geschehen, daß ein mächtiger und einflußreicher Standesherr, Fürst Sulkowsky, auf seinen Gütern Truppen aushob und sie den Russen zur Verfügung stellte. Friedrich, der kein Freund von weitläufigen Reclamationen und Verhandlungen war, schickte den General Wobersnow mit einem kleinen Corps über die polnische Grenze, um die längs der Warthe angelegten russischen Magazine zu zerstören und den Fürsten Sulkowsky gefangen zu nehmen. Beides gelang. Wobersnow vernichtete, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, die für den

vierteljährigen Unterhalt von 50,000 Mann bestimmten Vorräthe, führte überdies eine große Anzahl Einwohner als Rekruten fort und brachte den Fürsten nach Glogau, wo er als Gefangener das Ende des Krieges erwarten mußte.

Das Gelingen dieses Handstreiches veranlaßte den König, eine ähnliche Expedition gegen Böhmen zu richten, um durch Vernichtung der dort befindlichen, reichgefüllten Magazine die Oesterreicher an dem zeitigen Beginn des Feldzuges zu verhindern. Prinz Heinrich, dem dieser Auftrag geworden war, passirte am 15. April in zwei Colonnen das unwegsame Erzgebirge und trieb die noch ungeordnet und vereinzelt cantonnirenden feindlichen Truppenabtheilungen überall zurück. So wurde z. B. von dem General Hülsen bei Kommothau ein 2500 Mann starkes, auf einem Berge verschanztes Truppencorps nach tapfern Widerstande gefangen genommen. Wo die Preußen auf ihrem Marsche nach der Eger auf Magazine stießen, wurden diese in Brand gesteckt oder die Vorräthe verdorben; den empfindlichsten Nachtheil aber fügten sie dem Feinde durch die Zerstörung der drei Hauptmagazine in Saatz, Lowositz und Budin zu. Hier waren unermeßliche Vorräthe aller Art aufgehäuft; 60,000 Mann hätten ein halbes Jahr lang davon zehren können und ein halber Tag reichte hin, Alles zu verderben und in die Winde zu streuen. Die Oesterreicher verloren durch diesen kühnen und vom glücklichsten Erfolge gekrönten Streifzug 35,000 Tonnen Mehl, 137,000 Scheffel Hafer, 86,000 Rationen Heu und 74,000 Brote.

Auch Fouquet erhielt den Befehl, mit seinem Corps in Mähren einzufallen und die angeblich dort vorhandenen Magazine wegzunehmen. Er war jedoch weniger glücklich als Wobersnow und Prinz Heinrich, vielmehr wurde er von de Ville so hart ins Gedränge getrieben, daß der König ihm eiligst zu Hülfe kommen mußte.

Friedrich scheint sich von diesen, nur auf die Verwüstung der Magazine beschränkten Kriegsvorspielen nachhaltigere Vortheile versprochen zu haben, als es wirklich der Fall war. Kaum aus Böhmen zurückgekehrt, unternahm Prinz Heinrich einen Zug

in die von den Reichstruppen besetzten Länder. Das Hauptquartier des Herzogs von Zweibrücken war in Kulmbach, die Armee selbst, durch ein österreichisches Corps unter Haddick verstärkt, stand in einem mit großer Sorgfalt befestigten Lager bei Mönchsberg und in der Gegend von Eger. Das Hauptmagazin war in Bamberg.

Heinrich hegte den lebhaften Wunsch, der schlecht disciplinirten, schlecht angeführten und von geringem Kriegsmuth beseelten Reichsarmee eine Schlacht zu liefern. Er rückte daher in drei Colonnen von Gera, von Asch und von Plauen aus gegen das Lager bei Mönchsberg, hatte aber den Verdruß, den Feind überall mit größter Eile vor seinen Blicken verschwinden zu sehen. Die Preußen blieben ihm auf den Fersen und machten viele Beute an Proviant und Geschütz, das auf den schlechten Wegen nicht rasch genug fortzubringen gewesen war. Der Rückzug der Reichsvölker ging nach Nürnberg. Prinz Heinrich, der das Haddick'sche Corps lebhaft verfolgte, nahm den General Riedesel mit 900 Mann bei Kronach gefangen, während die Generale Platen, Fink und Knoblauch das Fichtelgebirge und ganz Oberfranken vom Feinde säuberten. Auch hier wurden ungeheuere Magazine erbeutet. Würzburg, Forchheim und Bamberg öffneten den preußischen Truppenabtheilungen die Thore und verstanden sich zu ansehnlichen Contributionen. Gern hätte Heinrich seine Absicht, eine Schlacht zu liefern, in Ausführung gebracht, aber der Feind war nirgend zu erreichen und verschanzte sich endlich bei Nürnberg in einem unangreifbaren Lager hinter der Rednitz. — Die Bewegungen der Oesterreicher, welche inzwischen Miene gemacht hatten, sich in Sachsen festzusetzen, nöthigten den Prinzen, sich mit den erlangten, sehr beträchtlichen Vortheilen zu begnügen und in seine frühere Stellung zurückzukehren. Am 3. Juni traf er mit der Armee wieder bei Zwickau ein, von wo aus er den General Hülsen mit 9000 Mann zum Grafen Dohna stoßen ließ und den General Fink mit 4000 Mann nach Dresden sandte, um Daun zu beobachten.

Während dies in Franken geschah, hatte der König eine

Stellung an der böhmischen Grenze zwischen Landeshut und Liebau genommen und dadurch den Feldmarschall Daun verhindert, sich mit der Hauptarmee nach Sachsen zu werfen. Eine lange Zeit verfloß in beiderseitiger Unthätigkeit; die Heere beobachteten sich, ohne etwas zu unternehmen, bis endlich das Vordringen der Russen, welche sich der Weichsel näherten, dem Könige eine Expedition nach Posen vortheilhaft erscheinen ließ. Auch hier sollten die Magazine zerstört und dem Feinde dadurch die Möglichkeit benommen werden, sich festzusetzen und die Vereinigung mit den Oesterreichern zu bewerkstelligen. Er sendete daher den General Wobersnow ab, um mit 6000 Mann das Dohna'sche Corps zu verstärken und rasch auf das schwach befestigte Posen loszurücken. Wobersnow war jedoch erst bis Glogau gekommen, als eine starke feindliche Abtheilung, welche unter dem General Wehla in die Oberlausitz eingefallen war und die Mark bedrohte, ihn nöthigte, umzukehren und diesen unerwarteten Gegner zurückzutreiben. Dies gelang zwar mit leichter Mühe, vereitelte aber den Plan des Königs, da die Russen inzwischen mit ihrer Hauptarmee in Posen eintrafen und einen Handstreich gegen diese Stadt unmöglich machten. Wobersnow vereinigte sich zwar noch mit Dohna, beide Generale mußten aber gleichwol über die Warthe zurückgehen, da sowol die geringe Anzahl ihrer Truppen, als auch die geschützte Stellung des Feindes ihnen jede Aussicht auf ein vortheilhaftes Unternehmen raubte. Sie begnügten sich, die Magazine in Rogozno, Bromberg und Znin wegzunehmen, Lieferungen und Contributionen einzutreiben und trotz der der Form nach bestehenden Neutralität Polens einige tausend Rekruten auszuheben.

Die Entwürfe des kaiserlichen Hofkriegsrathes in Wien und das rasche Vordringen der Russen veranlaßten nun den Feldmarschall Daun, eine Vereinigung mit letzteren zu versuchen. Die Vortheile, welche eine Verbindung und das kräftige Zusammenwirken zweier zahlreichen Armeen versprach, lagen zu klar am Tage, als daß Daun nicht alle seine Geschicklichkeit und Erfahrung der Verwirklichung dieses Projectes hätte zuwenden sollen.

Er verließ am 28. Juni sein bisheriges Lager bei Schurz und marschirte hinter dem Riesengebirge weg über Reichenberg bis in die Gegend von Marklissa, wo er eine gute Stellung einnahm. Dem Könige schien es unter den obwaltenden Verhältnissen nöthiger als je, seine beobachtende Taktik fortzusetzen. Er rückte demnach am 7. Juli in ein äußerst kunstvoll gewähltes Lager bei Schmottseifen in der Löwenberger Gegend; steile Gebirgsabhänge, dichte Waldungen und die geschickte Vertheilung einer zahlreichen Artillerie deckten diese Stellung so vollkommen, daß ein Angriff des vorsichtigen Feindes nicht zu befürchten war. Widrige Ereignisse aber in andern Gegenden des Kriegsschauplatzes nöthigten den König, sowol dieses Lager, wie überhaupt seinen bisherigen Kriegsplan früher aufzugeben, als er gewünscht und erwartet hatte.

Prinz Heinrich war noch nicht lange von seinem Zuge nach Franken zurückgekehrt, als die Reichsarmee, die sich früher als zu vermuthen war, von ihrem Schrecken erholt hatte, wieder gegen die sächsische Grenze heranrückte. Heinrich würde ihr unverzüglich entgegengegangen sein, hätten nicht das Eintreffen der österreichischen Hauptarmee in der Oberlausitz und die drohenden Bewegungen Haddick's, der plötzlich in Zittau erschienen war, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Er durchschaute sogleich den Plan des Feindes, sich mit den Russen zu vereinigen und ging daher, als auch Loudon von Görlitz aus anrückte, bei Dresden über die Elbe. Um die Oesterreicher in Sachsen festzuhalten, schob er sich, trotz seiner geringen Stärke, zwischen sie und die Niederlausitz, indem er eine feste Stellung bei Bautzen nahm. — Das Unglück der preußischen Waffen im Kampfe gegen die Russen vereitelte leider den durchdachten Plan des Prinzen eben so, als es den der Oesterreicher im vollen Maaße begünstigte.

## Siebzehntes Capitel.

Feldzug gegen die Russen. — Treffen bei Kay. — Die Schlacht bei Kunnersdorf.

Die russische Armee hatte in dem Feldmarschall Soltikow, der an Fermor's Stelle getreten war, einen bei weitem tüchtigern Befehlshaber erhalten, als die frühern gewesen waren. Zwischen ihm und Daun war Frankfurt als der Vereinigungspunkt der beiden Heere festgesetzt worden und er rückte demgemäß gegen die Oder vor, ohne daß Dohna im Stande gewesen wäre, ihn aufzuhalten. Friedrich, der diese Vereinigung um jeden Preis verhindert wissen wollte, zeigte sich äußerst erbittert über die geringen Erfolge Dohna's, dem er Mangel an Einsicht und Thatkraft vorwarf und endlich des Commando's enthob. An seine Stelle trat der General v. Wedell, ein begünstigter Liebling des Königs. Er erschien am 22. Juli im Hauptquartiere bei Krossen mit einem eigenhändigen Schreiben des Monarchen, welches ihm die unbeschränkteste Vollmacht ertheilte. Es hieß darin unter Anderm: „So lange sein Commando dauert, stellt er Meine Person vollkommen vor und muß er auch so gehorchet werden. Er soll bei den Truppen Das sein, was ein Dictator war zu den Römerzeiten.“ Ueberdies hatte der König beim Abschiede seine Willensmeinung dahin geäußert, Wedell solle den Feind angreifen, wo er ihn fände — ein Gebot, dessen allzueifrige Befolgung den ersten Grund zu den schweren Unglücksfällen des diesjährigen Feldzuges gegen die Russen legte.

Wedell, der die Annäherung Loudon's und Haddick's erfah-

ren hatte, sah ein, daß es die höchste Zeit sei, etwas Entscheidendes zu unternehmen und daß, wenn die projectirte Vereinigung der Russen und Oesterreicher gehindert werden sollte, dies bald geschehen müsse. Er beschloß demnach, als er den Tag nach seiner Ankunft, am 23. Juli, bei dem Dorfe Kay auf den Feind stieß, diesen sofort anzugreifen. Es geschah, allein mit schlechtem Erfolge. Abgesehen davon, daß die Russen an Zahl bei weitem überlegen waren, hatten sie eine vortheilhafte, durch Teiche und Brüche gedeckte Stellung inne, während hingegen die Preußen in ein von Buschwerk durchschnittenes Defilé eingeengt waren. Wedell sah sich daher genöthigt, seine Truppen in einzelnen Brigaden vorrücken und angreifen zu lassen, da der beschränkte Raum keine geregelte Aufstellung gestattete. Der Feind, welcher eine lange, mit zahlreichen Batterien versehene Linie bildete, empfing die muthig vorrückenden Corps mit einem ununterbrochenen Kartätschenhagel, dem die Preußen nur mit wenig Geschützen antworten konnten; indeß drangen sie mit gewohnter Tapferkeit vor, in der Absicht, die feindliche Linie zu durchbrechen. Da aber diese Angriffe vereinzelt blieben und wegen des Terrains kein geordnetes, auf gegenseitiger Unterstützung gegründetes Zusammenwirken möglich war, so errangen die Preußen nicht nur keine Vortheile, sondern mußten sich auch nach einem heißen, vierstündigen Kampfe mit ansehnlichem Verluste zurückziehen. Sie büßten gegen 8000 Todte, Verwundete und Gefangene ein; auch der General Wobersnow befand sich unter den Gefallenen. Wedell ging nunmehr über die Oder zurück und traf alle Anstalten, den Uebergang der Russen zu erschweren. Soltikow aber traf mit seiner Armee in Krossen ein.

Als der König in seinem Lager bei Schmottseifen von dieser Niederlage Wedell's Kunde erhielt, faßte er den Entschluß, selber nach der Oder zu eilen und den Russen eine Schlacht zu liefern. Nie war seine Lage so mißlich gewesen, als eben jetzt und sie drohte mit jedem Tage schrecklicher zu werden. Von allen Seiten brachen die Feinde in seinen Staaten ein und während immer neue Armeen, wie aus der Erde gewachsen, sich ihm entge-

genstellten, vermochte er nur durch die unglaubliche Schnelligkeit seiner Bewegungen, durch unermüdete Märsche und indem er sich selbst und seine Heeresmacht gleichsam vervierfachte, den Untergang, welcher unvermeidlich schien, hinauszuschieben. — Loudon und Haddick eilten durch die Lausitz der Oder und den Russen entgegen; die Reichsvölker, die keinen Feind mehr vor sich sahen, drangen tief in Sachsen ein und bedrohten Leipzig und Wittenberg; Daun selbst endlich mit der Hauptarmee lauerte nur auf das geringste Versehen des Königs, um sich gleichfalls mit Soltikow zu vereinen — und all' diesen Wetterwolken, die sich unheildrohend heranwälzten, sollte und mußte Friedrich kühn entgegentreten und nicht einen Augenblick die Gegenwart des Geistes, das scharfe Urtheil des Verstandes, die kalte, immer gleiche Ruhe des besonnenen Feldherrn verlieren. Wie mancher hochgepriesene Held des Alterthums wie der neuern Zeit hätte vor einer solchen Zukunft gezagt und verzweifelnd Alles verloren gegeben!

Der König brach, nur von einer Escorte Husaren begleitet, auf und traf am 30. Juli in Sagan ein, wo der Prinz Heinrich mit dem größten Theile des sächsischen Heeres zu ihm stieß. Der Prinz verfügte sich für seine Person in das Lager bei Schmottseifen, um dort in Abwesenheit des Königs zu commandiren, der in Eilmärschen nach der Mark ging, in der Hoffnung, es werde ihm gelingen, Haddick und Loudon einzuholen und ihre Vereinigung mit den Russen zu hindern. Doch schon war es zu spät. Loudon hatte bei der Annäherung des Königs das sämmtliche Gepäck rc. dem General Haddick übergeben, um sich nicht aufhalten zu dürfen, und war nach Frankfurt geeilt, wo er sich am 3. August glücklich mit den Russen vereinigte. Haddick jedoch wurde von Friedrich in der Nähe von Guben eingeholt und so nachdrücklich angegriffen, daß er sich genöthiget sah, mit großem Verlust an Wagen und Leuten bis nach Spremberg zurückzugehen. Ohne ihn zu verfolgen, setzte der König seinen Marsch fort; bei Mühlrosa zog er die Wedell'sche Armee an sich und bald darauf das Corps des General Fink, der von Torgau, wo er den Reichstruppen gegenüber stand, abgerufen worden war.

Sachsen war nun völlig von preußischen Truppen entblößt und nur Dresden, Leipzig, Wittenberg und Torgau mit Besatzungen versehen.

Den 11. August passirte die preußische Armee, 40,000 Mann stark, bei Reitewein die Oder und lagerte sich bei Bischofssee und Trettin. Soltikow war von Krossen aus immer den Fluß entlang bei Frankfurt angekommen und hatte ein festes Lager vor dem Dorfe Kunnersdorf bezogen. Der rechte Flügel stand auf dem Judenberge, Loudon mit seinen Oesterreichern am Fuße desselben, der linke Flügel auf dem Mühlberge. Diese Stellung war durch eine zusammenhängende Reihe von Verschanzungen, die von Kanonen starrten, und besonders auf dem linken Flügel durch große Teiche und schlammige Wassergräben gedeckt. Trotz dem beschloß Friedrich, den Feind unverzüglich anzugreifen und, wenn immer möglich, nicht zu schlagen, sondern zu vernichten.

Am 12. August gegen Mittag begann die Schlacht. Das preußische Heer hatte unter vielen Beschwerden und durch die Unkenntniß des Terrains aufgehalten, die Kunnersdorfer Haide passirt und stellte sich nun in fünf parallele Linien auf, während die Artillerie drei Punkte, die Anhöhe bei dem sogenannten Hünerflies, die Trettiner Höhe und den Seidlitzer Berg besetzte. Das Feuer dieser Batterien, welche sämmtlich den feindlichen linken Flügel bestrichen, eröffnete das verhängnißvolle Kampfspiel.

Die Avantgarde, aus acht Grenadierbataillonen bestehend, rückte ohne Verzug auf die russischen Verschanzungen los. Ehe man dieselben erreichen konnte, war erst eine vorliegende niedere Anhöhe zu ersteigen und ein durch Verhacke gesperrtes Gebüsch zu durchbrechen. Beides geschah im ersten Anlauf und nun stürzten sich diese tapfern Truppen mit wahrer Wuth auf die feindlichen Batterien, die aus achtzig Feuerschlünden ihnen Tod und Verderben entgegenschleuderten. Mit gefälltem Bajonnett erstiegen sie die Verschanzungen, während das wohlgerichtete Feuer der drei preußischen Batterien ganze Reihen der Feinde niedermähte. Es entstand ein furchtbares Handgemenge. Die Russen wehrten sich wie Verzweifelte, mußten aber vor dem wilden Un-

gestüm der Angreifenden, denen andere tapfere Regimenter auf dem Fuße folgten, eine Schanze nach der andern räumen, bis sie endlich in regelloser Flucht sich wendeten und in völliger Auflösung nach Kunnersdorf zurückeilten.

Der feindliche linke Flügel war total geschlagen und sein sämmtliches Geschütz in den Händen der Sieger. Die Schlacht schien entschieden und Friedrich fertigte einen Courier mit der fröhlichen Botschaft nach Berlin ab. Hätte man jetzt Kanonen und Reiterei bei der Hand gehabt, um die hinter Kunnersdorf zerstreut umherirrenden Haufen der Feinde zu verfolgen und vollends aus dem Felde zu schlagen — nie wäre eine glorreichere Schlacht gewonnen worden! Unglücklicherweise stand die sämmtliche Cavalerie auf dem preußischen linken Flügel und der König, der die wenigen Vortheile nicht für hinlänglich erachtete, sandte dorthin den Befehl, den feindlichen rechten Flügel, auf dem Loudon mit den Oesterreichern stand, gleichfalls anzugreifen. Hier aber bot das Terrain ungeheure Schwierigkeiten dar. Die Preußen mußten in Colonnen abbrechen, um sich durch ein Irrgewinde von Gräben, kleinen Teichen, Brücken und Knüppeldämmen hindurchzuarbeiten, und besonders war die Cavalerie kaum im Stande, sich in einiger Ordnung zusammenzuhalten. Gleichwol drangen die unerschrockenen Truppen vor, formirten sich im Angesichte des Feindes und stürmten ihm entgegen. Das Kanonenfeuer aber, welches sie empfing, war so heftig und richtete so furchtbare Verwüstungen an, daß es trotz der aufopferndsten Tapferkeit unmöglich war, Stand zu halten. Die Preußen gingen zurück, von Loudon's leichter Reiterei verfolgt und nicht ohne harte Verluste.

Die Anstrengung des Kampfes und die glühende Nachmittagshitze hatte die Preußen ermattet. Noch war es Zeit, die Schlacht abzubrechen und dem Feinde einen ungestörten Rückzug zu gestatten. Die sämmtlichen Generale des Königs äußerten und verfochten dringend diese Meinung, nur Wedell war der entgegengesetzten Ansicht. Der König schwankte nur einen Augenblick, dann gab er den Befehl, den Angriff zu erneuern, denn

seine tiefe Erbitterung gegen die Russen mochte sich nicht mit einem halben Siege begnügen.

Inzwischen hatte sich die Stellung des feindlichen Heeres einigermaßen verändert. Der geschlagene linke Flügel hatte sich, da er nicht verfolgt wurde, wieder formirt, frische Regimenter an sich gezogen und weiter zurück eine äußerst feste Stellung hinter dem sogenannten Kuhgrunde eingenommen. Dieser Kuhgrund ist ein 400 Fuß langes und etwa 14 Fuß tiefes Defilé, welches in der Gestalt eines Hohlweges das Schlachtfeld quer durchschneidet und dessen steile, abschüssige Ränder außerordentlich leicht vertheidiget werden können.

In der Mitte der feindlichen Front erhob sich der Spitzberg, eine beträchtliche Anhöhe, welche mit einer ungeheuern Menge Geschütz und dem Kern des russischen Heeres besetzt wurde. Er war der Stützpunkt der neuen Stellung und seine Eroberung oder Behauptung mußte die Schlacht entscheiden.

Der russische rechte Flügel endlich, der bisher auf dem Judenberge gestanden, räumte diesen den Oesterreichern ein und stellte sich hinter demselben treffenweise als Reserve auf.

Mit Besorgniß und trüben Ahnungen vernahmen die preußischen Befehlshaber den festen Entschluß des Königs, den Kuhgrund und den Spitzberg zu gleicher Zeit anzugreifen. Das erste Treffen seines rechten Flügels war durch die schwere Blutarbeit beim Beginn des Kampfes noch zu erschöpft; er ließ also das zweite Treffen vorrücken und führte es selbst nach dem Kuhgrunde, um den Feind von dort zu vertreiben. Der linke Flügel aber mußte sich mehr rechts ziehen und den Spitzberg angreifen.

Dieser unselige Entschluß warf über die tapfern Krieger das Loos des Verderbens und zeichnete den Tag von Kunnersdorf als einen Unglückstag in das Buch der preußischen Geschichte! Loudon, der genialste aller gegen Friedrich streitenden Feldherren, hatte sogleich den Plan desselben durchschaut und rasch die Position am Kuhgrunde durch seine besten Truppen und eine zahlreiche Artillerie verstärkt. Als daher die Preußen anrückten, fanden sie einen Widerstand, den ihre schon ermatteten Kräfte nicht

mehr zu besiegen vermochten. Vergebens stürzten sie sich in die Vertiefung und versuchten auf der entgegengesetzten Seite hinaufzuklimmen; ein sausendes Kartätschenfeuer und die Bajonnette des Feindes warfen sie wieder und immer wieder hinab und füllten den tiefen Grund mit ihren Leichen. Immer neue Bataillone führte der König heran. Sein Beispiel sollte die Schwankenden ermuthigen, denn mit Todesverachtung stürzte er sich in das dichteste Gewühl des mörderischen Kampfes; zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen und nur ein goldnes Etui, welches er auf der Brust trug, hielt die Kugel ab, welche bestimmt schien, dies große Leben zu enden.

Aber fruchtlos blieben die übermenschlichsten Anstrengungen. Der Angriff auf den Spitzberg war nicht minder unheilvoll und entschied das Schicksal des Tages. Nach unsäglichen Schwierigkeiten hatte sich der preußische linke Flügel durch die morastige Umgebung eines Sees und mehrerer schmaler Dämme oberhalb Kunnersdorf durchgewunden und stürmte nun gegen die Anhöhe. Das ununterbrochene Feuer von mehr als hundert Kanonen empfing die Tapfern und streckte sie reihenweise nieder. Ueber die Leichen ihrer Brüder rückten die Bataillone vorwärts, aber nur, um gleichfalls zerschmettert auf ihnen niederzusinken. Nicht ein Fuß breit wurde gewonnen und schon lag beinahe die Hälfte des preußischen Heeres auf dem Schlachtfelde!

Der König, der seine Angriffe auf allen Punkten vereitelt sah, konnte sich nicht mehr verhehlen, daß die Schlacht verloren war. Dennoch, gleich als sei es ihm unmöglich, diesen Gedanken auszudenken, versuchte er noch einmal das Glück wieder herzustellen und befahl Seidlitz, mit der Reiterei den Spitzberg zu stürmen, während er selbst, in Verbindung mit dem Herzoge von Würtemberg, aufs Neue gegen den Kuhgrund und die russische Infanterie anrückte. Umsonst! Kaum daß die Reiterei sich zum Angriffe formirte, schmetterte das feindliche Geschützfeuer Roß und Mann zu Boden, und obwol diese heldenmüthigen, in so vielen Schlachten bewährten Schaaren im Gallop heransprengten, vermochten sie dennoch nicht das Unmögliche zu vollbringen.

Seidlitz ward verwundet, Puttkammer, der die weißen Husaren führte, erschossen — und nun ergriff ein panischer Schrecken den ganzen linken Flügel. Reiterei und Fußvolk wälzte sich rückwärts in wilder Hast, brachte die Artillerie in völlige Unordnung und stürzte im chaotischen Gedränge über die Brücken, Gräben und Dämme dem schutzverheißenden Walde zu. Loudon's Reiterei, welche in diesem Augenblicke von den Anhöhen herab und hinter dem Kuhgrunde hervorbrach, vollendete dieses Bild der entsetzlichsten, rathlosesten Verwirrung. Schwadronenweise hieb sie von allen Seiten auf die Fliehenden ein und richtete ein furchtbares Blutbad an.

Alles war verloren! Als der König sein schönes Heer in regelloser Flucht zerstieben sah, drängte sich ihm das Schreckliche seiner Lage mit so niederschmetternder Gewalt auf, daß er fast verzweifelte und jede Hoffnung aufgab. Es schien, als suche er den Tod; denn während Alles Rettung suchend nach dem Walde und der Oder zufloh, verweilte er noch unter den Letzten auf der verhängnißvollen Wahlstatt, die im vollen Sinne des Wortes wie besäet war mit Leichen und Sterbenden. Fast wäre er gefangen genommen worden, denn plötzlich sah er sich von feindlicher Reiterei umzingelt; nur die Tapferkeit und Geistesgegenwart des Rittmeisters von Prittwitz, der mit etwa 100 Mann Husaren den König deckte, wendete dies traurige Geschick von dem tiefgebeugten Helden ab.

Die einbrechende Dunkelheit hinderte den Feind an der Verfolgung und rettete dadurch die Trümmer des preußischen Heeres vom Untergange. Als der König in dem Dorfe Oetscher in einer elenden Bauernhütte übernachtete, befanden sich nur noch 5000 Mann bei ihm, und weil er in der ersten Heftigkeit des Schmerzes sich die Folgen dieser Niederlage in den schrecklichsten Farben ausmalte, sendete er Eilboten nach Berlin, mit der Weisung, die königliche Familie möge sich nach Magdeburg retten und alle öffentliche Kassen dorthin in Sicherheit gebracht werden; denn er glaubte nicht anders, als der Feind werde am nächsten

Morgen direct nach der Hauptstadt marschiren — und er sah sich außer Stande, ihn zu hindern.

Die Schlacht bei Kunnersdorf gehört zu den blutigsten dieses Krieges und des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt. Der Verlust der Preußen war ungeheuer. Achtzehntausend Mann waren todt, verwundet oder gefangen, unter den Erstern mehrere namhafte Anführer; die sämmtliche Artillerie, 165 Geschütze waren verloren gegangen und die Cavalerie war zur Hälfte ohne Pferde. — Die Russen und Oesterreicher hatten noch größere Einbuße an Mannschaft zu beklagen. Soltikow selbst gibt die Zahl der Todten und Verwundeten auf 24,000 Mann an, eine Thatsache, die ihn zu den Worten veranlaßte: „Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte, werde ich allein, den Wanderstab in der Hand, die Kunde davon nach Petersburg bringen!"

Unter Denen, welche an diesem blutigen Tage den Heldentod starben, beklagte ganz Deutschland Keinem aufrichtiger, als Ewald von Kleist, den holden Sänger des Frühlings. Schwer verwundet beim Erstürmen einer Batterie, wurde er auf der Flucht zurückgelassen, von den Kosacken ausgeplündert und in einen Sumpf geworfen. In dieser schrecklichen Lage, ohne die geringste Hülle, von dem Schmerze seiner Wunden und der schneidenden Nachtkühle gepeinigt, blieb er unbeachtet bis zum Morgen liegen, wo er endlich als Gefangener nach Frankfurt gebracht wurde. Hier hauchte er sein edles Leben aus und der doppelte Lorbeer des Kriegers und Sängers kränzte im Tode die bleiche Stirn.

Die tiefe, hoffnungslose Niedergeschlagenheit des Königs konnte seinem außerordentlichen Charakter gemäß nicht von langer Dauer sein. Schon am Morgen nach der Schlacht trat er wieder fest, klar und die ruhige Zuversicht des Helden im Auge unter seine Truppen und entfaltete in dem Sammeln der zerstreuten Regimenter und der Wiederherstellung der kriegerischen Ordnung die bewunderungswürdigste Thätigkeit. Nachmittags ging er über die Oder zurück, vereinigte sich mit dem Corps des General Wunsch, beorderte den General Kleist mit 5000 Mann

aus Pommern und ließ aus den wohlversehenen Arsenälen zu Küstrin und Berlin die Armee mit neuem Geschütz und Munition versehen. So geschah es denn, daß der König, als er am 18. August, also sechs Tage nach der Schlacht, ein Lager bei Fürstenwalde bezog, wiederum an der Spitze eines mit allem Nöthigen trefflich versehenen, 28,000 Mann starken Heeres stand.

Die vereinigten russischen und österreichischen Armeen machten nicht den entferntesten Versuch, ihren großen Sieg zu benutzen, sondern lagerten sich, nachdem sie über die Oder gegangen waren, zwischen Frankfurt und Mühlrosa, wo sie bis zum Ende des Monats in völliger Unthätigkeit verblieben. Wir werden später Gelegenheit haben, den Grund dieses auffallenden Mangels an Thatkraft und kriegerischen Eifer zu beleuchten — ein Grund, dessen Wirkungen von dem Tage der Kunnersdorfer Schlacht an Friedrich II. mehr genützt haben, als ein verbündetes Heer.

---

## Achtzehntes Capitel.

Fortschritte der Reichsarmee in Sachsen. — Einnahme von Dresden. — Treffen bei Korbitz und Hoyerswerda.

In Schlesien verharrte der Feldmarschall Daun lange in behaglicher Ruhe in seinem Lager bei Marklissa; erst gegen Ende des Juli faßte er den Plan, das bei Landeshut stehende Corps des Generals Fouquet aus seinen Stellungen zu vertreiben, um dann ungestört durch die Lausitz nach der Oder marschiren zu können.

Der General Harsch, welcher bei Trautenau stand, wurde mit diesem Unternehmen beauftragt. Er rückte bei Schömberg über die schlesische Grenze, machte aber bald genug die Entdeckung, daß Fouquet nicht anders als durch eine Schlacht zum Rückzuge zu bewegen sein werde, und da weder er selbst, noch Daun einen so entscheidenden Streich nach ihrem Sinne fanden, beschränkte man sich darauf, Fouquet's Verbindung mit Schweidnitz und den dortigen Magazinen möglichst zu erschweren.

Eine so kleinliche Art des Kriegführens langweilte den unter Harsch commandirenden General de Ville; er hatte sich einen Plan ersonnen, wie er Fouquet ohne Schwertstreich nöthigen wollte, seine Stellungen zu verlassen, und eine plötzliche Erkrankung seines Chefs gab ihm die erwünschte Gelegenheit zur ungesäumten Ausführung dieses vielversprechenden Kunststücks. Er drang den 22. Juli mitten durch das Gebirge, setzte sich bei Fürstenstein fest und unterbrach nun in der That Fouquet's Verbindung mit Schweidnitz. Seine Streifcorps stiegen in die Ebene nieder und wagten sich bis vor Breslau, allein Fouquet machte

durchaus keine Miene zum Abzuge; vielmehr benutzte der erfahrne Feldherr de Ville's Unvorsichtigkeit und ließ hinter ihm alle Straßen und Pässe nach Böhmen stark besetzen.

Der österreichische General entdeckte nur zu bald das Gefährliche seiner Lage. Er selbst war von seinen Magazinen abgeschnitten und seine Truppen litten schon am zwölften Tage so empfindlichen Mangel, daß ihm nichts übrig blieb, als sich durchzuschlagen. Auf zwei Punkten wurden diese Versuche von den wachsamen Preußen sehr unsanft zurückgewiesen, eine Kriegslist jedoch rettete den hart bedrängten General und ließ ihn glücklich und mit sämmtlichem Gepäck über Johannisberg die böhmische Grenze erreichen. Nach diesem mißlungenen Versuche blieb Daun wieder so unthätig als zuvor. Nicht einmal die Abreise des Königs ermunterte ihn zu einem entscheidenden Unternehmen; erst am 12. August, am Tage der Kunnersdorfer Schlacht, rückte er, als sei er des Wartens auf die russischen Erfolge überdrüssig, aus seinem Lager und führte die Armee nach der Niederlausitz, wo er bei dem Städtchen Triebel wiederum drei volle Wochen stehen blieb.

Nicht so die Reichsarmee, welche, nachdem das letzte preußische Corps zum Könige gestoßen war, sich rasch in Sachsen ausbreitete und zur Einnahme der vier von den Preußen noch besetzt gehaltenen Städte Leipzig, Torgau, Wittenberg und Dresden schritt. Leipzig war ganz unbefestigt und ergab sich auf die erste Auffoderung. Vor Torgau erschien der General Kleefeld mit 5000 Mann, welche bald darauf durch den Grafen Stolberg mit 6000 Mann und schwerem Belagerungsgeschütz verstärkt wurde. Auch Torgau war nur schlecht befestigt und durchaus nicht im Stande, eine regelmäßige Belagerung auszuhalten. Der Muth seines Commandanten aber, des Obersten v. Wolfersdorf, ließ sich durch diese Wahrnehmung nicht beugen. Fünf Tage lang vertheidigte er sich mit glänzender Tapferkeit, machte kühne Ausfälle und schlug mehrere hartnäckige Stürme ab. Man gewährte ihm endlich eine ehrenvolle Capitulation, freien Abzug mit klingendem Spiele und machte sich gegenseitig verbindlich, keine Ueber-

läufer anzunehmen. Ein Versuch des Grafen von Stolberg, den letzten Punkt der Capitulation zu verletzen, wurde durch die Unerschrockenheit Wolfersdorf's vereitelt.

Auch Wittenberg, dessen Besatzung nicht zuverlässig war, da sie meistens aus gefangenen und zum Dienste gezwungenen Sachsen bestand, ging den 21. August über und es blieb nun, um das ganze Kurfürstenthum von den Preußen gesäubert zu sehen, nur noch die Besitznahme von Dresden übrig. Nach dieser Hauptstadt wendeten sich nunmehr die Reichstruppen in der Hoffnung des besten Erfolges, da ein österreichisches Truppencorps bereit stand, sie in der Belagerung zu unterstützen und Daun durch eine lange vom Riesengebirge bis nach Mühlrosa reichende Postenkette sowol den König, wie den Prinzen Heinrich abhielt, zum Entsatze herbeizueilen.

General von Schmettau, der wackere, standhafte Commandant von Dresden, sah unerschrockenen Muthes den Feind von allen Seiten heranziehen und 30,000 Mann stark sich zur Belagerung anschicken. Die Besatzung war zu gering, als daß alle Werke mit dem gehörigen Nachdrucke hätten vertheidigt werden können; deshalb wurde die Neustadt geräumt und die Brücke durch starke Verschanzungen und Batterien geschützt.

Die Stadt wurde nun vollständig eingeschlossen und Schmettau von dem österreichischen General Guasco zur Uebergabe aufgefodert, bei welcher Gelegenheit man den Commandanten, dessen Energie noch von früher her im lebhaften Andenken war, durch Androhung der furchtbarsten Repressalien von der Einäscherung der Vorstädte abhalten wollte. Schmettau antwortete durch eine kurze Verneinung und noch deutlicher dadurch, daß er an demselben Tage die Vorstädte wirklich anzünden ließ. Der Feind sah nun ein, daß die Eroberung Dresdens theuer erkauft werden müsse, und sicher wäre es also geschehen, wenn nicht ein unglücklicher Umstand, ein trauriges Mißverständniß die sehnlichen Wünsche der Belagerer nur zu sehr gefördert hätte.

Schmettau erhielt nämlich am 26. August eine königliche Cabinetsordre, welche, in den ersten Tagen nach der Schlacht

von Kunnersdorf abgefaßt, ihm die Weisung ertheilte, er möge, da er, der König, schwerlich im Stande sei, Dresden zu entsetzen, eine möglichst vortheilhafte Capitulation zu erlangen streben, damit die königlichen Kassen, über fünf Millionen Thaler betragend, erhalten würden.

Dieses Schreiben wirkte lähmend und erkältend auf die feurigen Entschließungen Schmettau's, der sich sonst lieber unter den Trümmern der Hauptstadt begraben, als sie übergeben haben würde. Gleichwol ließ er noch nicht alle Hoffnung sinken und beschloß, wenigstens noch eine Zeit lang sich die Miene zu geben, als denke er nicht im Entferntesten an eine Capitulation. Demgemäß ließ er dem feindlichen Generale Maquire, der in der Neustadt Batterien aufwarf, die Meldung zukommen: wenn nur ein einziger Schuß von der Seite der Neustadt auf Dresden abgefeuert würde, so solle dieser ganze Stadttheil in Grund und Boden geschossen werden. Die Drohung blieb nicht unbeachtet; überhaupt wurde die Belagerung äußerst lässig betrieben und eben dachte man an die Aufhebung derselben, als Schmettau, eingedenk des königlichen Schreibens, einer nochmaligen und letzten Auffoderung zum Unterhandeln Gehör gab. Er würde es nicht gethan haben, hätte er gewußt, daß ein Corps von 8000 Mann unter dem General Wunsch zum Entsatz herbeieilte und nur noch wenige Stunden von Dresden entfernt war, als am 4. Sept. Abends 9 Uhr mitten auf der großen Brücke die Capitulation mit Guasco und dem Prinzen von Zweibrücken abgeschlossen wurde. Laut derselben wurde der Garnison freier Abzug nach Berlin mit sämmtlichem Geschütze, Munition, Fahnen rc. und überdies die Mitnahme aller königlichen Kassen zugesichert; auch verpflichteten sich beide Theile, keine Ueberläufer anzunehmen.

Am andern Morgen schon langte der General Wunsch vor Dresden an, um es zu entsetzen. Er war vom Lager des Königs (Fürstenwalde) erst nach Wittenberg und Torgau marschirt, welche Orte ihm sogleich die Thore öffneten, und hatte sich dann in Eilmärschen über Großenhain der Hauptstadt genähert. Der kaiserliche General Brentano, der sich ihm bei Boxdorf mit ei-

nem starken Corps entgegenstellte, wurde ohne Mühe zurückgeworfen und Wunsch, der von der Capitulation keine Ahnung hatte, erwartete nun, das feindliche Belagerungsheer werde sich unverzüglich zurückziehen.

Wie groß war seine Enttäuschung, als er nicht die mindesten Anstalten dazu treffen und von der Stadt her kein Zeichen, keine Botschaft erscheinen sah, welche ihn als Befreier begrüßt hätte! Die Todtenstille, welche auf den Wällen herrschte und die übermüthige Sicherheit im feindlichen Lager gaben ihm endlich die traurige Ueberzeugung, daß er zu spät gekommen, daß einer der wichtigsten Plätze, der unentbehrliche Stützpunkt aller Kriegsoperationen in Sachsen und der Lausitz, für den König verloren sei. Eine Frist von vierundzwanzig Stunden wäre hinreichend gewesen, dies unselige und später noch bitter empfundene Ergebniß jenes königlichen Cabinetsschreibens ungeschehen zu machen!

In Dresden hatte man allerdings die Ankunft der Preußen bemerkt und Schmettau war während der Nacht vom 5. zum 6. September von mehreren seiner Offiziere aufgefodert worden, die Capitulation zu brechen und die Oesterreicher, welchen man vor der Hand nur eine Bastion eingeräumt hatte, durch einen kräftigen Ausfall zu verjagen. Man sprach die Ueberzeugung aus, daß die Umstände ein solches Verfahren vollkommen rechtfertigten und daß man vor Allem Das berücksichtigen und darauf denken müsse, dem Könige die Festung zu erhalten. Schmettau aber sträubte sich entschieden gegen ein derartiges Ansinnen, einmal, weil er als Edelmann und Soldat sich verpflichtet erachte, auch dem Feinde das feierlich gegebene Wort zu halten, anderseits, weil das vorgeschlagene Unternehmen, wenn es mißlänge, die schrecklichsten Folgen haben und besonders die ihm so dringend anempfohlenen königlichen Kassen in die Hände des Feindes liefern werde. Die Mehrzahl der unter Schmettau commandirenden Offiziere nahm diesen Bescheid mit lautem Murren entgegen. Man hielt es für weniger schimpflich, dem Feinde die Capitulation zu brechen, als ihm vor den Augen der vom Könige zum Entsatz gesendeten Truppen die Stadt zu übergeben.

Ja, der zweite Commandant, Obrist von Hoffmann, kündigte Schmettau offen den Gehorsam auf und feuerte die Truppen an, die Oesterreicher aus jener Bastion zu vertreiben. Als er aber einen Lieutenant, der sich weigerte, nachzufolgen, in der Hitze der Leidenschaft durch einen Hieb mit der flachen Klinge beschimpfte, wurde er von den Leuten desselben in der Nähe der Hauptwache niedergeschossen.

Und somit war Dresden für den König verloren. Schmettau würde sich weniger Gewissensscrupel gemacht haben, hätte er vorher gewußt, wie gering der Feind die Heiligkeit der Capitulation achten würde. Als die Preußen aus dem Thore marschirten, wurden sie plötzlich überfallen, mit drohendem Geschrei umringt und größtentheils ihrer ihnen ausdrücklich zugesicherten Waffen beraubt. Man beschimpfte und mißhandelte die preußischen Offiziere, welche sich diesem schändlichen Treubruch zu widersetzen versuchten; nicht zufrieden damit, daß man trotz der unzweifelhaften Verwahrung in der Capitulation, die gezwungen in preußischen Diensten stehenden Sachsen förmlich zur Desertion auffoderte, riß man selbst Unterthanen des Königs aus den Gliedern und suchte ihnen durch die wüthendsten Drohungen die kaiserliche Uniform aufzunöthigen. Schmettau behielt in diesem wilden Tumult Gegenwart des Geistes genug, um durch Bitten, Vorstellungen und Beschwörungen die feindlichen Generale von noch größern Ehrlosigkeiten abzuhalten, und es gelang ihm, das Geld, um dessenwillen er so weit von seiner gewöhnlichen Standhaftigkeit abgewichen war, unversehrt in das königliche Hauptquartier zu führen. Die Munition, die Wagen, die Pontons und das übrige Kriegsgeräthe wurde den Abziehenden mit schurkischer Frechheit entrissen.

General Wunsch, der seine Hoffnung, Dresden zu entsetzen, vereitelt sah, zog sich wieder nach Großenhain zurück, um seinen äußerst ermatteten Truppen einige Ruhetage zu gönnen. Aber schon am 7. Sept. brach er auf die Nachricht, daß ein starkes österreichisches Corps vor Torgau erschienen sei, wieder auf, rückte dem doppelt überlegenen Feinde entgegen und schlug ihn nach

kurzem Widerstande in die Flucht. Eine Batterie von acht Kanonen und das ganze Lager war der Preis des Sieges, der überdies dadurch, daß er den durch die vorhergegangenen Unfälle niedergebeugten Muth der preußischen Truppen wieder erhob und das alte Selbstvertrauen erweckte, eine hohe Wichtigkeit erhielt.

Der König war inzwischen mit der Hauptarmee ruhig im Lager bei Fürstenwalde stehen geblieben und hatte die Zeit weislich zur Reorganisation seiner Truppen benutzt. In allen nicht vom Feinde besetzten Provinzen der Monarchie waren außerordentliche Rekrutirungen veranstaltet worden und die in den größern Städten und Handelsplätzen Deutschlands ihr unlauteres Geschäft treibenden Werber sandten tagtäglich ganze Züge kräftiger, junger Leute, die, obwol freilich zu zwei Drittheilen Räuber, Spitzbuben und Vagabonden, dennoch im Hauptquartiere sehr willkommen waren. Von früh bis in die Nacht wurde exercirt und manoeuvrirt; aus Berlin, aus Magdeburg und Küstrin langten prächtige Batterien und Ueberfluß an Munition, aus Mecklenburg und Pommern die schönsten Pferde für Cavalerie und Geschütz an — kurz, das bei Kunnersdorf furchtbar geschlagene, auf wilder Flucht halbzerstreuete Heer wuchs binnen wenigen Wochen im Umkreise des Lagers aufs Neue kräftig heran und bildete, als es endlich ausmarschirte, wiederum eine so stolze, reich ausgestattete und dem Feinde imponirende Streitmacht, wie sie Friedrich jemals zu Kampf und Sieg geführt hatte.

Der König verlegte am 30. August das Lager nach Waldau bei Lübben. Diese Veränderung wurde einerseits durch die Bewegungen der Russen, welche endlich Miene machten, sich mit Daun zu vereinigen, anderseits durch die Nothwendigkeit der Gemeinschaft mit Sachsen, endlich aber durch das kühne Heranrücken des Prinzen Heinrich veranlaßt.

Dieser geniale Feldherr nämlich hatte einen Plan entworfen, dessen geschickte Ausführung doppelte Vortheile versprach. Er beabsichtigte einerseits das Festsetzen der vereinigten feindlichen Armeen in Schlesien zu verhindern, anderseits zugleich die Verbindung mit dem Könige wieder herzustellen. Demgemäß ließ er

einen Theil des Heeres unter Fouquet im Lager von Schmottseifen zurück und marschirte am 27. August nach Sagan, während Ziethen mit 12,000 Mann nach Sorau vorrückte. Daun, der noch immer bei Triebel stand, war aufs Höchste erstaunt, als er plötzlich eine preußische Armee vor sich sah, die entschlossen schien, das Vertheidigungssystem aufzugeben und wiederum angriffsweise zu Werke zu gehen. Er zog sich auch anfangs die Neisse entlang zurück, da aber Prinz Heinrich keine Miene machte, ihm zu folgen, rückte er wieder vor und lagerte sich, nachdem er das Corps des General Ziethen beinahe gefangen genommen hätte, bei Sorau. Das unerwartete Erscheinen der Preußen veranlaßte ihn jedoch, alle in der Oberlausitz zerstreuten Corps an sich zu ziehen und nur den General de Ville bei Marklissa zur Deckung der Magazine in Görlitz, Zittau und Bautzen stehen zu lassen.

Das eben hatte der Prinz gewünscht. Kaum sah er durch diese Maßregel Daun's die Oberlausitz entblößt, als er dorthin seinen Marsch richtete, um den Feldmarschall, indem er ihm in den Rücken kam, auch zur Räumung der Niederlausitz zu nöthigen und so der Armee des Königs freie Hand zu verschaffen. Der General de Ville zog sich eiligst zurück; Lauban, Görlitz, Reichenbach wurden von den Preußen besetzt und selbst Zittau bedroht. De Ville bezog endlich ein festes Lager bei Bautzen und der Prinz that ein Gleiches bei Görlitz. Er sah seinen schönen Plan vom besten Erfolge gekrönt, denn Daun verließ sogleich die Niederlausitz und ging mit seiner ganzen Armee nach Bautzen, weil er wohl einsah, daß der Besitz Dresdens und ganz Sachsens wiederum auf dem Spiele stand.

Der König, der sich bisher ganz in seiner Nähe von zwei übermächtigen feindlichen Armeen bedroht gesehen, hatte nunmehr nach Daun's Abzuge nur die Russen gegen sich und nur die geringe Zahl seiner Truppen allein vermochte ihn, sich auf die Beobachtung des verhaßten Feindes zu beschränken. Soltikow zeigte sich über den Rückzug der Oesterreicher aufs Aeußerste erbittert und war anfangs Willens, sogleich nach Polen umzukehren, kaum daß es der Beredtsamkeit und den vereinten Bemühungen Lou-

don's (der sich mit seinem Corps noch immer bei den Russen befand) und des französischen Abgesandten Marquis Montalembert gelang, ihn zu einem Einfalle in Schlesien und der Belagerung von Glogau zu bewegen. Friedrich aber, der fest entschlossen war, dies Unternehmen zu vereiteln, brach sogleich von Lübben auf, marschirte über Kottbus und Sorau nach Sagan und bezog dort eine feste Stellung, durch welche sowol Glogau gedeckt, als auch die Gemeinschaft mit dem Prinzen Heinrich wiederhergestellt wurde.

Als der Feldmarschall Daun den König also mit den Russen beschäftigt sah, glaubte er sich mit ganzer Macht gegen den Prinzen wenden und diesen um jeden Preis nach Schlesien zurückwerfen zu müssen. Er war eben im Begriff, das preußische Lager bei Görlitz anzugreifen, als er seinen Plan wiederum durch den Scharfsinn des Prinzen Heinrich vereitelt sah. Am 22. Sept. bei Beginn der Nacht brach dieser in zwei Colonnen auf und marschirte quer durch die Görlitzer und Rothenburger Haide bis in die Gegend von Hoyerswerda. Dieser kühne Zug durch ein unwegsames, vom Feinde besetztes Land blieb so völlig verborgen, daß der General Wehla, der mit einigen tausend Mann bei Hoyerswerda stand, nicht eher die Ankunft der Preußen erfuhr, als bis diese von allen Seiten in die Stadt und sein zwischen dieser und dem Walde gelegenes Lager hereinstürmten. Nach einem vergeblichen Versuche, sich durchzuschlagen, wurde das Wehla'sche Corps zerstreut und er selbst mit 28 Offizieren und 1700 Gemeinen gefangen genommen.

Daun hatte erst am andern Morgen den Abmarsch der Preußen erfahren und schwebte in völliger Ungewißheit über die von ihnen eingeschlagene Richtung. Gleichwol brach er sogleich auf und kehrte wieder nach Bautzen zurück, wo er die Nachricht von dem Ueberfalle des Generals Wehla erhielt. Prinz Heinrich aber blieb bis zum 28. Sept. bei Hoyerswerda stehen und rückte erst an diesem Tage auf die Nachricht eines zwischen Fink und Haddick stattgehabten Treffens gegen die Elbe vor.

Der General Fink war nämlich vom Könige eben so wie Wunsch zum Entsatz von Dresden abgesandt worden und hatte

sich, weil auch er zu spät kam, mit Letzterm den 15. Sept. bei Döbeln vereinigt. Der Oberbefehlshaber der Reichsarmee und Haddick, denen ein preußisches Corps in solcher Nähe von Dresden äußerst lästig und gefahrdrohend erschien, griffen es bei Korbitz in der Gegend von Meißen an. Eine mehrstündige, heftige Kanonade eröffnete das Treffen, in welchem anfangs die Preußen, am Abend aber die Oesterreicher und Reichstruppen einige Vortheile erhielten. Ein Versuch der Letztern, dem General Fink in die Flanke zu fallen, mißglückte jedoch, worauf sie sich wieder in ihr Lager bei Dresden zurückzogen. Als aber bald darauf Daun mit der Hauptarmee vor Dresden anlangte, wurde beschlossen, aufs Neue gegen das Fink'sche Corps vorzurücken und es zu vertreiben. Allein Fink wartete es nicht ab, von der Uebermacht angegriffen zu werden, sondern vereinigte sich am 3. Oct. bei Strehla mit dem Prinzen Heinrich, der hier eine feste Stellung zwischen dem Dürrenberge und der Elbe genommen hatte. Daun faßte nun den Entschluß, den Prinzen durch kunstvolle Bewegungen von Wittenberg und Torgau abzuschneiden, ihn zu umzingeln und mit dem ganzen Heere zur Capitulation zu nöthigen. Der Prinz, durch aufgefangene Briefe von diesem Vorhaben unterrichtet, blieb bis zum 17. Oct. in seinem stark verschanzten Lager stehen und ging dann nach Torgau. Von hier aus war es ihm leicht, die Gemeinschaft mit Wittenberg und Leipzig zu unterhalten, und um dies zu verhindern, ließ Daun den Herzog von Aremberg nach Dommitzsch, also im Rücken der Preußen, und den General Gemmingen nach Düben vorrücken. Indeß mißlang auch diese Bewegung. Prinz Heinrich beschloß vielmehr, das Aremberg'sche Corps, welches sich so weit vorgewagt hatte, von vorn und im Rücken zugleich anzugreifen und ließ demgemäß den General Wunsch mit 5 Bataillonen und 5 Schwadronen bei Wittenberg über die Elbe gehen. Er sollte von hier aus am rechten Elbufer entlang marschiren und dem Feinde in dem Augenblick in den Rücken fallen, wenn Fink ihn in der Front angreifen würde. Ein Befehl Daun's, der dem Herzog von Aremberg seine bisherige Stellung zu verändern be-

fahl, vereitelte zum Theil diesen Plan, und Wunsch, der zu spät von Wittenberg her eingetroffen war, mußte sich begnügen, am 29. Oct. bei Pretzsch an der Elbe den Angriff für sich allein zu unternehmen. Dieser wurde auch so ungestüm und geschickt ausgeführt, daß der Feind, der die Nähe der Preußen nicht geahnet hatte, in große Unordnung gerieth und endlich nach kurzem Widerstande völlig auseinandergesprengt wurde. Die Preußen nahmen bei dieser Gelegenheit den General Gemmingen, den Obrist von Haller, 28 Offiziere und 1400 Mann gefangen.

Prinz Heinrich befand sich nun wieder im ungestörten Besitze Niedersachsens, war Meister der Elbe und konnte ruhig die Annäherung des Königs erwarten, der bisher in Schlesien die Russen im Schach gehalten hatte. Der Feldmarschall Daun aber trat den Rückzug nach Dresden an.

# Neunzehntes Capitel.

Die Russen in Schlesien. — Friedrich geht nach Sachsen. — Gefangennehmung Fink's bei Maxen.

Wir erwähnten schon, daß der russische Oberbefehlshaber Soltikow Daun's schleunigen Rückmarsch nach der Oberlausitz sehr übel aufnahm. Gleichwol war dies durch Heinrich's klugen Plan herbeigeführte Ereigniß eine von Soltikow nur zu willkommen geheißene Gelegenheit, seine Abneigung gegen die Oesterreicher und das durch die Politik der Höfe mit ihnen geschlossene Bündniß klar und ohne Rückhalt an den Tag legen zu können. Er haßte die Oesterreicher, wie es seine Vorgänger Apraxin und Fermor gethan hatten, und er glaubte nicht minder gerechten Anlaß dazu zu haben als jene, die den Verlust ihres Commandos vorzugsweise dem heimlich anschwärzenden Tadel und der argwöhnischen Beobachtung der kaiserlichen Oberbefehlshaber zu verdanken hatten. So wenig sich der Mangel an kriegerischem Talent, ja die völlige Unfähigkeit Apraxin's und Fermor's in Abrede stellen läßt, so unklug war es gleichwol von Seiten der österreichischen Generale, daß sie in heimlichen Botschaften und Briefen der Czarin Elisabeth die von ihren Feldherren begangenen Fehler mit den schwärzesten Farben darstellten und im Verein mit den französischen Agenten nicht müde wurden, den schlechten Fortgang und die geringen Erfolge des Krieges einzig und allein den russischen Armeen zur Last zu legen. Es konnte nicht fehlen, daß dies Anklagesystem, dessen Früchte sich in der Entfernung Apraxin's und Fermor's und in häufig genug einlaufenden Rügen und Er-

mahnungen zeigten, nicht lange ein Geheimniß blieb, sondern im Kreise der russischen Generalität, ja im ganzen Heere bekannt wurde. War es nun zu verwundern, daß man die Oesterreicher mit scheelen Augen ansah, daß man ihnen jeden Vortheil mißgönnte und sich im Gegentheile außerordentlich über ein etwaiges Unglück derselben gefreut haben würde? Hierzu kam noch jenes aus Neid und Schadenfreude gemischtes Gefühl der Rivalität, welches von jeher in den meisten Fällen zwei neben einander und in gezwungener Abhängigkeit und Rücksichtsnahme wirkende Kräfte beseelt hat. Bei den kaiserlichen Generalen hatte man sich gewöhnt, die russische Armee als ein Corps Hülfstruppen anzusehen, über die man nach Belieben verfügen und sie eben so wie die eigenen Soldaten zur Verwirklichung dieses oder jenes vom Hofkriegsrath entworfenen Planes verwenden könne. Gegen eine solche Ansicht der Dinge aber sträubte sich der ungemessene Stolz der russischen Generalität, die nunmehr sich befleißigen zu müssen glaubte, diese irrthümliche und kränkende Auffassung der Verhältnisse durch starren Trotz wie durch möglichste Sonderung und hartnäckiges Zögern in den kriegerischen Bewegungen kund zu thun.

Dies sind die Motive gewisser Erscheinungen, besonders im Verlaufe des Feldzuges von 1759, die uns sonst völlig unbegreiflich sein würden, denen aber Friedrich seine Rettung aus der höchsten Noth, Preußen das Fortdauern seiner Existenz, freilich nicht mit Willen und Verdienst der Russen, verdankt; denn auch dem Befangensten leuchtet es ein, daß Soltikow gleich nach der Schlacht bei Kunnersdorf nur zwei Tagemärsche zurücklegen durfte, um durch die Besitznahme von Berlin und die Vereinigung mit Daun den Krieg mit einem Schlage zu beendigen. Soltikow aber dachte es den Oesterreichern nicht so leicht zu machen, und als Daun Boten über Boten in sein Hauptquartier sendete, mit der dringenden Auffoderung, den gewonnenen Sieg zu benutzen, erwiederte er gelassen: „Ich habe ein Treffen und eine große Schlacht gewonnen. Diese Vortheile genügen mir, und ich bin so wenig ehrgeizig, daß ich die Nachricht zweier ähnlichen Siege der Oesterreicher erwarten werde, bevor ich nach neuen

Lorbeern trachte. Das Heer meiner erhabenen Kaiserin ist nicht beauftragt, Alles allein auszuführen.“

Die projectirte Vereinigung Soltikow's mit Daun unterblieb also, trotzdem, daß beide Feldherren in einer persönlichen Zusammenkunft zu Guben sich bereits darüber verständigt hatten. Daun's Scharfblick erkannte recht wohl den Mangel an gutem Willen, der dem Zögern der Russen zu Grunde lag und drang endlich energisch auf Verwirklichung des gemeinschaftlich besprochenen Planes. Soltikow, der sein Spiel nicht aufs Aeußerste treiben wollte, erklärte sich bereit, vorzurücken, wenn seine Truppen von den Oesterreichern mit Lebensmitteln versorgt werden sollten, denn sonst dürfe er es nicht wagen, sich so weit von seinen im Posenschen gelegenen Magazinen zu entfernen. Und erst, als Daun das feste Versprechen leistete, es solle für den Unterhalt der russischen Armee gesorgt werden, begann diese sich zu regen und langsam vorzurücken. In diesen Zeitpunkt, wo die lange herbeigewünschte Vereinigung endlich stattfinden sollte und nur noch ein paar Meilen zwischen Daun und Soltikow lagen, fällt der plötzliche Rückzug des Erstern nach der Oberlausitz. Hatte nun Soltikow früher Alles gethan, den Lieblingswunsch des österreichischen Feldmarschalls zu vereiteln, so ward er jetzt vom heftigsten Zorn ergriffen. Er glaubte sich genarrt und mit Mißachtung behandelt, und nur den dringenden Bitten und Vorstellungen Montalembert's gelang es, wie wir schon erwähnten, ihn zu einem Zuge nach Schlesien zu vermögen.

Bei Christianstadt überschritten die Russen den Bober. Hier sollten sie die von Daun zu ihrem Unterhalte bestimmten Magazine finden und die Erbitterung brach auf's Neue in hellen Flammen aus, als sie sich getäuscht sahen. Anstatt des Proviantes erwartete ihrer ein Abgesandter Daun's mit der Kunde, es sei dem Feldmarschall unmöglich gewesen, sein Versprechen zu erfüllen, jedoch sei er zu einer angemessenen Geldzahlung bereit. Soltikow ließ erwidern, seine Soldaten seien nicht gewohnt, sich mit Gold zu ernähren, und er werde nun jedenfalls durch Schlesien nach Polen zurückkehren.

Der König war entschlossen, eine Belagerung Glogaus zu hintertreiben und eilte deshalb den Russen in Eilmärschen voraus. Als diese bei Karolath an der Oder erschienen, waren sie daher nicht wenig erstaunt, den König ganz in der Nähe in einem festen Lager stehen zu sehen. Nach einer fruchtlosen Kanonade führte Soltikow, anstatt nach Glogau zu gehen, am 30. Sept. sein Heer über die Oder und zog sengend und brennend an dem Flusse Bartsch entlang der polnischen Grenze zu. Der König ließ seine Truppen zwar nachfolgen, er selbst aber wurde durch einen heftigen Gichtanfall aufs Krankenlager geworfen und brachte einige Wochen, von Körperschmerzen und bangen Befürchtungen gequält, in dem Flecken Köben zu.

Die Russen hatten ein Lager bei Rützen bezogen und trafen schon Anstalten zum Rückmarsch in die Winterquartiere, als am 20. Oct. ein Courier aus Petersburg Soltikow die Weisung brachte, gegen Breslau vorzurücken. Der russische Befehlshaber jedoch, der für dieses Jahr des Krieges satt war, fühlte sich zu einer so schwierigen und weitaussehenden Unternehmung durchaus nicht geneigt und wußte es zu veranstalten, daß in einer feierlichen Sitzung der sämmtlichen Generalität nach langen Berathungen einstimmig die Meinung ausgesprochen wurde, es sei durchaus unmöglich, die erhaltene Ordre auszuführen, vielmehr müsse das Heer schleunigst in die Winterquartiere geführt werden, wenn es nicht von Mangel, Hunger und Krankheit völlig aufgerieben werden solle.

Soltikow beeilte sich, diesem Orakelspruche zu gehorchen. Loudon, der ernstliche Gegenvorstellungen machte, wurde kurz und schnöde abgefertigt und kehrte schwer beleidigt mit seinem Corps nach Oesterreich zurück. Die Russen aber gingen, nachdem sie die Städte Guhrau und Herrnstadt und viele Dörfer mit muthwilliger Zerstörungssucht in Asche gelegt hatten, am 24. Oct. nach Polen.

Der König, nunmehr von diesem gefährlichen Feinde befreit, schickte den General Hülsen mit 13,000 Mann nach Sachsen, um den Prinzen Heinrich zu verstärken. Am 14. Nov. folgte

er selbst mit der ganzen Armee, vereinigte sich mit Heinrich und bewog dadurch den Feldmarschall Daun, seinen Rückzug zu beschleunigen. Es war vorauszusehen, daß dieser vorsichtige Feldherr Sachsen gänzlich verlassen und in Böhmen Winterquartiere nehmen werde; Friedrich aber glaubte dies Ereigniß durch die Absendung eines starken Truppencorps nach den Grenzgebirgen beschleunigen zu können.

Der General Fink, von dessen Feldherrntalente der König eine so hohe Meinung hatte, daß er ihm einst prophezeiete, er werde der deutsche Turenne werden, wurde auserseben, mit einer Abtheilung von 11,000 Mann bei Maxen, tief im Gebirge, eine Stellung zu nehmen, welche den Rückzug des Feindes nach Böhmen bedrohen und damit beschleunigen sollte. Sein Begleiter war Wunsch, der die Cavalerie befehligte. Fink war überzeugt, daß der ihm anbefohlene Posten äußerst gefährlich, ja geradezu verderblich werden könne, da er mitten zwischen Daun's Truppen und die Reichsarmee gerieth. Er wagte deshalb auch einige Gegenvorstellungen, die jedoch völlig fruchtlos blieben, worauf er denn am 16. Nov. nach Dippoldiswalde und von da nach Maxen marschirte.

Fink unterließ nichts, um seine bedrohte Stellung möglichst zu sichern. Er besetzte daher Dippoldiswalde mit einem starken Truppencorps, damit ihm die Verbindung mit Freiberg, von wo er den Proviant bezog und im schlimmsten Falle der Rückzug zur Armee des Königs offen bliebe. Aber schon am 18. Nov. erhielt er aus dem Hauptquartiere bei Wilsdruf den gemessenen Befehl, Dippoldiswalde zu räumen und seine sämmtlichen Truppen auf den Höhen von Maxen zu concentriren. Fink gehorchte mit schwerem Herzen, denn er ahnete die Folgen dieser durch Nichts zu rechtfertigenden Maaßregeln. Mehrere Briefe, in denen er dem Könige mit dringenden Worten das Gefährliche seiner Lage und die Wahrscheinlichkeit einer Umzingelung schilderte, wurden von feindlichen Patrouillen aufgefangen und waren wahrscheinlich die Veranlassung, daß Daun unverzüglich die Aufhebung des ihn allerdings arg beengenden Corps beschloß. Er

verabredete mit dem Befehlshaber der Reichsarmee, Herzog von Zweibrücken, daß dieser dem General Fink von Dohna aus in den Rücken fallen sollte, während er selbst ihn von Dippoldiswalde aus in der Front angreifen wollte. Demgemäß setzten sich die verschiedenen feindlichen Corps in Bewegung und waren am 20. Nov. von allen Seiten in die Nähe von Maxen gekommen, ohne daß Fink, dem die umliegenden hohen Berge zum Theil den Gesichtskreis und somit den Marsch des Feindes beschränkten, früh genug einen wirksamen Widerstand hätte entwickeln können. Als er endlich die unmittelbare Nähe der Oesterreicher und Reichstruppen inne ward und ihre Absichten nicht länger in Zweifel ziehen konnte, veränderte er zwar seine bisherige Stellung, beging aber dabei mehrere Fehler, die auf die Ereignisse des nächsten Tages den verderblichsten Einfluß ausübten. Er besetzte die ziemlich steile Anhöhe, auf welcher das Dorf Maxen liegt, mit 5 Bataillons und 8 Schwadronen Cavalerie, die sich seitwärts hinaufziehenden Höhen von Schmorsdorf vertheidigte General Lindstädt mit 6 Bataillons Fußvolk und 4 Reiterregimentern, während der General Wunsch bei Dohna den Reichstruppen den Durchzug durch das Müglitzthal verwehren sollte; den überaus wichtigen Paß von Reinhartsgrimma aber, den eigentlichen Zugang und Schlüssel seiner Stellung, gab Fink unbegreiflicherweise dem Feinde preis, indem er den General Platen, der dort mit seiner Abtheilung gestanden hatte, auf den näher nach Maxen zu liegenden Hausberg zurückgehen ließ.

Die Folgen dieses unseligen Mißgriffes zeigten sich bald. Daun's Colonnen, welche sich dem Passe in der Erwartung eines verzweifelten Kampfes näherten, ihn aber zum größten Erstaunen unbesetzt fanden, marschirten ungehindert durch und stellten sich, nachdem sie einen ebenfalls unvertheidigten Wald passirt, in Schlachtordnung auf einigen Anhöhen auf, welche der Maxener gegenüber lagen und beinahe eben so hoch waren. Hätte Fink hier nur eine einzige Batterie auffahren lassen, so wäre dem Feinde sowol der Marsch durch den Wald, wie das Erklimmen der steilen Lehnen selbst völlig unmöglich gewesen. Zu spät über-

zeugte er sich von der Fehlerhaftigkeit seiner Anordnungen. Die Oesterreicher schleppten mit vieler Mühe mehrere schwere Geschütze die Höhen hinauf und eröffneten nun ein so furchtbares Feuer auf die in und um Maxen zusammengedrängten Preußen, daß diese immer reihenweise niedergeschmettert wurden und das Dorf in Flammen aufging. Nicht zufrieden damit und da das Feuer der Preußen wegen der schlechten Aufstellung ihrer Geschütze beinahe wirkungslos war, erklommen die Oesterreicher zwei noch näher gegen Maxen liegende Berge und beschossen von hier aus aus zwei Batterien von 26 und 18 Kanonen das Fink'sche Corps, während General Brentano, der von der andern Seite rasch heranrückte, die Truppen des Generals Lindstädt mit einem nicht minder scharfen Feuer begrüßte.

Drei Viertelstunden dauerte diese furchtbare Kanonade und richtete unter den Preußen, weil sie einem Kreuzfeuer ausgesetzt waren, entsetzliche Verheerungen an. Sie waren muthlos und sahen, da ringsum die feindlichen Haufen sich immer enger und enger in einem undurchdringlichen Ringe zusammenzogen, ihr Schicksal voraus. Die österreichischen Grenadiere, welche nur das Näherkommen des Brentano'schen Corps abgewartet hatten, rückten jetzt plötzlich im Sturmschritt gegen die Anhöhe von Maxen vor und erstiegen sie mit glänzender Tapferkeit trotz ihrer Glätte und Steilheit und des Musketenfeuers der Preußen. Es entspann sich jetzt auf dem weiten Plateau ein kurzer, aber blutiger Kampf. Der Feind warf drei Bataillone über den Haufen, zersprengte dadurch die Linie und eroberte das brennende Dorf Maxen. Noch einmal ließ Fink vier Regimenter vorrücken, um den Feind in das Thal zu werfen; denn schon ganz nahe war Brentano herangekommen und bereitete sich vor, den Preußen in den Rücken zu fallen. Aber auch dieser Angriff war fruchtlos und Fink führte sein furchtbar zusammengeschmolzenes Corps nach Schmorsdorf hinüber, wo der General Lindstädt stand. Die Katastrophe näherte sich nun rasch ihrem Ende und zeigte die rings umzingelten Truppen in einem traurigen Zustande. Ohne Patronen, ihres sämmtlichen Geschützes beraubt, hungernd und frierend und wehrlos

einem unaufhörlichen Kanonenfeuer ausgesetzt, bildeten sie ein entsprechendes Gegenstück zu jener unglücklichen sächsischen Armee, die bei Pirna capituliren mußte. Heut aber waren die Rollen gewechselt, gleich als wolle ein neidisches Schicksal den damals errungenen Sieg eben jetzt an Friedrich rächen, wo ein solcher Schlag ihm am Empfindlichsten treffen mußte.

Daun und Brentano vereinigten sich jetzt und stürmten nun die Schmorsdorfer Anhöhen, die letzte Zuflucht der Preußen. Fink warf ihnen seine noch übriggebliebene Cavalerie entgegen; sie wurde aber von einem entsetzlichen Kartätschenhagel, der von Maxen herübersauste, auseinandergesprengt, ehe sie zum Einhauen kam. Die Oesterreicher, ermuthigt durch den bisherigen Erfolg, kämpften wie Löwen und eroberten Schmorsdorf trotz eines verzweifelten Widerstandes. Nun war das Schicksal der Preußen entschieden. Bei Einbruch der Dämmerung zogen sich die Trümmer des stattlichen Truppencorps, nur noch aus 2900 Mann bestehend, auf einen Bergrücken zwischen den Dörfern Falkenhain und Blochwitz zurück und versuchten sich einigermaaßen wieder zu ordnen; denn Fink, den die höchsten Begriffe von Ehre und Tapferkeit leiteten, war entschlossen, sich während der Nacht durch das Müglitzthal durchzuschlagen. General Wunsch brach auch mit dem Reste der Cavalerie auf, war aber noch nicht weit gekommen, als ihm ein nachgesendeter Bote den Befehl brachte, zurückzukehren, weil inzwischen eine Capitulation geschlossen worden sei.

Fink sah sich nämlich gegen Tagesanbruch von den Oesterreichern und Reichstruppen so eng umringt und sämmtliche nahe liegende Höhen so stark mit Geschütz besetzt, daß der Versuch, sich durchzuschlagen, unfehlbar die Vernichtung des ganzen Corps nach sich ziehen mußte. Der offenbaren Unmöglichkeit weichend und weil es ihm besser dünkte, die Truppen seinem Könige zu erhalten, als sie nutzlos aufzuopfern, trat er mit Daun in Unterhandlungen und streckte am 21. Nov., da auch Wunsch auf des Feldmarschalls ausdrückliche Forderung hatte zurückkehren müssen, mit seinem ganzen Corps das Gewehr.

Dies war der traurige, aber beinahe vorauszusehende Erfolg

einer Expedition, bei deren Anordnung Friedrich II. nicht von seinem gewöhnlichen Feldherrngenie geleitet worden zu sein scheint, ebenso wie Fink durch mannichfache Fehler den verhängnißvollen Ausgang beschleunigte. Durch die Capitulation fielen außer den Gefangenen, welche mit Bedeckung nach Dresden gebracht wurden, 71 Kanonen, 24 Standarten und 96 Fahnen in die Hände der Oesterreicher; das Gepäck der Preußen blieb jedoch ungeplündert.

Es läßt sich ermessen, welchen tiefen Eindruck diese Schreckensbotschaft auf den König machen mußte, der noch am Schlusse eines so unglücklichen Feldzuges sein kleines Heer plötzlich um 11,000 Mann verringert sah und nun im Ganzen kaum noch 36,000 Mann gegen 200,000 zur Verfügung hatte! Er schob alle Schuld dieses Unfalls auf die schlechten Maaßregeln des Generals Fink, der nach dem Schlusse des Siebenjährigen Krieges ebenso wie die Generale Rebentisch und Gersdorf von einem unter Ziethen versammelten Kriegsgerichte zum Verluste ihrer militairischen Würden verurtheilt wurde.

Das Sprüchwort sagt: Ein Unglück kommt selten allein. So auch hier. Jenseit der Elbe, Meißen gegenüber, stand der preußische General Dierke mit 6 Bataillons und 1000 Mann Cavalerie. Der talentvolle kaiserliche General Beck beschloß, dieses gänzlich isolirte Corps abzuschneiden, und rückte mit überlegener Macht gegen dasselbe heran. Dierke wollte sich nun schleunigst über die Elbe zurückziehen; der starke Eisgang jedoch, die mühevolle Wiederherstellung der Meißner Brücke und der Mangel an Kähnen zog den während der Nacht begonnenen Uebergang in die Länge, so daß bei Tagesanbruch 1400 Mann und der General Dierke sich dem von allen Seiten eindringenden Feinde ergeben mußten.

Nach so glänzenden Erfolgen hätte man meinen sollen, Daun werde mit Leichtigkeit die Preußen aus Sachsen vertreiben und den nächsten Feldzug in der Mark, beinahe vor den Thoren Berlins, beginnen können. Aber weit entfernt, vorzurücken, bezog der Feldmarschall wiederum sein festes Lager am Plauenschen Grunde und begnügte sich mit dem Besitze Dresdens, während

der König seine Stellung zwischen Wilsdruf und Freiberg behauptete. Weil indeß seine Armee zu schwach war, um neben dem feindlichen Lager auch das Erzgebirge und dessen Pässe beobachten zu können, ließ er 12,000 Mann von der Heeresmacht des Herzogs von Braunschweig zu sich stoßen, verjagte noch gegen Ende des Decembers die am Fuße des Gebirges vorgeschobenen Posten der Oesterreicher und blieb trotz der ungewöhnlich strengen Kälte auch die übrigen Wintermonate hindurch in dem leichten Zeltlager stehen. Die Oesterreicher sahen sich genöthigt, ein Gleiches zu thun, so daß der Winter von 1759—1760 der Welt das in jenen Tagen unerhörte Schauspiel zweier Armeen darbot, welche, anstatt die gewöhnlichen Winterquartiere zu beziehen, kampfgerüstet im Felde blieben und der rauhen Jahreszeit trotzten.

Und hier verlassen wir Friedrich, den Unerschütterlichen, der nach so vielem Unglück, nach so bittern Einbußen und Täuschungen dennoch ohne Zagen den Ereignissen des kommenden Jahres entgegensieht — eines Jahres, welches vielleicht den Untergang des königlichen Helden und mit ihm der preußischen Monarchie in seinem dunkeln Schooße birgt.

Fügen wir nun zum Schlusse eine gedrängte Uebersicht der Vorfälle hinzu, welche während dieses Feldzugs bei den gegen die Schweden und am Rhein gegen die Franzosen kämpfenden Armeen stattfanden.

# Zwanzigstes Capitel.

Unternehmungen der Schweden. — Das Treffen bei Bergen. — Vorrücken der Franzosen in Hessen und Westfalen. — Die Schlacht bei Minden.

Auch im Jahre 1759 schien es, als sei es der Grundsatz der Schweden, in diesem großartigen, thatenreichen Kriege die untergeordnetste Rolle zu spielen. So lange preußische Truppen unter Manteufel und Kleist in Pommern standen, wagten sie auch nicht das geringste Unternehmen; kaum aber waren diese Corps nach der Schlacht bei Kunnersdorf zum Könige gestoßen, so gingen sie über die Peene, brandschatzten und plünderten in der Uckermark und setzten sich in Besitz einiger schlecht oder gar nicht befestigter Städte. Zu gleicher Zeit erschien eine schwedische Flotille an der Odermündung und machte Jagd auf ein Dutzend Kanonenboote, welche Friedrich hatte ausrüsten lassen, um die Küstenbewohner einigermaaßen vor den verwüstenden und nach Seeräuberart betriebenen Landungen des Feindes zu schützen. Diese Boote wurden von der Uebermacht ohne besondere Mühe in den Grund gebohrt und die Flecken und Dörfer am Strande sahen sich wiederum den ärgsten Heimsuchungen preisgegeben.

Als aber im Spätherbste der General Manteufel und der Oberst Belling, letzterer mit seinem berühmten schwarzen Husarenregimente, wiederum gegen die Uckermark vorrückten, zogen sich die Schweden in großer Hast zurück und erlitten mannichfache Verluste. Prenzlau, Anclam und Greifswalde wurden wieder erobert, ebenso Demmin, wo man eine wohlgefüllte Kriegskasse erbeutete. Als der hereinbrechende Winter diesem nur aus

leichten Scharmützeln und Vorpostengefechten bestehendem Feldzuge ein Ende machte, hatten die Preußen die Genugthuung, den Schweden einige tausend Gefangene abgenommen und sie wiederum in den äußersten Winkel Vorpommerns zurückgedrängt zu haben.

---

Die französische Armee unter Soubise hatte nach dem Schlusse des vorigen Feldzuges längs dem Main die Winterquartiere bezogen. Soubise, dem der letzte kühne Winterfeldzug des Herzogs Ferdinand noch im Gedächtniß war und der eine Wiederholung desselben nicht für unmöglich hielt, beschloß, seiner Stellung eine größere Sicherheit und einen festen Stützpunkt zu geben. Er richtete daher sein Augenmerk auf Frankfurt a. M., dessen Besitz ihm die gewünschten Vortheile und überdies die ungehinderte Gemeinschaft sowol mit der in Franken überwinternden Reichsarmee, als mit den Oesterreichern versprach. Es kümmerte ihn wenig, daß Frankfurt eine freie Reichsstadt und Frankreichs getreue Verbündete war. Am 2. Januar 1759 bemächtigte er sich derselben durch Ueberlistung, indem er, wie es schon früher geschehen war, für ein Truppencorps freien Durchmarsch verlangte und diesem die Weisung gab, sich sogleich der Thore und Wälle zu versichern. Der Handstreich gelang und Frankfurt gerieth, wie einst die freie Schwesterstadt Strasburg, plötzlich und ohne Blutvergießen in die Gewalt der Franzosen, die nun erst sich mit Behaglichkeit der kurzen Winterrast überließen. — Diese widerrechtliche Besitznahme einer verbündeten Stadt war jedoch das letzte Kriegsunternehmen des Marschalls Soubise, der jetzt abgerufen wurde und sein Commando in die Hände des Herzogs von Broglie niederlegte.

Ferdinand täuschte sich nicht über die hohe Wichtigkeit, welche Frankfurt in den Händen des Feindes gewinnen mußte, und er glaubte den neuen Feldzug nicht zweckmäßiger als durch die Wiedereroberung dieser Stadt eröffnen zu können. Nachdem er also, von dem jungen Erbprinzen von Braunschweig trefflich

unterstützt, im Februar ein Corps Oesterreicher und Reichstruppen, welches bis Erfurt und Eisenach vorgedrungen war, zurückgetrieben hatte, brach er im März aus Westfalen nach Hessen auf und rückte auf der großen Straße nach Frankfurt vorwärts. Seine Truppen bestanden aus 30,000 Mann; 12,000 waren zur Deckung von Hessen und Hannover zurückgeblieben. Der Herzog von Broglie, dessen Armee sich in einem bessern Zustande befand, als man es in diesem Kriege bei den Franzosen zu sehen gewohnt war, marschirte den Alliirten entgegen und nahm eine starke und vortheilhafte Stellung bei dem Dorfe Bergen, ohnweit Frankfurt.

Hier kam es am 13. April zum Treffen. Der Prinz von Ysenburg machte mit seinen Hessen den ersten Angriff auf das wohlverschanzte Dorf. Eine Menge hoher Gartenzäune und breiter Wassergräben erschwerten das Formiren der Truppen außerordentlich, gleichwol drangen sie rasch vorwärts, gefolgt von dem Erbprinzen von Braunschweig, der seine Division rechts abschwenken ließ, um dem Feinde in die Flanke zu fallen. Dieses Manoeuvre, welches der Schlachtlinie der Alliirten eine zu weite Ausdehnung gab, hatte jedoch den entgegengesetzten Erfolg, denn Broglie fiel seinerseits so gewaltig auf die wegen des schwierigen Terrains in schmalen Colonnen anrückenden Hessen, daß sie mit großem Verluste zurückgeschlagen wurden. Der Erbprinz von Braunschweig, dessen Flanken jetzt entblößt waren, befand sich in nicht geringer Gefahr; ein kräftiger Cavalerieangriff jedoch von Seiten der Alliirten stellte das Gleichgewicht wieder her und hinderte Broglie am Verfolgen des errungenen Vortheils. Ferdinand ließ nun zu wiederholten Malen gegen das Dorf Bergen und die von sächsischen Truppen besetzten Anhöhen an der Nidda Sturm laufen. Der Feind wehrte sich jedoch mit äußerster Tapferkeit und behauptete das Schlachtfeld. Nach dreistündigem vergeblichem Kampfe beschloß Ferdinand den Rückzug, den eine lebhafte Kanonade und künstliche Scheinbewegungen deckten. — Obgleich der Verlust der Alliirten nicht groß war (er betrug 2000 Todte und Verwundete, unter den Erstern den Prinzen von Ysenburg, und 14 Kanonen), so blieb er doch nicht ohne nach-

theilige Folgen. Die Franzosen rückten gegen Ende des Maimonats rasch nach der Weser vor, deren linkem Ufer sich Contades gleichfalls genähert hatte. Cassel wurde von ihnen am 11. Mai in Besitz genommen, und da sie sich nunmehr, ohne besondern Widerstand zu finden, im Landgrafthum Hessen ausbreiten durften, bedrohten sie wiederum die braunschweigischen und hannöverschen Lande. Hier aber setzte Ferdinand durch geschickte Bewegungen ihrem weitern Vordringen ein Ziel; desto glücklicher waren sie jedoch in Westfalen, wo sie die Festung Minden durch einen plötzlichen Ueberfall eroberten und außer den hier befindlichen, wohlgefüllten Magazinen den Commandanten und 1400 Mann Besatzung in ihre Gewalt bekamen. Ein gleiches Schicksal hatte die wichtige Stadt Münster, die nach einer kurzen Belagerung sich mit 4000 Mann und vielem Kriegsmaterial dem Feinde ergeben mußte.

Herzog Ferdinand sah sich nunmehr hart bedroht und mußte nach dem Verluste von Minden befürchten, gänzlich von der Weser verdrängt zu werden. Zwar hatte er an der Reichsstadt Bremen, die er mit ebenso wenig Bedenken besetzt hatte, als Soubise das freie Frankfurt, einen festen Stützpunkt, und die Wiedereinnahme von Osnabrück durch den Erbprinzen von Braunschweig setzte ihn in Stand, gegen die Franzosen in Westfalen zu operiren, gleichwol drohte ihm die bevorstehende Vereinigung der beiden feindlichen Heerhaufen unter Broglie und Contades äußerst verderblich zu werden. Ferdinand beschloß jetzt, weil längeres Zögern den Verlust noch mehrerer festen Plätze in Aussicht stellte, den Feind, der bei Minden im Lager stand, zu einer Schlacht zu veranlassen. Es wurde ihm dies nicht schwer, da Contades, der einen Streifzug in seinem Rücken und den Verlust der Magazine befürchtete, gleichfalls zu schlagen wünschte. Er vereinigte sich mit Broglie, der am 31. Juli über die Weser ging, und glaubte nunmehr einen neuen Sieg mit ziemlicher Gewißheit erwarten zu dürfen. — So wurde am 1. August die Schlacht bei Minden geliefert. Die Franzosen hatten eine unvortheilhafte Stellung inne, würden jedoch vielleicht siegreich

gewesen sein, wenn sie nicht durch nutzloses Zögern den günstigen Augenblick versäumt hätten. Eine vereinzelte Abtheilung von 10,000 Mann, die bei dem starkverschanzten Dorfe Tonnhausen unter dem General Wangenheim stand, sollte bei Tagesanbruch von Broglie überfallen und dadurch die Schlacht eröffnet werden. Die Langsamkeit, mit welcher der Feind sich formirte, gab jedoch Wangenheim Zeit, sich mit der Hauptarmee zu vereinigen, die sich nun rasch in Schlachtordnung stellte.

Eine lebhafte Kanonade, wobei die französische Artillerie endlich im Nachtheile blieb, leitete den Kampf ein. Broglie und Contades schienen alles Heil von ihrer zahlreichen und stattlichen Cavalerie zu erwarten, die den Mittelpunkt ihrer Schlachtlinie bildete. Ferdinand ließ jedoch den Kern seines Fußvolks, worunter die englischen Hülfstruppen, gegen diese stolzen Reitergeschwader anrücken, denen diese Bewegung so verwegen dünkte, daß sie mit Ungestüm aus der Linie brachen und die Infanterie auseinander zu sprengen versuchten. Ein furchtbarer Kugelhagel aber schwirrte ihnen entgegen und nöthigte sie zum Weichen. Vergebens erneuerten sie, durch das schwere, prächtige Corps der Gensd'armen und einige Carabinierregimenter unterstützt, ihre Angriffe; sie wurden immer und immer wieder zurückgeschlagen und erlitten durch das wohlgerichtete und unaufhörliche Feuer der unverweilt vorrückenden Infanterie so bedeutenden Verlust, daß sie endlich in der größten Verwirrung die Flucht ergriffen. — Inzwischen war die preußische, hessische und hannöversche Cavalerie auf die französische Infanterie des rechten Flügels eingedrungen und hatte ihn nach kurzem Widerstande zum Weichen gebracht. Der Feind befand sich nun in der gefährlichsten Lage und wäre ohne die Verrätherei des Anführers der englischen Cavalerie, Lord Sackville, völlig zerstreut, ja vernichtet worden. Nachdem nämlich die französische Reiterei die Flucht ergriffen hatte, waren der rechte und linke Flügel des französischen Heeres von einander getrennt und die ganze Schlachtlinie zerrissen. Sackville sollte nun mit seiner Cavalerie in die Lücke eindringen,

sich auf die entblößten feindlichen Flanken werfen und durch diese den unzweifelhaftesten Erfolg versprechende Bewegung den Sieg vollständig machen. Aus Neid gegen Ferdinand, dessen Kriegsruhm ihm ein Dorn im Auge war, gehorchte er jedoch dieser Weisung zuerst gar nicht, und erst nach den dringendsten Aufforderungen so spät, daß Contades und Broglie Zeit hatten, den Rückzug anzutreten, der jedoch trotzdem einer völligen Flucht ziemlich ähnlich sah.

Der Verlust der Franzosen war beträchtlich; er betrug 8000 Todte, Verwundete und Gefangene und 32 Geschütze. Ueberdies wurde ihnen auf dem Rückzuge der größte Theil der Bagage und die Kriegskasse von der nachsetzenden Cavalerie der Alliirten abgenommen, die ihrerseits nicht mehr als 1300 Todte und Verwundete zu beklagen hatten.

Ein anderer, nicht minder glücklicher Sieg, den der Erbprinz von Braunschweig an demselben Tage mit 10,000 Mann über ein abgesondertes französisches Corps unter dem Herzoge von Brisac bei Gohfeld, jenseit der Werra, davon trug, vermehrte die günstigen Folgen der Schlacht bei Minden; denn der Feind ging nun eiligst über die Weser zurück und sah sich genöthigt, ganz Hessen und Westfalen zu räumen. Minden ergab sich den Tag nach der Schlacht und die Alliirten, die den weichenden Franzosen unverdrossen nachrückten, erbeuteten in Paderborn, Bielefeld, Detmold ꝛc. eine ungeheure Menge von Proviant und Kriegsmaterial aller Art. Die Blokade von Lippstadt wurde aufgehoben, Cassel ging durch Capitulation über, ebenso die gutbefestigten Orte Marburg und Ziegenhain, so daß nur noch die Wiedereroberung von Münster übrig blieb, das Kriegsglück dieses Jahres zu vollenden. Der General Imhof führte auch dieses Unternehmen aus, obgleich ein feindliches Corps unter Armentières die bedrohte Stadt zu decken suchte. Nach einer sechstägigen Belagerung ging Münster am 20. Nov. in Folge einer annehmbaren Capitulation über, welche der Besatzung freien Abzug, je-

doch mit Zurücklassung der Geschütze, des Proviants und der Munition, gewährte.

Zwischen den beiden französischen Feldherren Broglie und Contades herrschte große Uneinigkeit; beide gaben sich wechselseitig den Verlust der Schlacht von Minden Schuld, die das Versailler Cabinet in Zorn und Bestürzung versetzt hatte. Man schickte von dort den alten Marschall Etrées in das Hauptquartier, um durch eine Aussöhnung diesem gefährlichen Zwiespalte ein Ende zu machen; als jedoch dessen Bemühungen gleichfalls scheiterten, wurde der Marschall Contades, der die meiste Hartnäckigkeit bewiesen hatte, zurückberufen und dem Herzoge von Broglie das uneingeschränkte Commando über die ganze Armee übertragen. — Broglie, der nunmehr freie Hand hatte, schien Willens, den Feldzug auch in den Wintermonaten fortzusetzen und durch irgend eine glückliche Unternehmung die Scharte von Minden auszuwetzen, vielleicht auch, um seine Erhöhung zu rechtfertigen. Die Alliirten boten ihm jedoch nicht die geringste Gelegenheit, vielmehr beschlossen sie ihrerseits die Ereignisse des diesjährigen Feldzuges durch die plötzliche Ueberrumpelung der Stadt Fulda, bei welcher der Herzog von Würtemberg mit 12,000 Mann im Lager stand. Der Erbprinz von Braunschweig drang mit einigen Cavaleriecorps in die Thore, nahm 1200 Mann gefangen und zerstreute alsdann auch die im Lager befindlichen Truppen. Nur die Schnelligkeit seines Pferdes rettete den Herzog von Würtemberg von der Gefangenschaft.

Wahrscheinlich würde der unermüdliche Ferdinand, der jetzt trotz der rauhen Jahreszeit Gießen blokirt hielt, dem Feinde keine Ruhe gegönnt haben, hätte nicht die Absendung jener 12,000 Mann, die der Erbprinz von Braunschweig nach dem Unglücke von Maxen dem Könige zuführen mußte, sein Heer allzusehr geschwächt. Die leichten Truppen, besonders die Freicorps, setzten bis in den Januar hinein den kleinen Krieg fort, erbeuteten Magazine, überfielen Transportzüge und machten in

verschiedenen Scharmützeln eine Menge Gefangene, bis endlich die außerordentliche Kälte die Führer beider Armeen zum Beziehen der Winterquartiere nöthigte. Die Alliirten nahmen diese in Westfalen und Hessen, die Franzosen aber an den Ufern des Mains und Rheins, so daß Ferdinand sich wiederum im Besitz aller Provinzen sah, welche er vor Beginn des Feldzuges inne gehabt hatte.

# Einundzwanzigstes Capitel.

Stimmungen und Verhältnisse der kriegführenden Mächte. — Das Treffen bei Landeshut.

Vier Jahre waren nun bereits verflossen, seit Friedrich II. durch seinen plötzlichen Einmarsch in Sachsen das Signal zu einem Kampfe gegeben hatte, der nicht anders als mit der Zertrümmerung der preußischen Monarchie enden zu wollen schien. So sehr waltete in diesem Kriege die Leidenschaftlichkeit bei den gegen den König verbündeten Machthabern vor und so wenig wurde den Grundsätzen und Anfoderungen einer vernünftigen, humanen Politik Gehör gegeben, daß mit der Ermüdung und mit der Schwierigkeit, immer neue Opfer zu bringen, die Erbitterung wuchs und der Gedanke, Friedrich's rasch erblühte Größe zu vernichten, in den Cabinetten von Wien, Petersburg und Versailles die einzige Rücksicht, der einzige leitende Grundsatz wurde. Unleugbare Thatsachen beweisen die Wahrheit dieser Behauptung. Oesterreich hatte im Herbste 1759 Gelegenheit, das Königreich Neapel ohne die mindeste Schwierigkeit in Besitz zu nehmen; denn nach dem Tode Ferdinands VI. von Spanien folgte dort der bisherige König von Neapel, während dessen unmündiger Sohn, Ferdinand IV., nunmehr Beherrscher beider Sicilien wurde. So eifrig Oesterreich von jeher nach der Erwerbung dieser Länder gestrebt hatte und so wenig Sympathieen es für die spanische und neapolitanische Dynastie hegte, ließ es dennoch den günstigen Augenblick vorübergehen, weil es um keinen Preis zu bewegen war, mit Friedrich II. Frieden zu schließen und mit Nach-

druck in Italien aufzutreten. Sowol Maria Theresia, wie der bedächtige, staatskluge Kaunitz würden zuverlässig jedem andern Kriege durch einen raschen Frieden ein Ende gemacht haben, um freie Hand gegen Neapel zu bekommen, dessen Besitznahme sich so leicht und in lockender Nähe zeigte; in diesem Falle aber und Friedrich gegenüber blieben die Rücksichten einer feinen Politik unbeachtet und man opferte Italien, für Oesterreich und das deutsche Kaiserthum überhaupt seit Jahrhunderten das Land der Verheißung, der beabsichtigten Wiedereroberung Schlesiens auf.

Auch die feindselige Gesinnung der Czarin Elisabeth gegen den König von Preußen hatte nichts an ihrer Schärfe und Entschiedenheit verloren. Weder die Vermittelungsversuche des englischen Hofes, noch die geheimen Unterhandlungen und Bestechungen, durch welche ein geschickter Agent Friedrich's bei dem russischen Staatsrathe friedfertigere Gedanken zu erwecken bemüht war, wurden irgendwie von Erfolg gekrönt; vielmehr beschloß man dort, den Krieg in dem kommenden Jahre nachdrücklicher zu führen, als es bisher geschehen war.

Daß man endlich in Versailles nichts weniger als versöhnlich gegen Preußen gesinnt war, ließe sich einfach aus dem Umstande schließen, daß Choiseul, Friedrich's erklärter Feind, noch immer allvermögender Minister, die Marquise Pompadour allvermögende Favorite war, wenn nicht überdies die gewaltsame und widerrechtliche Einkerkerung eines unmittelbar vom Könige nach Frankreich gesendeten Geschäftsträgers hinlänglich jene in neuester Zeit aufgestellten und hier und da durch unzulängliche und zweifelhafte Documente erläuterten Hypothesen über eine geheime französische Politik widerlegte. Man will wissen, Frankreichs feindseliges Auftreten gegen Preußen sei eigentlich nur scheinbar gewesen; man habe in Versailles von Anbeginn des Kriegs den Gedanken, das von je verhaßte Oesterreich auf Friedrich's Kosten zu vergrößern, entschieden von sich gewiesen und sogar den Befehlshabern der französischen Armee die geheime Weisung gegeben, so wenig als möglich Thatkraft zu entfalten und nichts Ernstes gegen Preußen zu unternehmen. Abgesehen davon, daß

ein Feldherr, der in den Kampf zieht und die Blicke Europas auf sich gerichtet sieht, schwerlich eine so schmachvolle, seine Thätigkeit lähmende und seinen Namen dem Tadel, ja dem Spotte aller Welt preisgebende Instruction annehmen würde, ersehen wir aus vielen Briefen und Botschaften, mit denen Richelieu, Clermont, Broglie und Contades das französische Ministerium förmlich bestürmten und in denen sie fortwährend auf Vermehrung und bessere Ausrüstung des Heeres drangen, wie ernsthaft sie ihrerseits den Krieg nahmen und wie eifrig sie nach Ruhm und glücklichen Erfolgen strebten.

Bei einer solchen Stimmung der gegen Friedrich verbündeten Mächte war wenig Hoffnung vorhanden, daß ein baldiger Friedensschluß der Welt die ersehnte Ruhe wieder schenken werde. Gleichwol glaubte der König, dem das wachsende Elend seines Volkes das Herz zerriß, keine Bemühungen scheuen zu dürfen, welche einen so segensreichen Zweck in Aussicht stellten. Er sowol wie der Beherrscher Englands boten den Gegnern offen die Hand zu Friedensunterhandlungen, und der ehemalige König von Polen, Stanislaus Lesczinsky, wünschte in seiner Hauptstadt Nancy in Lothringen den beabsichtigten Congreß versammelt zu sehen. Dazu aber kam es nicht. Mit England hätte jeder der verbündeten Höfe, und ganz besonders der französische, gern und willig Frieden gemacht, entschieden aber weigerte man sich, die preußischen Interessen in denselben einzuschließen. England aber hatte sich, wie wir wissen, tractatmäßig verpflichtet, keinen Separatfrieden einzugehen; so geschah es denn, daß alle desfallsigen, mit großer Lauheit geführten Unterhandlungen und die Sühnungsversuche Hollands und Lothringens fruchtlos blieben und bald ihr Ende erreichten.

Friedrich II. sah sich nun wieder in die traurige, aber gebieterische Nothwendigkeit versetzt, den unseligen Krieg fortzuführen. Wie es stets geschah, benutzte er auch diesmal die Zeit der Winterruhe zur Ausrüstung und Ergänzung seines Heeres, welches die schweren Unfälle des verflossenen Jahres um mehr als die Hälfte vermindert hatten. Hierbei stellte sich aber die Un-

möglichkeit, noch längere Zeit hindurch den Kampf fortzusetzen, mit erschreckender Deutlichkeit heraus, denn trotz der eifrigsten Rekrutirung, trotz der härtesten Bedrückung der feindlichen, von Preußen besetzten Lande, trotz der unablässigen Geschäftigkeit der Werber vermochte der König im Frühjahre 1760 nicht mehr als 90,000 Mann ins Feld zu stellen, mit denen er 200,000 Mann bekämpfen sollte — ein Verhältniß, dessen Ungleichheit geeignet war, auch die schüchternste Hoffnung auf einen endlichen Triumph des bedrängten Helden zu entmuthigen.

Es wäre den Preußen schon jetzt unmöglich gewesen, noch länger das Feld zu behaupten, wenn ihnen nicht Sachsen und Thüringen, zwei an Hülfsquellen reiche Länder, zu Gebote gestanden hätten. Freilich wurden sie bis aufs Blut ausgesaugt durch unaufhörliche Lieferungen und Contributionen aller Art, freilich wurde der Landmann vom Pfluge, der Handwerker aus seiner Werkstatt fortgerissen und zum Rekruten gemacht, freilich wurden die prächtigsten Wälder und Forsten niedergehauen und das Holz an lauernde Speculanten verkauft — aber nur diese gewaltsamen Maaßregeln, die Ausgeburten der höchsten Bedrängniß und eines Verzweiflungskampfes, vermochten jetzt den Untergang des preußischen Staates aufzuhalten und von dem Haupte seines großen Beherrschers die Schmach tiefer Demüthigung, das gänzliche Verderben abzuwehren. So hatte auch das Herzogthum Mecklenburg-Schwerin ein gleiches Schicksal, oder vielmehr das härteste von allen. Die Preußen hatten das kleine Ländchen gleich anfangs in Besitz genommen, weil dessen Fürst sich auf dem Reichstage von Regensburg als erbitterter Gegner Friedrich's bewiesen und eben so unklug als eifrig die Achtserklärung gegen seinen mächtigen Nachbar betrieben hatte. Die armen Unterthanen mußten nunmehr den politischen Mißgriff des Herzogs büßen und sahen sich in der That so lange den entsetzlichsten Bedrückungen ausgesetzt, bis die Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz sich bei Friedrich II. für das unglückliche Land verwendete, worauf denn bei dem Eintreiben der Contribution und dem Rekrutiren mit mehr Schonung und Menschlichkeit verfah-

ren wurde. Gleichwol ergaben am Ende des Kriegs angestellte Berechnungen, daß dem Herzogthume innerhalb der sieben Drangjahre nicht weniger als 16,000 Mann an Rekruten und 42 Millionen Thaler Brandschatzung abgepreßt worden waren.

Mit gespannter Erwartung blickte nun wiederum ganz Europa, als der Frühling die harten Bande des Winters zu sprengen begann, nach dem Kriegstheater und die große Mehrzahl der Bevölkerung aller Länder that es mit dem lebhaftesten Mitgefühl für Friedrich. Heldenmuth war stets der Schlüssel zum Herzen des Volkes und ein natürlicher Instinct heißt es, im harten Kampfe für Denjenigen Theilnahme äußern, der unerschütterlich gegen die Uebermacht sich wehrt und selbst im Unglück groß und herrlich dasteht. Darum war Friedrich's Name im Munde aller Nationen und sein Lob erscholl nicht minder laut von den Lippen der Völker, die gegen ihn zum Kampfe geführt wurden, als er im Herzen und in den Gesängen seiner Freunde lebte. Nirgend war der Krieg gegen Preußen so unpopulär und verhaßt, als bei den Franzosen, die ihre enthusiastische Bewunderung für den Helden offen und auf die mannichfachste Weise darlegten. Die Hartnäckigkeit, mit welcher das Versailler Cabinet der entschiedenen öffentlichen Meinung dennoch Trotz bot, dürfte die Annahme Derer, welche an den erbitterten Eifer Choiseul's und Louis XV. zweifeln, nicht besonders rechtfertigen. In Süddeutschland und der Schweiz wurde jeder neue Sieg Friedrich's mit lautem Jubel begrüßt, in Italien stellte man Wachskerzen vor sein Bild und machte ihn zu einer Art von Heiligen, und in Paris und London äußerte sich der Volkswitz in den trefflichsten und schärfsten Caricaturen, Spottliedern und Satiren, mit denen man ohne Scheu die verbündeten Mächte geißelte. — Damals aber war die öffentliche Meinung noch keine Macht, wie sie es heutigen Tages ist, wo die unumschränktesten Fürsten, die stolzesten Großen der Erde auf ihre Stimme hören, sich ihrem Urtheile, obwol oft genug mit Widerstreben, beugen müssen. Die Völker waren Zahlen, mit denen die Könige rechneten im Spiele ihrer Launen, und in den Bureau's der Minister und den Putzzimmern

der Courtisanen wurden die Fragen der Politik und mit ihnen das Wohl und Wehe von Millionen entschieden. Schon im März gab daher von Schlesiens Grenzen der Donner der Kanonen das Zeichen zum Wiederbeginn des großen Kampfes — zur Eröffnung des Feldzugs vom Jahre 1760.

---

Friedrich II. vermuthete mit Recht, daß die Verbündeten versuchen würden, ihn aus Sachsen und Schlesien zu verdrängen. Während er daher die Leitung der in Sachsen stehenden Truppen sich selbst vorbehielt, wurde der Prinz Heinrich beauftragt, Schlesien und die Oder gegen die Russen zu decken. Heinrich stellte zu diesem Behufe seine Armee in eine lange Postenkette auf, welche sich von dem Riesengebirge aus, wo bei Landeshut das Fouquet'sche Corps stand, längs den Flüssen Queis und Bober an der Oder hin, durch die Neumark bis nahe an die Ostsee erstreckte. In Oberschlesien stand der General Goltz Loudon gegenüber, der den festen Entschluß gefaßt hatte, nicht wie die Oesterreicher bisher stets gethan hatten, den Angriff des Königs abzuwarten, sondern den Feldzug in Schlesien selbst zu eröffnen.

Ein Ueberfall auf das nicht zahlreiche Goltz'sche Corps dünkte Loudon eine vortheilhafte und ermuthigende Einleitung zu diesem Vorhaben. Die Bewegungen des Feindes ließen jedoch den vorsichtigen preußischen General diesen Anschlag verrathen; er vermochte daher sich noch zeitig genug zurückzuziehen; nur das Infanterieregiment Manteufel wurde bei Neustadt von der feindlichen Cavalerie eingeholt und schien, da es völlig getrennt von den übrigen Truppen und auf einer freien Ebene marschirte, der Gefangenschaft nicht entgehen zu können. Loudon's Auffoderung, das Gewehr zu strecken, wurde jedoch von den Tapfern einstimmig verworfen; das Regiment bildete ein Quarré, nahm das Fuhrwerk, die Equipage rc. in die Mitte und setzte seinen Marsch fort. Nun erfolgten von der Cavalerie des Feindes die wüthendsten Angriffe, die aber durch das unerschütterliche Zusammenhalten und ein mörderisches Feuer dieser kleinen Anzahl Krieger mit

dem glücklichsten Erfolge zurückgeschlagen wurden. Zwei Meilen rückten sie, im fortwährenden Kampfe, vorwärts und gelangten endlich mit einem Verluste von nur 140 Mann nach Steinau, wo sie sich mit den übrigen Truppen wieder vereinigten.

Nach diesem mißlungenen Versuche ging Loudon noch einmal nach Böhmen zurück, wo er seine Armee bei Kostelez versammelte und erst am 30. Mai wieder in Schlesien einrückte. Seine Absicht war jetzt, die starke Festung Glatz zu belagern, deren Eroberung einen festen Stützpunkt für seine ferneren Operationen versprach.

Fouquet glaubte dies Unternehmen des Feindes hindern zu müssen, weshalb er eiligst sein Lager bei Landeshut verließ und in die Gegend von Schweidnitz marschirte. Loudon sah ein, daß die drohende Nähe der Preußen die projectirte Belagerung sehr erschweren, vielleicht unmöglich machen würde, und bemühte sich, den General Fouquet, den er in seiner vortheilhaften Stellung nicht anzugreifen wagte, durch künstliche Manoeuvres zum Rückzuge zu bewegen. Er gab sich nun die Miene, als beabsichtige er einen Streich gegen Breslau und erreichte seinen Zweck vollkommen, da Fouquet am 6. Juni plötzlich sich nach der Oder zu wendete und ganz in der Nähe von Breslau ein Lager bezog.

Durch diesen Rückzug erhielt Loudon nicht nur freie Hand, die Festung Glatz einzuschließen, sondern er konnte auch Fouquet's frühere Stellung bei Landeshut durch die Generale Janus und Geisruck besetzen lassen. Als die Nachricht hiervon in das Hauptquartier des Königs gelangte, zeigte sich dieser sehr ungehalten auf Fouquet und ließ ihm den Befehl zukommen, augenblicklich wieder nach Landeshut zurückzukehren. Es leiteten ihn bei dieser Weisung ganz besonders die Rücksichten, welche die damals reichen und äußerst gewerbthätigen Städte und Ortschaften des Riesengebirges erheischten, da der Ruin ihrer Industrie oder doch das Ausbeuten derselben durch den Feind in den Staatseinkünften eine empfindliche Lücke herbeizuführen drohte. — Fouquet brach nun ungesäumt wieder auf und nahm, nachdem er die beiden schwachen österreichischen Corps ohne Mühe vertrieben hatte,

seine alte Stellung auf den Bergen um Landeshut wieder ein; weil seine Abtheilung aber nur aus funfzehn schwachen Bataillonen, etwa 10,000 Mann, bestand, womit er ein Terrain besetzen mußte, dessen zweckmäßige Vertheidigung wenigstens 30,000 Mann erfodert hätte, sah er sich genöthigt, die Truppen so weit auseinander zu dehnen, daß sie voraussichtlich im Falle eines Angriffs sich nicht gehörig unterstützen konnten. Dieser gefährliche Uebelstand bewog Fouquet zu wiederholten Vorstellungen und Botschaften an den König, in denen er das Unsichere und Gewagte seiner Stellung schilderte und um Erlaubniß bat, dieselbe mit einer andern minder ungünstigen vertauschen zu dürfen. Allein Friedrich, der die Gebirgsstädte durchaus nicht ungeschützt lassen wollte, ertheilte einen abschläglichen Bescheid und Fouquet sah sich mit bangen Ahnungen seinem Schicksale überlassen.

Bald sollte sich dies erfüllen. Der nimmer rastende Loudon hatte kaum die Gebrechen der preußischen Stellung mit gewohntem Scharfblick entdeckt, als er auch schon entschlossen war, sie zu seinem Vortheile auszubeuten und einen kräftigen Angriff zu unternehmen. Er brach daher mit seiner Armee aus der Grafschaft Glatz auf, zog noch einige in Böhmen einzeln cantonnirende Corps an sich und erschien am 22. Juni, 31,000 Mann stark, vor Landeshut.

Die Preußen standen, wie wir schon erwähnten, auf mehrern durch tiefe Thäler und einzelne Waldgruppen getrennten Anhöhen, unter denen der Kirchberg, der Buchberg und Galgenberg die bedeutendsten waren. Fouquet hatte durch starke Verschanzungen, Verhacke rc. die geringe Anzahl und die im Verhältniß zu dieser viel zu weite Ausdehnung seiner Truppen möglichst zu ersetzen gesucht; der Angriff der Oesterreicher aber, welche am 23. Juni in vier Colonnen gegen den rechten und linken Flügel des Lagers zu gleicher Zeit anrückten, geschah mit solchem Ungestüm, daß der Feind sogleich zwischen den Bergen hindurchbrach und sich in den die verschiedenen Corps trennenden Zwischenräumen des Terrains festsetzte. Ein gewaltiges Artilleriefeuer unterstützte diese Bewegung und brachte den linken Flügel in Unord-

nung. Trotz des entschlossensten Widerstandes der Regimenter Fouquet und Wobersnow erstürmte der Feind den Buchberg und fiel nun die Preußen zu gleicher Zeit in der Front und im Rücken an, so daß es ihnen mit Mühe gelang, sich auf den niedrigern und nahe an der Stadt aufsteigenden Kirchberg zurückzuziehen. Auch die Verschanzungen auf dem Galgenberge wurden jetzt von 16 Bataillonen und 13 Schwadronen unter den Generalen Janus und Wolfersdorf angegriffen, jedoch ohne Erfolg. Mit wahrem Heldenmuthe wurden die Stürmenden jedes Mal zurückgeworfen und bis an den Bober hinunter getrieben, so daß es schien, als werde mit der Behauptung dieses wichtigen Punktes durch die Preußen das wohlvorbereitete Unternehmen Loudon's dennoch vereitelt werden. Dieser umsichtige Feldherr aber änderte sogleich seinen Angriffsplan auf eine zweckmäßige Weise; den so hartnäckig vertheidigten Galgenberg vor der Hand außer Acht lassend, theilte er seine Truppen in zwei Abtheilungen, welche von verschiedenen Seiten gegen den Kirchberg vorrückten. Eine Batterie von zwölf schweren Kanonen, die er auf einer dem erwähnten Berge gegenüberliegenden Höhe aufführen ließ, schleuderte Tod und Verderben auf die Preußen, die gleichwol fest entschlossen waren, sich in ihren Schanzen bis aufs Aeußerste zu wehren. Die erste feindliche Colonne, welche in der Front angriff, wurde auch in der That mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen; die zweite jedoch bemächtigte sich der am Fuße des Kirchberges liegenden Stadt und stürzte sich von dieser Seite aus mit wahrer Wuth auf die preußischen Regimenter. Es entstand ein blutiger Kampf; die Preußen fochten in ihren Verschanzungen wie Löwen, mußten aber dennoch weichen, als jetzt auch die erste feindliche Colonne ihren Angriff erneuerte und sie sich nun von einer dreifachen Uebermacht beinahe umzingelt sahen. Der wackere Fouquet aber verlor den Muth nicht. Er sammelte seine arg zusammengeschmolzenen Truppen auf dem Galgenberge und beschloß, sich durchzuschlagen und den Rückzug über den Bober zu erzwingen. Er rückte demgemäß ins Thal hinab, formirte hier ein Viereck und suchte im raschen Marsche den Fluß

zu erreichen. Wie ein Wettersturm stürzte jetzt die feindliche Cavalerie von allen Seiten auf die schon völlig Umzingelten los; aber wieder und immer wieder trieb sie ein verheerender Kugelregen zurück und machte es ihr trotz der äußersten Anstrengung unmöglich, in die geschlossenen Reihen des Vierecks einzudringen. Erst als auch Infanterie herbeieilte, um die unablässigen Versuche ihrer Reiterei zu unterstützen, nahm der Kampf eine für die Preußen rettungslos verderbliche Wendung. Ermattet vom heißen, achtstündigen Kampfe, ohne Pulver und Blei und nur noch auf das Bajonnett zur Vertheidigung angewiesen, wichen diese Tapfern dem erschütternden Anprall einiger österreichischer Regimenter und das Quarré, welches bisher sich wie vier eherne Mauern unerschüttert fortbewegt hatte, wurde durchbrochen. Die Cavalerie benutzte diesen verhängnißvollen Moment, brach wie ein Sturmwind in die entstandene Lücke und hieb nun mit Erbitterung in die auseinandergesprengten Truppen ein.

Jetzt war das traurige Schicksal der Preußen entschieden; noch wehrten sie sich im ungleichen Kampfe mit unerschrockenem Muthe, aber ohne Aussicht auf Rettung. Fouquet selbst, der mitten im Getümmel wie ein Held des Alterthums kämpfte, wurde verwundet und stürzte mit seinen von einem Flintenschusse getroffenen Pferde zu Boden. Er wäre unfehlbar getödtet oder von den Hufen der feindlichen Rosse zertreten worden, wenn nicht eine kleine Schaar treuer Soldaten sich um ihn gesammelt und den geliebten General vertheidigt hätte. Gleichwol wurde auch diese niedergehauen und nur die heroische Aufopferung seines Reitknechtes, der sich über ihn hinwarf und mit seinem Körper die Säbelhiebe der Reiter aufhielt, rettete Fouquet vom gewissen Tode. Er wurde endlich von einem Obristen des kaiserlichen Dragonerregiments Löwenstein erkannt und zum Gefangenen gemacht. Ein gleiches Schicksal hatte das ganze Corps. Der General Schenkendorf, welcher bisher mit der Reserve auf dem Galgenberge stehen geblieben war, suchte nun auch seinerseits den Bober zu erreichen und bildete ebenfalls ein Viereck. In der Eile des Marschirens aber geriethen dessen Flanken in Unord=

nung, die feindliche Cavalerie brach herein und wer sich nicht ergeben wollte, wurde niedergehauen. Der preußischen Reiterei endlich unter dem General Malochowsky ging es wenig besser; sie wurde bei dem Versuche, sich durchzuschlagen, hart mitgenommen, ein großer Theil mit dem General gefangen und kaum der Hälfte gelang es, Jauer zu erreichen und sich dort mit einigen hundert Mann Infanterie zu vereinigen.

So unglücklich endete das große Treffen bei Landeshut, welches dem König eine zahlreiche, aus Kerntruppen bestehende Heeresabtheilung und einen erprobten Anführer kostete — ein Verlust, der gleich beim Beginn eines neuen Feldzuges von den traurigsten Folgen sein konnte und jedenfalls wenig geeignet war, in Friedrich's Brust das Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang des Krieges zu stärken. — Loudon gestattete seinen Truppen, um sie für die im Kampfe bewiesene Tapferkeit zu belohnen, die Plünderung der wohlhabenden Stadt Landeshut und blieb noch mehrere Wochen unthätig im Gebirge stehen.

## Zweiundzwanzigstes Capitel.

Friedrich belagert Dresden. — Die Oesterreicher erobern Glatz und belagern Breslau vergeblich.

Der König hatte zwar den Entschluß gefaßt, sich in Sachsen nur auf die Vertheidigung zu beschränken und die Pläne des Feindes ruhig abzuwarten; als er aber im Anfange des Juni Nachricht von der drohenden Stellung erhielt, welche Loudon in Schlesien angenommen hatte, dünkte ihm seine Gegenwart in jener Provinz unerläßlich, denn er fürchtete Alles von der Klugheit und Thatkraft dieses genialsten seiner Gegner. Gleichwol stellten sich einem Marsche nach Schlesien beinahe unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Daun stand mit der kaiserlichen Hauptarmee bei Dresden im Lager, nicht weit davon bei Boxdorf ein starkes Armeecorps unter Lascy und auch die Reichstruppen waren im Begriff, die Gebirge zu beiden Seiten der Elbe wie im vorigen Jahre zu besetzen. Der König mußte nun erwarten, daß entweder die feindlichen Heere ihm nach Schlesien folgen würden, was ihn der Gefahr aussetzte, zwischen sie und das Loudon'sche Corps eingeschlossen zu werden, oder daß sie zurückblieben, wodurch ganz Sachsen in ihre Gewalt und der König vielleicht für immer um die Früchte eines vierjährigen Kampfes gekommen wäre. Nach reiflicher Ueberlegung entschied sich Friedrich für einen Operationsplan, der den österreichischen Feldmarschall nöthigen sollte, gleichfalls nach Schlesien zu gehen. — Am 14. und 17. Juni passirte die preußische Armee in zwei Abtheilungen in der Gegend von Meißen die Elbe und bezog am

folgenden Tage ein Lager bei Radeburg. Hierher hatte sich kurz vorher auch Lascy gewendet, den der König sogleich anzugreifen beschloß. Lascy wartete dies jedoch nicht ab, sondern zog sich näher auf die Hauptarmee zurück, deren durch Friedrich's Uebergang über die Elbe bedrohte Flanke er zu decken bestimmt war. Es galt nun, den Feldmarschall Daun aus seiner Stellung zu locken und um so mehr war der König darauf bedacht, da er inzwischen die Nachricht von Fouquet's Unglück bei Landeshut und der Einschließung von Glatz erhalten hatte; er durfte nicht länger säumen, durch seine Gegenwart in Schlesien das Gleichgewicht der Waffen wiederherzustellen.

Daun bequemte sich endlich, nachdem er sich von der ernstlichen Absicht der Preußen auf Schlesien überzeugt hatte, sein Lager bei Dresden aufzuheben und Friedrich zuvorzukommen. Er ging demnach gleichfalls über die Elbe und blieb dem Könige, der auf der großen Straße über Bischofswerda und Bautzen vorrückte, erst zur Seite, überholte ihn dann aber und eilte in raschen Märschen über Reichenbach und Görlitz bis an den Bober, wo er bei Bunzlau die Preußen in einer festen Stellung ruhig zu erwarten und ihnen den Weg zu verlegen beschloß.

Friedrich hatte ein so schnelles Vorrücken des Feldmarschalls nicht vermuthet; wie aber sein Scharfblick jeden Umstand, ja auch ein anscheinend ungünstiges Ereigniß zu seinem Vortheile und zur Grundlage neuer Pläne zu benutzen wußte, so auch hier. Er beschloß plötzlich Kehrt zu machen, den General Lascy, der ihm mit seinen Corps stets in gemessener Entfernung gefolgt war, anzugreifen und das nur noch von den wenig zu fürchtenden Reichstruppen gedeckte Dresden zu belagern. Gesagt, gethan! Lascy, der sich gemächlich der Stadt Bautzen näherte, traute seinen Augen nicht, als er hier die preußische Armee in Schlachtordnnng fand und auf sich losgehen sah. Er war nun von Daun völlig getrennt und machte sich in großer Eile und Bestürzung auf den Rückweg nach Dresden, heftig verfolgt vom Könige, der ihn durchaus zur Schlacht nöthigen wollte, aber vergebens. Es blieb bei einigen Scharmützeln; Lascy erreichte

Dresden und nahm am 10. Juli, nachdem er die Elbe passirt, ein Lager bei Großsedlitz. Die Armee des Königs ging ihrerseits am 13. Juli auf zwei Brücken bei Kaditz über die Elbe und traf Anstalten, sogleich die Reichstruppen anzugreifen, die jedoch freiwillig das Feld räumten und sich mit Lascy vereinigten.

Nunmehr begann sogleich die Belagerung; die Preußen vertrieben die österreichischen leichten Truppen aus dem großen Garten und bezogen auf den Höhen ein Lager, während der Prinz von Holstein sich auf der Seite der Neustadt festsetzte. Der Commandant, General Maquire, wurde aufgefodert, sich zu ergeben, und als er abschläglich antwortete, steckte man die Pirnaische Vorstadt in Brand und legte in der Nacht des 14. Juli die erste Batterie an. Am andern Tage begann das Feuern, jedoch erwartete man noch das schwere Geschütz von Magdeburg, um die Belagerung nachdrücklicher zu eröffnen.

Inzwischen hatte Daun den König in Schlesien von Tage zu Tage erwartet; wie groß war daher seine Ueberraschung, als am 13. Juli die Nachricht einlief, die Preußen ständen vor Dresden. Er brach nun eilfertig auf, der bedrängten Residenz zu Hülfe zu kommen, und traf am 19. schon beim sogenannten weißen Hirsch, nahe an der Neustadt ein. Der Prinz von Holstein ging nun über die Elbe zurück, während General Tettenborn ein Gefecht mit der österreichischen Avantgarde zu bestehen hatte, bei dem er 700 Mann und 2 Kanonen einbüßte. Daun aber war nunmehr im Stande, von der Neustadt aus eine ungestörte Verbindung mit der Stadt selbst zu unterhalten und die Besatzung derselben nach Gefallen abzulösen oder zu verstärken — ein Umstand, der die Hoffnung der Preußen auf einen erfolgreichen Ausgang der Belagerung sehr verminderte. Gleichwol glaubte der König, es werde der Commandant zu viel Rücksicht auf die Erhaltung der prächtigen Hauptstadt eines verbündeten Fürsten nehmen, als daß er sie der zerstörenden Wirkung eines Bombardements auf die Länge preisgeben werde. Als daher das schwere Geschütz angelangt war, eröffnete man sogleich ein furchtbares Feuer auf die Stadt, um dem General Maquire zu zeigen, wes-

sen er und die Residenz sich bei einer hartnäckigen Vertheidigung zu versehen hätten. Ein Regen von Bomben prasselte unaufhörlich auf die Dächer der Altstadt nieder und richtete unendlichen Schaden an. Die Menge von Granaten und glühenden Kugeln, mit welchen die unglückliche Stadt überschüttet wurde, setzte die ansehnlichsten Häuser und Paläste in Flammen und erhöhte die Angst und Bedrängniß der Einwohner, die sich entweder in die Erdgeschosse und Kellergewölbe verbargen oder mit den nothwendigsten Habseligkeiten beladen aufs Land flüchteten. Dabei beging die österreichische Besatzung selbst die ärgsten Excesse, plünderte die leerstehenden Häuser und zeigte sich so verwildert und ohne Disciplin, daß es den Generalen nur durch unausgesetzte Anwendung der härtesten Strafen möglich wurde, die Ordnung einigermaaßen herzustellen.

Die Unbedachtsamkeit des Commandanten, der von dem Thurme der Kreuzkirche, wo einige kleine Kanonen standen, auf die Belagerer feuern ließ, führte die Zerstörung dieses prächtigen Gotteshauses herbei; denn es wurde nun die Zielscheibe mehrerer Mörserbatterien, deren Kugeln erst den Thurm, dann das Dach der Kirche völlig zerschmetterten. Ein gleiches Schicksal traf viele der schönsten und weitläufigsten Gebäude Dresdens; denn eben auf sie war es hauptsächlich abgesehen, um Maquire zur ungesäumten Capitulation zu zwingen. Die Feuersbrünste mehrten sich auf eine erschreckende Weise und die Trümmer der eingestürzten Häuser versperrten die menschenleeren Straßen und Plätze, so daß Dresden in wenig Tagen schon einen kläglichen, herzzerreißenden Anblick darbot.

Vergebens strebte Maquire durch häufige Ausfälle das Feuer der Belagerer zum Schweigen zu bringen. Zwar glückte es den Oesterreichern bisweilen, in die Laufgräben zu gelangen und einige Geschütze zu vernageln, sie wurden aber stets wieder vertrieben und das Bombardement nahm seinen ungestörten Fortgang. Daun beschloß daher, auf andere Weise den König zur Aufhebung der Belagerung zu nöthigen. Er wollte ihn nämlich auf den Anhöhen, wo er mit seiner Armee im Lager stand, um die

Beschießung Dresdens zu decken, plötzlich in Verbindung mit Lascy's Corps und den Reichstruppen überfallen und wenn immer möglich, ein zweites Hochkirch herbeiführen. Zu dem Ende ließ er in aller Stille zwei Brücken über die Elbe schlagen und wartete auf einen günstigen Zeitpunkt. Friedrich aber erhielt von Daun's Anschlage Kunde und war stets auf seiner Hut. Gleichwol wäre es dennoch einmal dem Feinde beinahe geglückt, das Lager zu überrumpeln und den König gefangen zu nehmen; die Schnelligkeit jedoch, mit welcher die Preußen sich sogleich formirten und den Angreifern entgegenrückten, ließen den Ueberfall mißlingen und bewogen Daun, von seinem Vorhaben abzustehen. Er war überzeugt, daß die Belagerung ohnehin in Kurzem aufgehoben werden müßte, denn im preußischen Lager war durch den Verlust eines von den Oesterreichern aufgefangenen Transports bereits ein bedenklicher Mangel sowol an Lebensmitteln als an Munition eingetreten. Nur noch einen Versuch machte er, das Ende des entsetzlichen und unverändert fortwüthenden Bombardements herbeizuführen. Er ließ am 23. Juli um Mitternacht den General Angern mit 9 Bataillonen und 5 Schwadronen die Belagerer in den Laufgräben angreifen. Es geschah dies mit solchem Ungestüm, daß mehrere bei den Batterien stehende Regimenter trotz tapferer Gegenwehr zurückgeworfen und die Geschütze vom Feinde erobert wurden. Jedoch hatten sie nicht Zeit, dieselben fortzubringen, denn die Preußen, die sich rasch gesammelt hatten, drangen wieder vor, schlugen nach einem blutigen Gefecht den Feind in die Flucht und setzten sich wieder in Besitz ihrer Batterien. — Bei dieser Gelegenheit mußte das Regiment Bernburg, ein wackeres, noch von dem alten Dessauer errichtetes Corps, einen Ausbruch der Mißstimmung und der übeln Laune des Königs erfahren. Seiner Meinung nach hatte es sich feig benommen und wurde deshalb zu einer schweren, entehrenden Strafe verurtheilt. Den gemeinen Soldaten wurden die Seitengewehre abgenommen, den Offizieren die goldene Tresse vom Hute getrennt und ihnen überdies der Abschied verweigert, den sie, aufs Tiefste verletzt und gekränkt, sämmtlich gefordert

hatten. Nur die Rücksicht auf die schreckliche, durch die Aussicht auf den nahen Untergang und durch eine fortwährende Kette von Unglücksfällen herbeigeführte Gemüthsstimmung des Königs läßt eine so harte und überdies erwiesener Maßen ungerechte Maaßregel gegen treue, muthige Krieger wenn nicht entschuldigen, doch erklären.

Wie Daun vorausgesehen hatte, überzeugte sich Friedrich immer mehr von der Fruchtlosigkeit der Belagerung und hatte bereits Anstalten zu deren Aufhebung getroffen, als das Anlangen einer neuen Hiobspost, die Kunde von der Eroberung der Festung Glatz durch die Oesterreicher, dies Vorhaben beschleunigte und zur Nothwendigkeit machte. Am 29. Juli wurde das Geschütz abgefahren und mit sämmtlichem Heergeräthe nach Meißen zurückgeschickt; in der Nacht vom 30. zum 31. folgte die ganze Armee in 3 Colonnen und bezog ein festes Lager hinter Meißen, während die nöthigen Brücken über die Elbe geschlagen wurden.

So sah sich denn Dresden nach dreiwöchentlicher Drangsal von den Schrecken einer Belagerung befreit, die der Stadt ungeheuern Schaden verursacht hatte. Sechs Kirchen, 416 stattliche Häuser und öffentliche Gebäude lagen in Schutt und Trümmer und fast eben so viele waren mehr oder minder beschädigt. Viele Jahre verflossen, ehe Dresden sich von den Folgen dieser Belagerung erholen und wieder zu dem frühern Wohlstande, der frühern Pracht und Anmuth gelangen konnte.

Daun richtete nun vor Allem sein Augenmerk darauf, dem Könige den Marsch nach Schlesien soviel als möglich zu erschweren. Er rückte mit seiner Armee nach Bischofswerda, während Lascy die Elbe abwärts in die Gegend von Uebigau marschirte. Die Generale Beck und Rieder aber wurden mit leichten Truppen abgeschickt, um die Brücken über die Spree, die Neisse und den Queis zu zerstören und die Straßen, welche durch die Wälder der Niederlausitz führen, durch Verhacke u. s. w. unwegsam zu machen.

Der Verlust von Glatz machte auf den König einen tiefen Eindruck. Es war nächst Magdeburg die stärkste Festung in sei-

nen Staaten und vermöge seiner Lage mitten in dem Grenzgebirge zwischen Böhmen, Mähren und Schlesien von der äußersten Wichtigkeit. Loudon hatte, wie wir wissen, gleich beim Beginn des Feldzuges die Eroberung dieses Platzes beschlossen und sah sich nach der Schlacht bei Landeshut in Stand gesetzt, dies Vorhaben ungestört zu verfolgen. General Harsch, der mit der Belagerung beauftragt war, erwartete nur die Ankunft des schweren Geschützes von Olmütz, und als dies am 16. Juli eingetroffen war, wurden sogleich die Laufgräben eröffnet. Am 25. Juli kam Loudon selbst an und nun begann die Beschießung.

Leider war diese herrliche Festung, deren großartige, in Felsen gehauene Werke jeder Belagerung zu spotten schienen, vom Könige hinsichtlich des Commandanten und der Besatzung auf eine unverantwortliche Weise vernachlässigt worden. Ersterer war ein Obrist d'Oo, ein Mann ohne alles kriegerisches Verdienst und ein Feigling; letztere bestand nur aus 2500 Mann, zum Theil Ausländer und schlechtes Gesindel, zum Theil gefangene und zum preußischen Dienste gezwungene Sachsen. Die traurigen Folgen dieser unbegreiflichen Verwahrlosung einer Festung ersten Ranges ließen nicht auf sich warten. Die Oesterreicher hatten kaum begonnen, eines der starken und weitläufigen Außenwerke, welche vor dem bedeckten Wege liegen, zu beschießen, so nahm die Besatzung desselben Reißaus und floh in die Stadt zurück, worauf die Belagerer den so leicht gewonnenen Posten besetzten. Von hier aus gewahrten Nachmittags 1 Uhr einige kaiserliche Grenadiere, daß die im bedeckten Wege stehenden Schildwachen vor Hitze und Ermattung eingeschlafen waren. Sogleich gab nun Loudon den Befehl, mit einigen Bataillonen Sturm zu laufen. Der Feind drang ohne Widerstand in den bedeckten Weg; einige Piquets, welche Lärm machten und zu den Gewehren griffen, wurden in die Hauptwerke zurückgetrieben und mit ihnen zugleich drang der Feind in die Stadt. Hier zeigte sich das Bild der entsetzlichsten Unordnung. Die Soldaten warfen theils aus Feigheit, theils weil sie die Oesterreicher als Brüder und Befreier begrüßten, die Waffen weg; ein Fort, welches einige brave Compagnien

zu vertheidigen versuchten, wurde von den siegestrunkenen Feinden mit Sturm genommen und nun beeilte sich der Obrist d'Do, die unüberwindliche, mit Munition und Proviant überreichlich versehene neue Citadelle ohne Capitulation auf Gnade und Ungnade zu übergeben. So waren die Oesterreicher fast ohne Blutvergießen und gleichsam spielend in Zeit von einigen Stunden in den Besitz einer Festung gelangt, die Loudon im glücklichsten Falle nicht unter ein paar Monaten und nur mit schweren Opfern zu erwerben gehofft hatte.

Von diesem neuen Beweise seines Kriegsglückes aufgemuntert, übernahm es der österreichische Feldherr, nun auch Breslau, die Hauptstadt der Provinz, zu belagern oder vielmehr durch ein nachdrückliches Bombardement zur ungesäumten Uebergabe zu zwingen. Am 31. Juli erschien er mit 50,000 Mann vor der Stadt und bot dem Commandanten, General v. Tauenzien, eine vortheilhafte Capitulation an. Tauenzien aber, ein ergrauter, von den höchsten Begriffen von Ehre beseelter Kriegsheld, gab eine entschieden ablehnende Antwort, obwol seine Lage schlimmer und gefährlicher war, als Loudon selbst ahnen mochte. Die Besatzung war kaum 8000 Mann stark und bestand, wie in Glatz, zu zwei Drittheilen aus Ueberläufern, unzuverlässigen Fremden und Invaliden; nur in die 1500 Mann starke königliche Leibgarde, deren Chef Tauenzien war, durfte er uneingeschränktes Vertrauen setzen. Es läßt sich ermessen, mit welchen Schwierigkeiten die Vertheidigung weitläufiger Festungswerke bei einer so geringen Besatzung verbunden war, die überdies noch gegen 8000 österreichische, jede Gelegenheit zum Aufstande und zur Befreiung willkommen heißende Kriegsgefangene zu bewachen hatte. Tauenzien aber war, wie gesagt, ein Mann von unerschütterlichem Muthe und hoffte überdies auf die Ankunft des Königs oder des Prinzen Heinrich.

Loudon hatte sich seinerseits das Unternehmen doch allzuleicht vorgestellt. Es fehlte ihm bei seiner Ankunft vor Breslau an Belagerungsgeschütz und Munition, und obwol die Stadt keine Festung ersten Ranges war, machten die breiten, mit der Oder

und Ohlau in Verbindung stehenden Wallgräben einen Sturm unmöglich. Er versuchte deshalb wiederholt den Weg gütlicher Unterhandlung und scheute sich nicht, die Bürgerschaft der Stadt zum Verrath einzuladen und sie dadurch, daß er ihnen die schrecklichen Folgen eines Bombardements aus 45 Mörsern vorstellte, zur Oeffnung der Thore zu bewegen. Aber auch hier fand er nicht die geringste Sympathie für seine Vorschläge, und wenn Archenholtz in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges bei dieser Gelegenheit von „den vielen tausend zur Empörung geneigten Bürgern einer großen Stadt" spricht, so ermangelt diese Verdächtigung der Breslauer Bürgerschaft von 1760 jeglicher historischen Begründung.

Am 1. August Abends 10 Uhr begann nun das angedrohte Bombardement und richtete in der That beträchtlichen Schaden an. Das königliche Palais und eine Menge anderer Gebäude gingen in Flammen auf, ohne daß jedoch, Dank den vortrefflichen Anstalten des Commandanten, der Brand und die Zerstörung allgemein geworden wären. Loudon sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht und dachte, als er von dem Herannahen des Prinzen Heinrich Kunde erhielt, ernstlich an die Aufhebung der Belagerung. Zuvor ließ er Tauenzien noch einmal durch den Obrist Rouvroy zur Uebergabe auffodern, wobei er sich besonders auf die nahe bevorstehende Ankunft einer 75,000 Mann starken russischen Armee stützte. Der Commandant aber wies diese mit in der That äußerst ehrenvollen Bedingungen verbundenen Vorschläge eben so entschieden ab, als die frühern, und da Rouvroy erklärte, die Belagerung werde nunmehr mit dem nachdrücklichsten Ernste fortgeführt werden, erwiderte er, daß er durchaus nichts Anderes erwarte.

Der Prinz Heinrich war inzwischen nahe herbeigekommen. Er hatte von Beginn des Feldzuges an längs der Warthe und Oder gegen die Russen operirt und war, als Soltikow von Posen aus auf Loudon's dringende Auffoderung nach Breslau zu rückte, bei Glogau über die Oder gegangen. Es lag ihm Alles daran, die bevorstehende Vereinigung der Russen und Oesterrei-

cher zu verhindern; deshalb ging er in Eilmärschen auf Breslau los und nöthigte Loudon in der That, schon nach fünf Tagen, am 4. August, die Belagerung wieder aufzuheben. Tauenzien's Standhaftigkeit hatte dem Könige in der mißlichsten Lage die Hauptstadt Breslau und mit ihr die ganze Provinz gerettet — ein Verdienst, welches das auf einem der prächtigsten Plätze Breslaus zu Tauenzien's Gedächtniß errichtete Marmordenkmal noch der spätesten Nachwelt verkünden wird.

Loudon ging nach Aufhebung der Belagerung über das Schweidnitzer Wasser zurück und bezog bei Kanth ein festes Lager. Der Prinz Heinrich aber trieb einige an der Katzbach aufgestellte feindliche Corps vor sich her und lagerte sich am 8. August unter den Kanonen von Breslau. An demselben Tage erschien auch die russische Armee, die von den jüngsten Vorgängen und dem Eintreffen Heinrich's nichts wußte, vor der Hauptstadt, um sich laut getroffener Verabredung mit Loudon zu vereinigen. Soltikow wußte nicht, wie ihm geschah, als er hier, anstatt der erwarteten Bundesgenossen, eine preußische Armee antraf, die ihn mit Kanonenkugeln bewillkommnete. Seine Erbitterung war grenzenlos, denn er glaubte sich von dem österreichischen Feldherrn, den er gründlich haßte, geäfft und wiederum war es hier die Beredtsamkeit des französischen Agenten Montalembert, die ihn von dem Entschlusse, augenblicklich nach Polen zurückzugehen, abbrachte und ihn veranlaßte, in der Nähe vou Breslau, bei Weigelsdorf, stehen zu bleiben. — Prinz Heinrich sah sich durch die unmittelbare, gefahrdrohende Nähe der Russen gleichfalls veranlaßt, im Lager bei Breslau zu verweilen und vor weitern Unternehmungen erst Kunde von der Armee des Königs abzuwarten.

# Dreiundzwanzigstes Capitel.

Friedrich's Zug nach Schlesien. — Die Schlacht bei Liegnitz.

Inzwischen war der König aus seinem Lager bei Meißen aufgebrochen und am 1. August über die Elbe gegangen. Der Entschluß, nach Schlesien zu marschiren, konnte nicht länger aufgeschoben werden, obwol Friedrich die Schwierigkeiten und die drohenden Gefahren, welche diesem Unternehmen entgegenstanden, durchaus nicht verkannte. Der Feldmarschall Daun und Lascy erwarteten nur den Augenblick, wo die Preußen sich von der Elbe entfernen würden, um ein Gleiches zu thun, und hegten die feste Zuversicht, des Königs kleiner Armee auf dem weiten, beschwerlichen Wege so viel Schaden zuzufügen, daß sie Schlesien nur erreichen sollte, um dort vollends von allen Seiten umstellt und aufgerieben zu werden.

Während also die Preußen am diesseitigen Ufer der Elbe einen Tag rasteten, um sich von den angestrengten Mühen der letzten Woche zu erholen, ging Daun mit der Hauptarmee nach Bautzen, Lascy aber blieb mit einem starken Corps zurück, um, sobald der König aufbrechen würde, hinter ihm herzuziehen. So geschah es auch, und der Zug dieser drei Armeen gewährte in den Tagen vom 3. bis 8. August einen eigenthümlichen Anblick. Dem feindlichen Hauptheere unter Daun folgte in der Entfernung von zwei bis drei Stunden die Armee des Königs, der wiederum Lascy auf den Fersen nachrückte. Friedrich selbst schildert diesen in der Kriegsgeschichte aller Völker unerhörten Zug

mit den Worten: „Hätte ein Fremder den Marsch dieser verschiedenen Heeresabtheilungen beobachtet, so würde er leicht zu dem Glauben veranlaßt worden sein, daß sie sämmtlich von Einem Anführer befehligt würden. Er hätte die Armee des Feldmarschalls Daun für die Avantgarde, die des Königs für das Hauptheer und das Corps des Generals Lascy für den Nachtrab gehalten.“ — Da nun überdies fünf größere und eine Menge kleiner Gewässer zu überschreiten und sämmtliche Brücken durch die Oesterreicher unter Beck vorher zerstört worden waren, hätte man meinen sollen, es müsse dem Feinde ein Leichtes sein, den König in irgend einer ungünstigen Position anzugreifen und zu schlagen, oder doch seinen Plan, Schlesien zu erreichen, völlig zu vereiteln. Es blieb jedoch bei unbedeutenden Vorpostengefechten und Daun, den nur der Anschein des sichersten Erfolges oder unvermeidliche Nothwendigkeit zu einem entscheidenden Schlage bewegen konnte, glaubte diesen um so eher hinausschieben zu dürfen, da in Schlesien Loudon, und, wie er wenigstens vermuthete, auch Soltikow bereit standen, um mit ihm die verwegenen Preußen so zu umstellen, daß es ihnen unmöglich werden sollte, aus diesem starkgeschürzten Netze zu entkommen.

Das sonderbare Schauspiel dieses Marsches währte, bis man die damalige Grenze Schlesiens, den Bober bei Bunzlau, erreicht und somit in fünf Tagen zwanzig Meilen zurückgelegt hatte. Hier bezog der König ein Lager, während Daun einen Entwurf vorbereitete, dessen Zweck kein anderer war, als den Preußen den Weg nach Breslau und Schweidnitz zu versperren und ihre Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich zu verhindern. Der Plan wurde eben so klug und umsichtig ausgeführt, als er angelegt war. Loudon mußte jetzt zu Daun stoßen und die ganze österreichische Armee stellte sich hinter der Katzbach auf und zwar so, daß die Generale Beck und Lascy die Straße über Goldberg und durch das Gebirge verlegten, während Daun und Loudon die Katzbach zwischen Goldberg und Liegnitz besetzten.

Der König war seinerseits entschlossen, Schweidnitz oder Breslau zu erreichen, und mußte, um dies zu vollbringen, die

Katzbach passiren. Als er sich am 9. August in Marsch setzte, waren ihm die inzwischen stattgehabten Bewegungen des Feindes noch unbekannt, und er glaubte deshalb auf der geraden Straße nach Goldberg vorrücken zu können. Der unvermuthete Anblick des Beck'schen Corps aber, welches in Schlachtordnung auf den mit Batterien bespickten Goldberger Höhen stand, überzeugte den König, daß es unmöglich sei, in dieser Richtung durchzubrechen. Er zog nun an der Katzbach entlang, in der Hoffnung, den Uebergang bei Liegnitz noch unbesetzt zu finden; hier aber traf er auf die Hauptarmee unter Daun, die, obwol der König dicht an der Stadt sich lagerte, keine Miene machte, zurückzugehen.

Die Lage Friedrich's war nun mehr als kritisch und es schien, als könne die ersehnte Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich nur durch eine Schlacht bewerkstelligt werden, der der König jedoch wegen der Schwäche seiner Streitkräfte, 30,000 Mann gegen 90,000, so lange als möglich auszuweichen bemüht war. Er machte daher einen letzten Versuch, den Feind zu umgehen und durch die Gebirge vorzudringen. Diesmal erreichte er seinen Zweck. Lascy, der südlich von Goldberg stand und diese Seitenbewegung des Königs nicht vermuthet hatte, wurde durch das plötzliche Erscheinen der Preußen überrascht und hatte kaum Zeit, sich nach Jauer zurückzuziehen; der größte Theil seines Gepäcks jedoch fiel in die Hände der Ziethen'schen Husaren. Friedrich konnte nun allerdings die Katzbach passiren, machte aber bald die traurige Entdeckung, daß damit durchaus noch nichts gewonnen war; denn Daun hatte kaum den Marsch des Königs erfahren, als er seiner ganzen Armee rasch eine rückgängige Bewegung machen und sich, wie vorher hinter der Katzbach, so jetzt hinter der wüthenden Neisse, einem mit steilen Ufern versehenen, durch ein bergiges Terrain strömenden Nebenflusse der ersteren, aufstellen ließ. Dadurch war dem Könige aufs Neue der Weg versperrt und zwar auf eine Weise, daß er nicht länger hoffen durfte, Schweidnitz oder Breslau ohne eine Schlacht zu erreichen. Diese Thatsache, vor Allem aber der zu Ende gehende Vorrath

von Lebensmitteln veranlaßten ihn, umzukehren und wieder über die Katzbach zurückzugehen. In der Nacht des 12. August wurde dieser wegen der Nähe des Feindes äußerst gefährliche Marsch glücklich und ohne Verlust ausgeführt und am 13. August rückte die preußische Armee wieder in ihr früheres Lager bei Liegnitz. Ein Gleiches thaten die Oesterreicher und nun war von Tag zu Tag ein entscheidendes Zusammentreffen zu erwarten.

Das preußische Lager war kein vortheilhaft gewähltes und der König selbst hatte nicht die Absicht, länger in demselben stehen zu bleiben, als einige Tage. Er war Willens, die Katzbach entlang zu marschiren bis Parchwitz, in dessen Nähe sie sich in die Oder ergießt und wo sie die Straße von Glogau nach Breslau durchschneidet. Durch diese Bewegung erleichterte er einerseits die so nöthige Proviantzufuhr aus Glogau, anderseits durfte er hoffen, den rechten Flügel des Feindes umgehen und Breslau erreichen zu können, obwol auf Daun's dringende Auffoderung bereits ein russisches Corps unter Czernitschef über die Oder gegangen war, um auch diesen Ausweg zu versperren.

Der Feldmarschall Daun hatte mit großem Scharfblick einen Theil dieses Planes errathen und beschloß nun, den rastlosen Versuchen des Königs, die österreichische Linie zu umgehen, durch einen nächtlichen Ueberfall ein Ende zu machen. Es bewog ihn dazu sowol die schlechte Beschaffenheit des preußischen Lagers, als auch besonders die Besorgniß vor der Armee des Prinzen Heinrich, die ihm sehr leicht von Breslau aus in den Rücken fallen und mit einem Schlage seine kunstvollen Combinationen vereiteln konnte. Er entwarf nun einen Angriffsplan, der in der That trefflich war und das sicherste Gelingen versprach. Loudon sollte noch vor Tagesanbruch den linken Flügel der Preußen anfallen, während Daun die Katzbach passiren und zu gleicher Zeit auf den rechten Flügel stürzen wollte. Der König wäre dann im Falle einer höchst wahrscheinlichen Niederlage nicht nur von Breslau und Schweidnitz, sondern auch von Glogau abgeschnitten gewesen und würde in die hoffnungsloseste Lage versetzt worden sein.

Friedrich selbst aber war so überzeugt, daß man die günstige Gelegenheit, ihn anzugreifen, nicht versäumen werde, daß auch er seinerseits in der Nacht vom 14. zum 15. August seine Stellung verließ und seine Armee über das Schwarzwasser führte, einen ziemlich breiten, sumpfigen Fluß, der in die Katzbach mündet. Damit man im österreichischen Lager diese Bewegung nicht gewahr werde, mußten die Wachtfeuer von Bauern unterhalten und von einigen zurückgelassenen Husarenpatrouillen das übliche Anrufen der Feldwachen fortgesetzt werden. In tiefer Stille stellte der König die Truppen jenseit des Schwarzwassers auf den Anhöhen von Pfaffendorf in Schlachtordnung und setzte sich, nachdem er einige Corps zur Beobachtuug des Feindes ausgeschickt hatte, bei einem Wachtfeuer auf eine Trommel nieder, mit Ungeduld den Anbruch der Morgendämmerung erwartend.

Durch die Veränderung seiner Stellung und den Uebergang über das Schwarzwasser war der König eine gute Strecke in derselben Richtung vorgerückt, von welcher her Loudon sich in Bewegung setzte, um das preußische Lager, das er noch auf dem alten Flecke vermuthete, anzugreifen. Um 3 Uhr früh kamen von allen Seiten die ausgeschickten Patrouillen mit der Nachricht zurück, der Feind sei in drei Colonnen über die Katzbach gegangen und rücke sorglos gerade auf den preußischen Flügel los, von dessen Nähe Loudon freilich keine Ahnung hatte, da, wie gesagt, das frühere preußische Lager noch über eine Stunde weit zurücklag. Jetzt kam reges Leben in die schweigenden Reihen der Schlachtordnung und die Schlacht bei Liegnitz begann.

Loudon war eben im Begriff, zwischen den Dörfern Bienowitz und Panthen durchzugehen und eine bei dem erstern Dorfe liegende Anhöhe zu besetzen, als das Rasseln im Gallopp herbeieilender Batterien und das Erscheinen einer starken Abtheilung Cavalerie ihn staunend die unerwartete Nähe der Preußen vermuthen ließen. Der König nämlich ließ in diesem Augenblicke zehn schwere Zwölfpfünder auf jener Anhöhe auffahren und seine ganze Cavalerie gegen Panthen anrücken. Ehe Loudon Zeit hatte, seine Truppen diesen wie aus der Erde hervorgewachsenen

Feinden gegenüber zu formiren, sauste ein furchtbarer Kartätschenhagel aus jener verderblichen Batterie auf sie ein und brachte eine mörderische Wirkung hervor. Einen Augenblick wichen die Oesterreicher bestürzt zurück; Loudon aber war nicht der Mann, der im Moment der Gefahr und im Getümmel der Schlachten die Gegenwart des Geistes verlor. Er sah, daß es nicht mehr Zeit war, sich zurückzuziehen, denn im dämmernden Zwielichte des Morgens erblickte er die Armee des Königs, die er vom tiefen Schlummer gefesselt unter ihren Zelten zu überraschen gehofft hatte und die nun in voller Schlachtordnung sich auf den Höhen vor ihm ausbreitete. Ueberdies erwartete er, daß Daun nicht säumen werde, den König seinerseits anzugreifen, sobald er das Lager desselben leer gefunden und den Kanonendonner gehört haben würde. Er warf nun eine starke Macht in das Dorf Panthen, ehe die preußische Cavalerie Zeit hatte, es zu besetzen, und ließ mehrere Regimenter im Sturmschritt gegen die Bienowitzer Höhe anrücken. Die preußische Infanterie aber griff sie mit solchem Ungestüm an, daß sie trotz der tapfersten Gegenwehr zurückgeworfen wurden und die nachfolgende, wegen des engen Terrains im Formiren gehinderte Colonne in Unordnung brachten. Loudon machte nun einen zweiten Angriff auf die Höhen, den seine sämmtliche Cavalerie und einige Feldbatterien unterstützten. Trotz eines ununterbrochenen Kanonen- und Gewehrfeuers rückte die österreichische Infanterie vor, wurde aber von der preußischen wiederum zum Weichen gezwungen. Nicht besser ging es der Cavalerie, die zwar anfangs einige Vortheile zu erringen schien, plötzlich aber von preußischen Kürassiren in der Flanke angegriffen und in die Moräste und Sumpfwiesen bei Schönborn getrieben wurde.

Jetzt versuchte Loudon, die preußische Schlachtlinie zu umgehen und zog sich daher allmälig rechts. Da aber Friedrich seine Truppen dieselbe Bewegung machen ließ, wurde diese Absicht vereitelt und Loudon ordnete nun noch einen allgemeinen Angriff an. Seine Infanterie brach aus Panthen heraus, stürzte sich aber mit solchem Ungestüm auf die Preußen, daß ihre Linien

völlig in Unordnung geriethen. Die preußische Cavalerie benutzte diesen Umstand und hieb so tapfer und nachdrücklich in die österreichische Colonne ein, daß diese auseinandergesprengt und die Regimenter Stahremberg und Waldeck fast gänzlich zu Grunde gerichtet wurden.

Die feindliche Reiterei war inzwischen ihrerseits in das preußische Fußvolk eingebrochen und versuchte Alles, um das Glück des Tages wieder herzustellen. Die Regimenter „Ferdinand" und „Bernburg" aber bewiesen eine so heldenmüthige Tapferkeit, daß auch hier der Feind in Unordnung geworfen wurde und nunmehr den Rückzug über die Katzbach anzutreten begann. Das Regiment Bernburg erntete hier durch seine Bravheit die vollste Zufriedenheit des Königs, der ihm nach der Schlacht die während der Belagerung von Dresden abgenommenen Ehrenzeichen wieder verlieh und den alten, treuen Kriegern mit tiefer Rührung versicherte, daß Alles vergeben und vergessen sei.

Die Schlacht war entschieden, nur das Dorf Panthen befand sich noch im Besitze der Oesterreicher, die, noch immer auf Daun's Ankunft hoffend, diesen Posten behaupten zu wollen schienen. Friedrich ließ es jedoch durch Granaten in Brand stecken und als der Feind nunmehr sich herauszog, griffen ihn zwei Divisionen Garde an und zwangen ihn, in aller Eile das Feld zu räumen. — Um 5 Uhr früh, also nach einem nur zweistündigen Kampfe, war Alles vorüber und die Oesterreicher nach einem Verluste von 82 Kanonen, 23 Fahnen und beinahe 10,000 Mann an Todten und Verwundeten im vollen Rückzuge.

Leider war der König, obwol er nur 1800 Mann an Todten und Verwundeten verloren hatte, nicht im Stande, diesen schönen Sieg so zu benutzen, wie er es gewünscht hätte, denn jeden Augenblick konnte Daun mit der Hauptarmee auf dem Wahlplatze erscheinen und durch seine Uebermacht die von den Preußen errungenen Vortheile wieder vernichten. Der Feldmarschall Daun war in dieser Nacht von allerlei kleinen Mißgeschicken verfolgt worden, die Schuld daran waren, daß er Loudon ohne

Unterstützung ließ. Er hatte es, wie wir wissen, seinem Plane gemäß übernommen, den rechten Flügel des preußischen Lagers anzugreifen und war demzufolge während der Nacht in fünf Colonnen bis an die Katzbach gerückt. Auf dem Marsche dahin hatten zuerst einige Colonnen das Unglück, sich völlig zu verirren, nachher fand man keinen geeigneten Uebergangspunkt, und als auch dieser endlich ermittelt und Daun an das frühere preußische Lager herangekommen war, fand er dasselbe natürlich leer und konnte anfangs nicht begreifen, wo der König mit seinem Heere hingekommen sei. Von hier aus erst, und zwar gegen 5 Uhr, verrieth ihm ein in der Ferne aufsteigender starker Rauch, daß Loudon mit den Preußen im Gefecht sei. Da er nicht wußte, daß die Schlacht fast schon entschieden war, kehrte er sogleich um und hoffte dem Könige noch zeitig genug in den Rücken zu fallen. Aber auch diese Hoffnung wurde vereitelt, denn, am Schwarzwasser angekommen, schreckten ihn dessen sumpfige Ufer vom Uebergange ab. Ein Theil der Cavalerie, der hindurchschwamm, wurde von den Ziethen'schen Husaren sehr übel empfangen und überdies von den Batterien des rechten preußischen Flügels so wirksam beschossen, daß er alsbald wieder umkehrte. Nun ging Daun, äußerst besorgt um Loudon's Schicksal, durch Liegnitz und stellte sich auf den Anhöhen bei Lindenbusch und Weißenhof auf. Hier traf ihn Loudon's Eilbote mit der Kunde der verlorenen Schlacht, worauf er seinerseits wieder in seine frühere Stellung zurückging.

Der König, dem die Zeit nie kostbarer gewesen war, als eben jetzt, traf sogleich Anstalten, das eroberte Geschütz, die Gefangenen und Verwundeten mit sich zu nehmen, weil er dem Feinde keinen Theil der gewonnenen Beute überlassen und sich doch möglichst schnell mit dem Prinzen Heinrich vereinigen wollte. Da er fürchtete, Daun möchte in die Gegend von Neumarkt marschiren, das russische Corps unter Czernitschef an sich ziehen und ihm so nochmals den Weg nach Breslau versperren, marschirte er sogleich nach geendeter Schlacht mit 6 Bataillonen und

5 Cavalerieregimentern nach Parchwitz, überschritt hier die Katzbach und nahm auf den jenseitigen Höhen eine feste Stellung. Erst gegen Abend folgte Ziethen mit dem übrigen Theile der Armee und mit sämmtlichen eroberten Geschützen, den Gefangenen und Verwundeten, zu deren Transport die Offiziere und der König selbst ihre Handpferde hergaben.

Ein kleines, bei Parchwitz stehendes Corps Oesterreicher zog sich beim Erscheinen der Preußen alsbald zurück, noch aber stand Czernitschef in der Nähe von Auras auf dem linken Oderufer und drohte durch seine Stellung den König aufs Neue und trotz des eben errungenen Sieges in eine gefährliche Lage zu bringen; denn es wäre Czernitschef ein Leichtes gewesen, Friedrich so lange aufzuhalten, bis Daun und Loudon, die sich gleichfalls nach Breslau zu in Bewegung setzten, herangekommen waren. Dann konnte nur eine zweite Schlacht dem ermatteten, von Nahrungsmitteln entblößten und mit mehren tausend Verwundeten und Gefangenen belasteten Heere der Preußen im Falle eines nochmaligen Sieges den Weg nach der Hauptstadt bahnen. Und wahrlich, die Aussicht auf glücklichen Erfolg war unter den obwaltenden Umständen und einer so gewaltigen Uebermacht gegenüber mehr als zweifelhaft. — Eine gutberechnete List befreite jedoch den König von Czernitschef und mit ihm von seinen bangen Besorgnissen. Er veranstaltete es nämlich, daß ein Schreiben, worin er dem Prinzen Heinrich die Schlacht bei Liegnitz und seinen Entschluß, die Russen sofort anzugreifen, meldete, in die Hände der Russen fiel. Czernitschef, dem ohne Daun's Unterstützung an einem Zusammentreffen mit dem Könige um so weniger etwas gelegen war, da er durch den Prinzen auch von der Soltikow'schen Hauptarmee abgeschnitten zu werden fürchtete, that, was Friedrich gehofft hatte — er ging sogleich über die Oder zurück und gab den Preußen freie Bahn. Diese blieben nun furchtlos bis zum 18. August bei Neumarkt stehen und die Feinde, welche alle ihre Absichten und Pläne vereitelt sahen, zogen sich, ohne etwas Weiteres zu unternehmen, zurück; die

Russen bis nach Militsch an der Grenze von Posen, Daun und Loudon in die Gebirge zwischen Schweidnitz und Striegau. Der König aber sendete, nachdem er sich mit Prinz Heinrich vereinigt hatte, den General Goltz, die Russen zu beobachten, und ging nach Breslau, wiederum an Ruhm und unsterblichen Thaten reicher und nach langer trüber Nacht freudig die ersten Strahlen der Hoffnung begrüßend.

# Vierundzwanzigstes Capitel.

Vorgänge in Sachsen. — Das Treffen bei Strehla. — Verlust von Torgau. — Die Russen und Oesterreicher in Berlin.

Der König hatte nach Aufhebung der Belagerung von Dresden den General Hülsen mit ungefähr 12,000 Mann bei Meißen zurückgelassen, um Sachsen so gut als möglich gegen die Reichsarmee und ein österreichisches Corps unter Haddick zu decken. War diese Aufgabe schon schwierig, einem aus 35 Bataillonen Infanterie und 7 Cavalerieregimentern bestehenden Heere gegenüber, so wurde sie es noch mehr, als gegen Ende des Augustmonats der Herzog von Würtemberg mit 12,000 Mann eigner Truppen aus Franken nach Sachsen kam, um gemeinschaftlich mit Haddick und dem Prinzen von Zweibrücken zu operiren. Dieser Herzog von Würtemberg hatte nämlich, nicht zufrieden mit dem Contingent, welches er als Mitglied des deutschen Reichsverbandes zu der Executionsarmee stellen mußte, sich vorbehalten, auch für eigene Rechnung gegen Friedrich Krieg zu führen. Mehr noch als eine persönliche Abneigung gegen den König von Preußen veranlaßte ihn ein übermäßiger Ehrgeiz, die Hoffnung auf leicht zu erwerbenden Kriegsruhm und leidenschaftliche Vorliebe für das Soldatenwesen zu dieser Handlungsweise, die er als einen Beweis seiner eifrigen Theilnahme an den Interessen der Verbündeten angesehen wissen wollte. Schon im Jahre 1757 hatte er auf diese Weise Truppen geworben und sie in französischen Sold gegeben; die wackern Schwaben aber, welche diese Erniedrigung tiefer fühlten, als ihr Landesfürst geglaubt

haben mochte, hatten sich damals durch eine offene Empörung diesem Schimpf entzogen; gleichwol war der Herzog von seinen Kampfgelüsten nicht zurückgekommen. Als er jetzt sein kleines Heer nach Sachsen führte, verzichtete er zwar auf Subsidien von Seiten des Reichs oder der verbündeten Mächte, behielt sich aber die Einkassirung der Brandschatzungen und das Recht, soviel als möglich im Lande des Königs von Preußen zu erpressen, vor. Diesem Recht, oder vielmehr Unrecht wurde von dem neuen Wallenstein eben so nachdrücklich als erschöpfend genügt, und wenn es ihm auch nicht gelang, glänzende Lorbeern zu ernten, so durfte er dennoch am Ende des Krieges sich rühmen, glänzendes Gold und Silber in Menge heimgeführt zu haben.

Kaum waren acht Tage seit dem Abmarsche des Königs nach Schlesien verflossen, als die Reichsvölker sich in Bewegung setzten, um den General Hülsen aus Sachsen zu vertreiben. Mehrere kleine Gefechte, in welchen die Preußen meistens die Oberhand behielten, verhinderten den Feind dennoch nicht, mit seinen weit überlegenen Streitkräften das preußische Lager bei Meißen, welches zwar in der Front äußerst geschützt, an der Flanke aber ganz offen war, allmälig in immer engern Kreisen zu umziehen und es auf ernstliche Weise mit einem von allen Seiten erfolgenden Angriffe zu bedrohen. Hülsen beschloß, dieser Gefahr durch den Rückzug nach Torgau zu entgehen, so lange es noch Zeit dazu war. Eine finstre Regennacht (vom 16. zum 17. August) begünstigte den Abmarsch der Preußen, welche vom Feinde ungestört und ohne allen Verlust in zwei Colonnen bis nach Strehla vorrückten, wo sie ein neues Lager aufschlugen. Schon im vorigen Jahre hatte der Prinz Heinrich diese Stellung inne gehabt und mehrere Verschanzungen aufwerfen lassen, welche zwar zum Theil wieder zerstört worden waren, jetzt aber von Hülsen eiligst wieder in Stand gesetzt und mit neuen Befestigungen vermehrt wurden. Eine beträchtliche Anhöhe, der Dürrenberg, längs dem sich seitwärts ein dichter Wald hinzog, wurde mit Batterien versehen und von den Grenadieren besetzt, während die Dörfer Leckwitz, Laas und Strehla der Front und den

beiden Flügeln als Stützpunkte dienten. — Die Truppen hatten kaum ihre Stellungen eingenommen, als auch schon die Reichsarmee erschien und ihrerseits vor Riesa ein Lager bezog. Hülsen schloß aus mehrern Anzeichen, daß man nicht säumen werde, ihn anzugreifen. Dieselben Beweggründe, welche ihn veranlaßt hatten, sich von der Elbe zurückzuziehen, machten es auch hier ihm wünschenswerth, Torgau sobald als möglich zu erreichen. Er sendete daher das entbehrliche Gepäck dahin voraus und war im Begriff, am 20. August mit dem Corps nachzufolgen, als er in der Nacht plötzlich angegriffen und zur Vertheidigung genöthigt wurde. Glücklicherweise hatten die Preußen das Anrücken des Feindes noch zeitig genug entdeckt, um sich eiligst in Schlachtordnung stellen und somit eine zweite Schreckensnacht von Hochkirch vermeiden zu können. Die Reichstruppen strebten vorzüglich, Hülsen in die rechte Flanke und in den Rücken zu fallen; der Prinz von Stolberg aber, der diese Bewegung ausführen sollte, gerieth dabei in die Schußweite der Batterien auf dem Dürrenberge, deren mörderisches Feuer ihn mit großem Verluste zurücktrieb. Gleichwol machte er noch einen zweiten Versuch, die Preußen zu umgehen, und da Hülsen merkte, daß der Feind jetzt Willens sei, einen weiten Bogen um den Dürrenberg zu beschreiben, ließ er eine Abtheilung Grenadiere mit zwei Zwölfpfündern auf den weiter vorliegenden Leisnitzer Windmühlenberg rücken, in demselben Augenblick, als der Prinz Stolberg in Begriff war, seinerseits dort festen Fuß zu fassen. Nach kurzem, aber heftigem Kampfe wurde dieser zurückgeworfen und die Stellung der Preußen war somit von dieser Seite für den Augenblick nicht weiter gefährdet. Nun aber schickten sich die Reichstruppen unter dem Befehl des Generals Kleefeld an, den Dürrenberg zu nehmen und dadurch das Treffen zur Entscheidung zu bringen. Hülsen verstärkte nicht nur diesen Posten, sondern er ließ auch den vorliegenden Wald mit Infanterie besetzen, während der Obrist Kleist nicht weit davon sich mit 4 Schwadronen Husaren in einen Hinterhalt legte, um im rechten Zeitpunkte unvermuthet über den Feind herzufallen.

Kleefeld rückte rasch vor, während Stolberg und Guasco zugleich einen Angriff auf den Windmühlenberg machten und durch ein furchtbares Kanonenfeuer die Grenadiere in der That zum Rückzuge nach eben dem Walde nöthigte, den Kleefeld jetzt angriff. Er rückte trotz eines heftigen Gewehrfeuers entschlossen vor, gerieth aber bei dem raschen Marsch in Unordnung, ehe noch der Wald erreicht war. Die preußischen Dragoner, welche bisher hinter dem Dürrenberge gestanden hatten, brachen jetzt vor und hieben so nachdrücklich in das wankende Fußvolk ein, daß 8 Grenadiercompagnien und das schöne Regiment Esterhazy beinahe völlig zu Grunde gerichtet wurden. Der Feind ergriff die Flucht und hoffte seine Cavalerie zu erreichen, welche unthätig hinter dem Dorfe Laas stand. Während der preußische General Braun die fliehende Infanterie verfolgte, brauste plötzlich Kleist mit seinen Husaren vor und stürzte sich wie eine Wetterwolke auf die feindliche Reiterei, die eben heranrückte, um ihr geschlagenes Fußvolk zu unterstützen. Es entstand jetzt ein hartnäckiger Reiterkampf, der diese erhabene nächtliche Schlachtscene beschloß.

Im Mondenschein tummelten sich die streitenden Schaaren auf der Ebene herum, während das Rollen des Geschützfeuers, das Klirren der Waffen und das Stampfen der Rosse sich zu einem Ganzen vereinten, wie es eben nur eine derartige kriegerische Nachtscene bieten kann. — Endlich wendete sich die feindliche Reiterei gleichfalls zur Flucht, lebhaft verfolgt von Kleist, während General Braun der Infanterie Kleefeld's nicht eher Rast gönnte, bis sie weit aus dem Bereiche des Schlachtfeldes zurückgedrängt war. — Stolberg und Guasco, welche auf dem von ihnen eroberten Windmühlenberge stehen geblieben waren und nur den Augenblick erwarteten, wo Kleefeld in den Wald eindringen würde, um auch ihrerseits den Dürrenberg von der andern Seite anzugreifen, mußten auf dies allerdings siegversprechende Unternehmen verzichten, als sie die ganze Armee die Flucht ergreifen sahen. Sie zogen sich nach einer geringen Schaden anstiftenden Kanonade nach Tagesanbruch gleichfalls zurück und vereinigten

sich in der Entfernung von einigen Stunden vom Wahlplatze mit den geschlagenen Truppen.

Dies war der glückliche Ausgang des Treffens bei Strehla, welches für Hülsen gleichwol keine andern Vortheile hatte, als daß er ungestört seinen Rückzug nach Torgau fortsetzen konnte, wo er noch am Abende desselben Tages anlangte. Die Reichsarmee, welche die erhaltene Schlappe vorsichtiger und weniger keck gemacht hatte, setzte langsam nach und lagerte sich am 22. August bei Belgern. In einem großen Kriegsrathe wurde beschlossen, den General Hülsen nicht durch einen offenen Angriff, da der erste so übel abgelaufen war, sondern durch künstliche Manoeuvres aus seiner Stellung in und bei Torgau zu verdrängen. Man gab sich daher die Miene, als beabsichtige man, ihn durch einen Uebergang über die Elbe von der Mark Brandenburg abzuschneiden; Hülsen aber, der recht wohl einsah, daß der Feind, wenn er über die Elbe ging, selbst die Gemeinschaft mit Dresden und den dortigen Magazinen verlor, blieb ganz ruhig und nöthigte seine Gegner endlich, von ihrem fruchtlosen Versuche abzustehen.

Die Ankunft des Herzogs von Würtemberg aber gab der Sache eine andere und für Hülsen gefährlichere Wendung. Der kriegslustige Regent war durch Sachsen über Leipzig nach Halle marschirt, wo er von den Einwohnern 75,000 Rthlr. Contributionsgelder erpreßte, und rückte jetzt auf die Elbe zu. Der Obergeneral der Reichsarmee, Prinz von Zweibrücken, sah sich nun in Stand gesetzt, Das wirklich auszuführen, womit man Hülsen vorher, als mit einem Scheingebilde, bedroht hatte. Der Herzog von Würtemberg zeigte sich nämlich bereit, über die Elbe zu gehen und dadurch die Preußen von der Mark abzuschneiden, während die Reichstruppen Torgau eng umzingeln und Hülsen jeden Ausweg versperren sollten. Man hoffte durch die unvermeidlich scheinende Gefangennehmung dieses preußischen Armeecorps ein Seitenstück zu Maxen zu liefern und dann eine Diversion nach Berlin unternehmen zu können.

Dieser Verabredung gemäß näherte sich die Reichsarmee mehr und mehr und stellte sich um Torgau in einem Halbkreise

auf, dessen Sehne die Elbe bildete. Der Herzog von Würtemberg aber schickte sich an, bei Prettin, unterhalb Torgau, über den Strom zu gehen, und ließ zu diesem Ende zwei Brücken schlagen. Nun mußte Hülsen einen raschen Entschluß fassen und seinen Posten aufgeben, ehe es zu spät war. Nur noch wenige Stunden stand ihm der Weg nach der Mark offen; er entschied sich also dahin, unverzüglich die Elbe zu passiren und dem Herzoge von Würtemberg entgegen zu rücken, ehe dieser sich mit der Reichsarmee vereinigen und dadurch die Einschließung vollkommen machen konnte. Zu diesem Behufe ließ er neben der Torgauer Brücke noch eine zweite schlagen und begann am 26. September den Uebergang. Die Reichstruppen waren inzwischen gleichfalls ganz nahe an das Elbufer gerückt und beschossen die Brücken aus schwerem Geschütz. Zwar verursachte dies unter den preußischen Colonnen große Verwirrung und harten Verlust, gleichwol war es aber noch ein Glück, daß der Feind sich mit einer bloßen Kanonade begnügte, denn ein kräftiger Bajonnettangriff würde wahrscheinlich das ganze Corps aufgerieben und in den Fluß geworfen haben. Trotzdem, daß die Brücken in Brand geriethen, während die Cavalerie noch überging, erreichten die Truppen dennoch das jenseitige Ufer und konnten ihren Marsch fortsetzen, freilich mit Hinterlassung eines Theiles der Bagage und sämmtlicher Pontons. — Hülsen vermuthete jetzt, bei Lichtenberg auf den Herzog von Würtemberg zu stoßen; dieser aber war auf die Kunde von dem glücklich erfolgten Rückzuge der Preußen eiligst wieder über die Elbe gegangen, so daß Hülsen seine erschöpften Truppen ungestört hinter die Elster und von da nach Wittenberg führen konnte.

Torgau fiel nun mit einer Besatzung von 2000 Mann und einem beträchtlichen Magazine in die Hände der Reichsarmee, die sich alsbald aufmachte, dem General Hülsen zu folgen. Sie erschien am 2. October bei Wittenberg und stellte sich auf den Anhöhen von Trajuhn in Schlachtordnung auf. Nach einer lebhaften Kanonade, welche die Preußen gebührend beantworteten, rückte der Feind, die österreichischen Grenadiere an der Spitze,

zum Angriff vor. Ein mörderisches Kartätschenfeuer aber hielt ihn in respectvoller Entfernung, und als auch ein Versuch des Generals Luzinsky, den Preußen in die Flanke zu fallen, an der wachsamen Tapferkeit des Obristen Kleist scheiterte, zogen die Reichstruppen sich wieder zurück, blieben aber in Schlachtordnung, weil sie am nächsten Morgen den Angriff mit besserem Glücke zu erneuern gedachten. Hülsen aber war anderer Meinung und fühlte sich nicht veranlaßt, länger in seiner gewagten Stellung zu verweilen. Er marschirte in der Nacht an der Elbe entlang nach Koswig und sah sich am andern Tage im Lager bei Belitz, sechs Meilen von Berlin, vor weiteren Belästigungen des übermächtigen Feindes geborgen.

In Schlesien standen sich inzwischen Friedrich und Daun nahe gegenüber, ohne daß es zu einer entscheidenden Schlacht gekommen wäre. So sorgfältig Daun eine solche vermied, so sicher würde der König ihn dazu gezwungen haben, wenn nicht einerseits die Rücksicht auf die Schwäche seiner nach der Vereinigung mit Prinz Heinrich kaum 46,000 Mann betragenden Streitkräfte, anderseits die Erwartung ihn abgehalten hätte, es werde ihm gelingen, Daun auch ohne eine Schlacht nur durch taktische Künste zum Rückzuge nach Böhmen zu veranlassen. Der österreichische Feldmarschall stand, die Armeecorps von Lascy und Loudon zu beiden Seiten, auf dem rechten Ufer des Schweidnitzer Wassers, nahe an dem bekannten Zobtenberge, dem fast 2000 Fuß hohen Vorwächter des Riesengebirges. Hier verschanzte er sich bis an die Zähne und war entschlossen, dem Könige keinesfalls die Straße nach Schweidnitz frei zu geben. Dieser, der in vier Colonnen von Breslau her anrückte, war Willens, den Feind zu umgehen und um seinen linken Flügel herum sich durch die Ebene von Reichenbach den Weg nach Schweidnitz zu bahnen. Diese Bewegung hatte den günstigsten Erfolg; denn als Friedrich in der angegebenen Richtung und ohne vom Feinde gehindert zu werden, nahe bei Schweidnitz anlangte, erfuhr er, daß Daun seine Stellung verlassen und nach Hohenfriedeberg gegangen sei. Somit war die Verbindung mit Schweidnitz, vor

wenig Tagen noch ein unauflösbares Problem und der Gegenstand der bangsten Besorgniß des Königs, jetzt gleichsam spielend und ohne das geringste Opfer erreicht. Breslau war der erste, Schweidnitz der zweite Siegespreis der Schlacht bei Liegnitz.

Hin- und Hermärsche, Scheinbewegungen, Scharmützel und kleinere Gefechte füllten nun den Zeitraum einiger Wochen aus, bis Friedrich, den das erneute Vorrücken der Russen mit Unruhe erfüllte, die Entfernung des Feindes aus Schlesien nachdrücklicher zu betreiben beschloß. Er machte Miene, nach Landeshut zu marschiren und durch Besetzung sämmtlicher Gebirgspässe und Straßen die Oesterreicher von Böhmen und ihren dortigen Magazinen abzuschneiden. Dies Vorhaben weckte auch Daun zu größerer Thätigkeit und all' sein Bemühen ging dahin, sich dem verderblichen Plane des Königs zu widersetzen. Dieser war in der That rasch vorgerückt und hoffte die Straße in das Innere der Gebirge und nach Landeshut eher zu erreichen als Daun, sah sich aber getäuscht und traf am 17. Sept. bei Hohengiersdorf auf die Oesterreicher. Ehe der König seine Truppen zum Angriff formiren konnte, stürzte die feindliche Cavalerie mit Ungestüm auf sie los, brachte einige Bataillone in Unordnung und eroberte 6 Kanonen. Jedoch gelang es der preußischen Reiterei, den Feind zurückzutreiben und ihn so lange zu beschäftigen, bis die Infanterie sich wieder geordnet hatte. Der König ließ nun die Avantgarde gegen die Hohengiersdorfer Anhöhen vorrücken. Anfangs wurde sie durch den Eisenhagel einer starken Batterie und den tapfern Widerstand der österreichischen Grenadiere zum Weichen gebracht und verlor sogar 10 Kanonen; als aber einige Bataillone nachrückten und die Cavalerie dem Feinde in die Flanke zu fallen drohte, entschied sich der Sieg für die Preußen, die mit geringem Verluste das Schlachtfeld behaupteten. Der Feind zog sich mit einem Verlust von 300 Todten und Verwundeten, 600 Gefangenen und 15 Kanonen zurück und der König bezog hinter Hohengiersdorf ein stark verschanztes und mit allen nur erdenklichen Vertheidigungsmitteln wohlversehenes Lager, weil er seinen Plan inzwischen geändert hatte und Daun durch

den Einbruch des Winters ohne Schwertstreich aus Schlesien verdrängt sehen wollte. — Er gedachte unbeweglich in diesem, einer Festung ähnlichen Lager stehen zu bleiben und den Feldmarschall mit dessen eigenen Waffen, dem Zögern und der planmäßigen Unthätigkeit, zu bekämpfen, als ein unerwartetes Ereigniß ihn plötzlich aus Schlesien nach der Mark Brandenburg rief.

Die eifrigen Bemühungen Daun's, ganz besonders aber die dringenden Vorstellungen des französischen Agenten beim russischen Heere, Marquis Montalembert, hatten endlich den russischen General Soltikow vermocht, auf eine Lieblingsidee der Oesterreicher einzugehen und einen Streifzug nach Berlin zu unternehmen. Auf sein Verlangen wurde ihm jedoch versprochen, daß Lascy mit 15,000 Mann von Schlesien aus diese Expedition unterstützen solle. Der Zeitpunkt war günstig, Berlin und die ganze Mark von Truppen entblößt, der König tief im Riesengebirge hinlänglich beschäftigt und die Reichstruppen Herren von ganz Sachsen; kaum lag ein Mißlingen im Bereiche der Möglichkeit. Graf Fermor, der während einer Krankheit Soltikow's das Commando übernommen hatte, sendete demnach von der Oder aus den General von Tottleben mit 3000 Mann als Avantgarde über Guben und Beeskow voraus, während Czernitschef mit 20,000 Mann nachfolgte. Tottleben erschien am 30. Sept. vor Berlin, wo dieser unerwartete Besuch des Feindes zwar die größte Bestürzung hervorbrachte, gleichwol aber die Einwohner nicht veranlaßte, der Aufforderung zur sofortigen Uebergabe der Stadt nachzukommen. Der greise Marschall Lehwald und der damals als von schweren Wunden genesende, in Berlin verweilende General Seidlitz bestärkten die Bürgerschaft in ihrem Beschlusse und flößten ihr Muth und Vertrauen ein. Die Residenz hatte keine anderen Befestigungswerke, als eine einfache Ringmauer, die wegen ihres weiten Umfanges schwer zu vertheidigen war. Gleichwol rüstete man sich zum Widerstande, warf Schanzen vor den Thoren auf und erwartete muthig den Angriff der Feinde. Tottleben ließ auch alsbald die Stadt bombardiren und das Hallische und Cottbuser Thor stürmen; beides jedoch blieb ohne Erfolg,

und da inzwischen der Prinz Eugen von Würtemberg und General Hülsen mit ihren Truppen ganz nahe bei Berlin erschienen, zog sich Tottleben nach Köpnick zurück, um dort das Hauptcorps unter Czernitschef zu erwarten.

Die Berliner jubelten, als sie den Feind ab- und die preußischen Corps einziehen sahen. Es befanden sich jetzt gegen 14,000 Mann regulairer Truppen in der Stadt, die man mit einer solchen Streitmacht vor jedem weitern Angriffe der Russen gesichert glaubte. Früh genug erwies sich diese Annahme als Täuschung, denn schon nach einigen Tagen erschien Tottleben, der inzwischen von Czernitschef ansehnlich verstärkt worden war, wiederum vor den Thoren und forderte Berlin zur Capitulation auf. Man war anfangs geneigt, sich auch jetzt zu vertheidigen und hätte es mit größerer Hoffnung des Erfolges thun dürfen als früher; allein Bedenklichkeiten verschiedener Art, unter denen die Berücksichtigung des ungeheuren Schadens, den ein ernstliches Bombardement der prächtigen Königsstadt zufügen konnte, und die Kunde von dem raschen Heraneilen Lascy's mit 15,000 Mann die gewichtigsten waren, bewogen den Commandanten von Rochow und die andern Befehlshaber, Tottlebens Aufforderung Folge zu leisten. Hülsen und Prinz Eugen zogen sich demnach mit ihren Truppen am 9. October nach Spandau zurück und die Residenz öffnete den Russen die Thore.

Der Umstand, daß Tottleben von Geburt ein Deutscher und von milder, freundlicher Gemüthsart war, trug viel dazu bei, daß das Schicksal der Stadt minder hart war, als man gefürchtet hatte. Der Feind bewies im Ganzen Achtung vor dem Privateigenthum der Bürger, nur die öffentlichen Gebäude, besonders die königlichen Fabriken rc. schienen der völligen Zerstörung nicht entgehen zu können, da Tottleben in diesem Punkte gemessene Aufträge Fermor's zu haben behauptete.

Der Beredtsamkeit und aufopfernden Thätigkeit eines reichen Berliner Kaufmanns, Namens Gotzkowsky, gelang es, die härtesten Maaßregeln zu mildern und selbst die Contributionsfoderung, welche auf vier Millionen Thaler festgesetzt war, auf

1,500,000 Rthlr. zu ermäßigen. Auch die Fabriken rettete für jetzt seine Fürsprache, und sicher wäre Berlin bei diesem feindlichen Besuche auf die glimpflichste Weise weggekommen, wäre nicht sechs Tage später Lascy mit den Oesterreichern und einem sächsischen Corps angelangt. Nun hörte die bisherige Schonung und Mäßigung auf, denn Lascy war im höchsten Grade unzufrieden mit der Capitulation und konnte nur mit Mühe abgehalten werden, sie nicht sogleich und in allen Hauptpunkten zu brechen. Es wurden seinen Truppen drei Thore eingeräumt, und während ein Theil derselben auszog, die nächste Umgegend der Residenz zu verwüsten, zeigten sich die Zurückbleibenden innerhalb Berlins in demselben Geschäft äußerst thätig. Tottleben war nun nicht mehr im Stande, seine menschenfreundlichen Gesinnungen bethätigen zu können, wenn er bei dem ungestümen und argwöhnischen Lascy nicht die übelste Begegnung und schlimme Verdächtigungen hervorrufen wollte.

Die königlichen Fabriken wurden sogleich ausgeplündert und völlig ruinirt; ein gleiches Schicksal traf das Gießhaus, die Münze und sämmtliche, eben damals reichlich versehene Magazine. Am tiefsten schmerzte es aber die patriotischen Berliner, als sie Anstalten zur Zerstörung des königlichen Zeughauses treffen sahen. Dies prächtige, im großartigen Stile aufgeführte Gebäude sollte von Grund aus zerstört und deshalb mit Pulver in die Luft gesprengt werden. Vergebens blieben die Bitten und Vorstellungen des Magistrates, der auf das Unglück und den unermeßlichen Schaden aufmerksam machte, den eine so gewaltige Explosion inmitten des schönsten Stadttheiles anrichten werde. Man berief sich auf höhere Instructionen und schickte nach den nahe bei Berlin gelegenen Pulvermühlen, um den nöthigen Vorrath dieses entsetzlichen Zerstörungsmittels herbeizuholen. Leichtsinn und unvorsichtiges Gebahren des zu diesem Geschäfte erwählten Commandos retteten das Zeughaus und die umliegenden Prachtgebäude; denn plötzlich verkündete ein furchtbarer Knall, von dem die Erde erbebte, daß die Pulvermühlen in die Luft geflogen waren. Es fehlte nun Lascy an dem zur Sprengung nö-

thigen Material und er begnügte sich, das Zeughaus bis auf den Nagel an der Wand ausräumen, und was nicht fortgeschleppt werden konnte, zerstören zu lassen.

Die in der Umgegend streifenden Corps aber thaten es ihren Cameraden in der Stadt bei weitem zuvor und geberdeten sich wie Wahnsinnige oder wilde Raubthiere. Das reizende königliche Lustschloß Charlottenburg erhielt Besuch von sächsischen Truppen, die nichts unterließen, dem Namen einer hochgebildeten und kunstliebenden Nation Schande zu machen. Mit vandalischer Lust wurde sämmtlicher Hausrath und Alles, was nicht niet- und nagelfest war, zertrümmert; man zerstörte die Orgel in der Schloßkapelle, verbrannte die Betten oder streute die Federn in die Luft und zerfetzte kostbare Oelgemälde mit Säbeln und Bajonnetten. Ihrem schonungslosen Verfahren aber setzten sie durch die Vernichtung einer kostbaren Antikensammlung die Krone auf. Der größte Theil der herrlichsten Marmorbildsäulen, von denen jede einzelne Tausende gekostet hatte, wurde mit Hülfe einer Bande Kroaten und österreichischer Scharfschützen in Stücke zerschlagen und diese, damit jede Wiederherstellung unmöglich werde, theils ins Wasser geworfen, theils mit der größten Anstrengung zu Staub zermalmt. — Die Stadt Charlottenburg selbst, obgleich sie die geforderte Brandschatzung willig geleistet hatte, wurde trotzdem geplündert und die Einwohner ohne Unterschied des Standes und Geschlechts auf empörende Weise gemißhandelt. Auch ein Lustschloß der Königin, Schönhausen, blieb nicht verschont und wurde von russischen Truppen aufs Aergste verwüstet und ausgeplündert, wogegen Potsdam und Sanssouci, wo der edle und feingebildete Esterhazy commandirte, von solchem Greuel durchaus geschützt blieb.

Die Zügellosigkeit und Habsucht der Feinde, die in Berlin wie in einer eroberten Stadt hausten, erfüllte die Einwohner mit Angst und Schrecken und drohte im Verlauf weniger Tage Alles zu verschlingen, was Eifer und redlicher Fleiß in Jahren gesammelt hatte, als plötzlich die frohe Nachricht von Friedrich's raschem Herbeieilen die entmuthigten Gemüther wieder kräftigte

und ihnen ein rasches Ende aller Leiden versprach. Sie hatten sich nicht getäuscht, denn weder Lascy noch Tottleben wollten des Königs Ankunft erwarten und führten am 12. October ihre mit Raub und Beute schwerbelasteten Truppen aus Berlin, der eine nach Sachsen, der andere an die Oder zurück. So war die Residenz von ihren Peinigern befreit, die sie alle Schrecken des Kriegs hatten fühlen lassen; aber lange noch blieben die Spuren dieses unheilvollen Besuches im Gedächtnisse und dem finanziellen Haushalte der Stadt und ihrer Bürger zurück.

## Fünfundzwanzigstes Capitel.

Friedrich marschirt nach Sachsen. — Die Schlacht bei Torgau.

Als der König von dem Einfalle der Russen und Oesterreicher in die Mark Nachricht erhalten hatte, glaubte er nicht länger unthätig in Schlesien stehen bleiben zu dürfen und beschloß, sogleich seiner bedrohten Residenz zu Hülfe zu eilen. Er brach demgemäß am 7. Oct. 1760 mit der Armee auf und eilte über Primkenau und Sagan der sächsischen Grenze zu. Auch Daun verließ jetzt seine Stellung und folgte dem Könige wachsam in geringer Entfernung.

Loudon blieb allein in Schlesien zurück und gedachte die Entfernung Friedrich's zu benutzen. Er rückte plötzlich vor die Festung Kosel in Oberschlesien und versuchte, die Besatzung, die größtentheils aus Ueberläufern bestand, durch die Verkündigung eines Generalpardons zur Uebergabe zu bewegen; als aber dies unlautere Mittel ohne den gewünschten Erfolg blieb, wurde die Stadt mit Bomben beworfen. Das Herannahen des Generals Goltz, den Friedrich auf die Kunde von Loudon's Vorhaben mit 16 Bataillonen und 38 Schwadronen eiligst wieder zurückgesandt hatte, veranlaßte jedoch den österreichischen Feldherrn, die Belagerung aufzuheben und sich an die Grenze von Mähren zurückzuziehen.

Der König war inzwischen in raschen Märschen bis Guben vorgerückt und zeigte sich entschlossen, die bei Frankfurt stehende russische Hauptarmee anzugreifen; die Nachricht von Tottleben's und Lascy's Abmarsch aus Berlin änderte jedoch diesen Vorsatz

und bestimmte ihn, dem Feldmarschall Daun, der sich der Elbe näherte, zu folgen. Die österreichische Armee ging in der That am 24. Oct. bei Torgau über die Elbe und bezog ein Lager bei Dommitzsch.

So weit auch die Jahreszeit schon vorgerückt war und so sehr die verschiedenen Heere sich nach den Winterquartieren sehnten, sah doch Jedermann ein, daß das Ende dieses Feldzuges nicht anders als noch durch eine große Schlacht besiegelt werden könne. Ohne den Besitz Sachsens mußte das nächste Kriegsjahr für Friedrich verhängnißvoll werden, und dieses ganze Land, fast die noch einzige Hülfsquelle der preußischen Armeen, befand sich in den Händen der Oesterreicher und Reichstruppen; denn auch Wittenberg war, nachdem ein heftiges Bombardement es in einem Aschenhaufen verwandelt, vom Feinde eingenommen worden. Daun zeigte durch seinen Marsch nach der Elbe deutlich die Absicht, Sachsen um jeden Preis zu behaupten und an der Niederelbe, ja selbst in der Mark seine Winterquartiere zu nehmen, während die Russen nur auf einen Unfall des Königs warteten, um gleichfalls über die Oder in das Herz der preußischen Staaten einzurücken. Gelang es dem Feinde, diese Combination auszuführen, so war Friedrich verloren und mußte, eingeschränkt auf einen engen Raum, abgeschnitten von allen Hülfsquellen und außer Stand, sein zusammengeschmolzenes Heer wieder zu rekrutiren, mit dem kommenden Frühlinge einem gewissen Untergange entgegensehen. Ein Sieg über Daun, dessen natürliche Folge die Räumung Sachsens war, bot das einzige Rettungsmittel, und des Königs heldenmüthige Entschlossenheit säumte nicht, es zu wählen und seine ganze Zukunft kühn auf einen Wurf zu setzen.

Die preußische Armee zog sich bis Roßlau in der Gegend von Dessau an der Elbe entlang und passirte sie dort am 26. Oct. Fürs Erste galt es, die Reichsarmee an einer Verbindung mit den Oesterreichern zu hindern, und um diesen Zweck zu erreichen, marschirte der König nach Düben, wo er ein großes Magazin anlegen und die Stadt durch einige Schanzen und Batterien be-

festigen ließ. Daun, der nun überzeugt war, daß man ihn angreifen werde, zog alle in der Gegend zerstreuten Corps an sich und nahm nahe bei Torgau eine äußerst feste Stellung, die wir sogleich ausführlicher schildern werden. Friedrich aber rückte nach Eilenburg vor und sandte von hier aus den General Linden mit 9 Bataillons und 3 Cavalerieregimentern gegen Leipzig. Die Reichsarmee, welche sich geschmeichelt hatte, in dieser wohlhabenden und ein angenehmes Leben versprechenden Stadt den Winter zuzubringen, ging nun über die Pleiße zurück, weil eine Vertheidigung des nur schwach befestigten Leipzigs nicht wohl möglich war. Linden zog also ohne Widerstand zu finden ein und kehrte, nur 2 Bataillone als Besatzung zurücklassend, wieder zur Hauptarmee zurück.

Der König hatte inzwischen mehrere Versuche gemacht, den Feldmarschall Daun aus seiner Stellung bei Torgau zu locken. Alle dahin zielende Manoeuvres aber blieben ohne Erfolg und der König glaubte nun nicht länger mit dem Angriffe zögern zu dürfen. Am 2. November setzte sich die ganze Armee in verschiedenen Colonnen gegen Torgau in Bewegung und traf zuerst auf das Corps des Generals Brentano. Die preußische Avantgarde unter Kleist ließ ihm nicht Zeit zum Rückzuge, sondern griff es an, zerstreute es völlig und machte 11 Offiziers und 400 Gemeine zu Gefangenen. Ein günstiges und Muth erweckendes Vorspiel des nächsten Tages! Am 3. Nov. beim ersten Grauen des Morgens befand sich das preußische Heer in der Nähe des Feindes und theilte sich nun, der meisterhaften Disposition des Königs gemäß, in vier Colonnen, die auf zum Theil äußerst beschwerlichen Wegen nach dem Schlachtfelde rückten. Drei derselben gingen, in geringer Entfernung von einander, durch einen dichten Wald, die Dommitzscher Haide, während die vierte unter Ziethen, welche den rechten Flügel bildete, sich auf der von Leipzig nach Torgau führenden Landstraße von den übrigen Truppen trennte, um auf die linke Flanke des Feindes einen abgesonderten Angriff zu thun.

Die drei ersten Colonnen marschirten in paralleler Richtung

durch den Wald und bekamen Gelegenheit, einen zweiten glücklichen Streich auszuführen. Der österreichische General St. Ignon stand nämlich mit einem leichten Reiterregimente auf Vorposten und sah sich plötzlich auf allen Seiten von den Preußen umringt. Er war unvermuthet zwischen die vorrückenden Heerhaufen gerathen, die er noch weit entfernt geglaubt hatte, und es blieb ihm nunmehr keine Hoffnung, sich durchzuschlagen. Zwar versuchte er es, sah sich aber von den Bajonnetten der Infanterie wie mit einer eisernen Mauer umzogen und ergab sich daher mit dem ganzen Regimente zu Kriegsgefangenen.

Die holprigen und engen Holzwege, die überdies durch einen anhaltend niederströmenden Regen noch unbrauchbarer gemacht wurden, gestatteten den Preußen ein nur langsames, mit den äußersten Beschwerden verbundenes Vorrücken. Die Geschütze und fast sämmtliche Cavalerie blieben weit zurück; die ersteren versanken beinahe in den tiefen, mit Wasser angefüllten Geleisen oder konnten an manchen Stellen wegen der Enge des Weges nicht eher fortgebracht werden, bis Bäume und Gestrüpp ausgerodet waren. Diese Mühseligkeiten ermatteten die Truppen und doch lag die schwerste Blutarbeit noch vor ihnen! Erst um 2 Uhr Nachmittags erreichte die aus 10 Grenadierbataillonen bestehende Avantgarde, bei welcher sich der König selbst befand, den Ausgang des Waldes und konnte die Schlachtordnung der Feinde erkennen.

Wir haben diese Stellung schon als ausnehmend fest und sicher bezeichnet. Das Feldherrntalent Daun's zeigte sich bei keiner Gelegenheit von glänzenderem Lichte, als eben in der Auswahl der Kampforte, der Aufstellung und Vertheilung der Truppen und ganz besonders der weisen Benutzung jeglicher Vortheile, welche die natürliche Beschaffenheit der Localität, Berge, Thäler, Gräben, Teiche, Defiléen &c. darbot. Lange Erfahrung, ein klarer geübter Blick und die ruhigste, durch nichts zu erschütternde Besonnenheit leiteten den Feldmarschall bei seinen Anordnungen und Bestimmungen, die oft genug Friedrich's beste Pläne vereitelten, seine ungeduldigsten Hoffnungen ins Weite hinausschoben

und ihn an den Rand des Verderbens brachten. Bietet daher auch die Geschichte der Kriegsthaten Daun's mannichfache, oft nicht nur dem Militair von Fach, sondern selbst dem Auge des Laien erkennbare Fehler dar, ist auch sein System des Zögerns und des passiven Widerstandes den Oesterreichern eben so oft nachtheilig, als vortheilhaft gewesen — dennoch nimmt Daun unter den Feldherren des achtzehnten Jahrhunderts durchaus keinen untergeordneten Platz ein und verdient vollkommen die Hochachtung, welche noch heute der unparteiische Kenner und Würdiger der Kriegsgeschichte seinem Namen zollt.

Seine Stellung bei Torgau war so trefflich ausgewählt, daß er selbst und seine ganze Armee nur langsam dem Glauben an einen Angriff der Preußen Raum gaben, so sehr die Bewegungen des Königs sie von dem Ernste eines solchen Vorhabens überzeugen zu wollen schienen. Der österreichische linke Flügel stand auf den Siptitzer Weinbergen, einer nicht unbeträchtlichen Höhenkette, welche ziemlich steil abfällt und deren Fuß überdies durch die morastigen Quellen eines Baches (des Schafgrabens) und einer Kette von Teichen gedeckt ist. Nur ein langer und schmaler Damm bildet zwischen denselben einen passirbaren Weg und von dieser Seite den einzigen Zugang nach dem Dorfe Siptitz. — Den rechten Flügel deckte das Dorf Zinna und der durch eine morastige Niederung sich fortschlängelnde Zeitschkengraben. Das 20,000 Mann starke Corps des Generals Lascy stand etwas abgesondert von der Hauptarmee und schien in seiner vorgeschobenen, außerordentlich geschützten Stellung nicht nur selbst unangreifbar, sondern auch jeden Augenblick bereit, den Preußen bei ihren Operationen in Rücken und Flanke zu fallen.

Die preußische Avantgarde hatte eben den Ausgang des Waldes erreicht, als ein vom feindlichen linken Flügel herübertönender Kanonendonner bei den Truppen und dem Könige selbst die Ueberzeugung weckte, daß das Ziethen'sche Corps bereits seinen Angriff auf die Kaiserlichen eröffnet haben müsse. Dieser unglückliche Irrthum, denn ein solcher war es, veranlaßte den König, auch seinerseits keine Minute länger zu zögern. Ohne

daher die Ankunft der noch im Walde marschirenden Colonnen, der Artillerie und Reiterei abzuwarten, ließ er die Grenadiere im Sturmschritt gegen die vom Feinde besetzten Höhen vorrücken. Aber noch waren die Tapfern nicht weit gekommen, als mehrere hundert Geschütze ihnen einen so schrecklichen Kartätschenhagel entgegenschleuderten, daß der größte Theil dieses schönen Corps mit seinen Leichen den Boden deckte. Es war unmöglich, gegen diese mörderische Eisensaat Stand zu halten, und als überdies jetzt feindliche Cavalerie und Kroatenschwärme den Weichenden in die Flanke stürzten, eilte der Rest der Grenadiere nach dem Saume des Waldes zurück, um sich dort aufs Neue zu formiren. Von sechstausend Mann waren kaum sechshundert übrig geblieben. Der König war tief erschüttert durch diese unheilweissagende Eröffnung der Schlacht; als aber jetzt die zweite Colonne aus dem Walde rückte, befahl er sogleich einen neuen Angriff. Einige österreichische Infanterieregimenter hatten bei dem Rückzuge der preußischen Grenadiere die Siptitzer Anhöhen verlassen und sich im Eifer des Verfolgens allzuweit vorgewagt. Sie wurden jetzt von sechs Bataillonen, die den Tod ihrer Kameraden rächen wollten, mit solcher Wuth angegriffen, daß sie zum großen Theil aufgerieben und in völliger Flucht nach den Anhöhen zurückgejagt wurden. Die Hitze der Preußen verleitete diese aber zu demselben Fehler, der dem Feinde so verderblich geworden war; auch sie drangen zu weit vor und gelangten sogar bis auf die Anhöhen, als plötzlich Daun selbst mit Infanterie und zwei Kürassierregimentern herbeiflog und den Preußen nicht nur die schon errungenen Vortheile wieder entriß, sondern sie auch mit herbem Verluste die Höhen hinab bis an den Wald drängte. Es wurde mit beispielloser Erbitterung gekämpft und weder die Uebermacht der sie angreifenden Feinde, noch die Glätte und Unsicherheit des Erdreiches, welches, vom Regen aufgeweicht, auf den ziemlich steilen Lehnen keinen festen Fuß fassen ließ, konnten Friedrich's tapfere Krieger eher zum Weichen vermögen, als bis jede Hoffnung auf Erfolg verschwunden war. Daun, der alte Feldmarschall, war stets selber mitten im wildesten Getümmel und be-

zahlte den glänzenden Beweis seiner persönlichen Tapferkeit mit einer gefährlichen Schußwunde, die ihn noch vor Abend nöthigte, sich nach Torgau bringen zu lassen.

Der König sah mit trüben Blicken den unglücklichen Fortgang der Schlacht, deren Gewinn allein ihn retten, deren Verlust unfehlbar seinen Untergang herbeiführen mußte. Es war sein letztes Heer, welches er aufs Spiel setzte und dessen Kern vor seinen Augen erbarmungslos hingemäht wurde. Kaum zwei Stunden waren noch von dem kurzen Herbsttage übrig und noch hatte er nicht einen Schritt Terrain gewonnen; wenn die Nacht hereinbrach, ohne daß die untergehende Sonne die Preußen im Besitze der Siptitzer Höhen erblickte, war der glänzende Stern des Hauses Hohenzollern für immer verloschen.

Man darf wohl behaupten, daß das Mißgeschick der preußischen Waffen durch die Eilfertigkeit herbeigeführt wurde, mit welcher Friedrich, ohne die Ankunft der ganzen Armee auf dem Schlachtfelde zu erwarten, sogleich die einzelnen, vom Marsche ermüdeten Corps gegen den Feind anrücken ließ. Es wurde diesem nicht schwer, mit seiner Gesammtmasse, im Besitz der vortheilhaftesten Stellung und durch eine ungeheuere Anzahl von Geschütz begünstigt, die tapfersten Angriffe einer unverhältnißmäßigen Minderzahl zurückzuweisen und jenes nirgend als bei einem Treffen nöthigere Zusammenwirken und gegenseitige Unterstützen der verschiedenen Heerestheile bei den Preußen zu verhindern.

Inzwischen rückten noch fortwährend preußische Infanteriecolonnen aus dem Walde und auch die Geschütze erreichten endlich das Freie. Diese nun Ankommenden sahen den Tod unter ihren Reihen wüthen, ehe sie den Feind noch erblickten; denn Daun's Batterien schleuderten rastlos ihre Kugelsaat in das Dickicht des Waldes, so daß Gipfel und Aeste der Bäume splitternd auf die Häupter der Krieger niederstürzten und Manchen zerschmetterten. Viele Kanonen, deren Zugpferde verwundet oder getödtet wurden, mußten im Walde stehen bleiben und der schreckliche Anblick eines mit Leichen buchstäblich übersäeten Schlacht-

feldes war nicht geeignet, den nach unsäglicher Mühe endlich aus dem verhängnißvollen Forste herauskommenden Truppen viel Muth und Siegeshoffnung einzuflößen.

Mit ganz besonderer Sehnsucht aber harrte Friedrich der Ankunft seiner Cavalerie, auf die er seine letzte Hoffnung gebaut hatte. Sie sollte das Verlorene wieder gewinnen und im Verein mit dem Fußvolke dem Feinde den schon halb errungenen Sieg entreißen. Kaum war sie daher unter Anführung des Herzogs von Holstein bei Neiden auf der äußersten Spitze des preußischen linken Flügels erschienen, so erhielt sie Befehl zum Angriff, während zugleich ein Bote an Ziethen mit der dringenden Aufforderung abgeschickt wurde, er möge sich dem Könige nähern und um jeden Preis das Dorf Siptitz, den Schlüssel der feindlichen Stellung, zu nehmen suchen.

Und nun wüthete der Kampf noch einmal mit unerhörter Heftigkeit. Friedrich's Reiterei, bewährt in so vielen Schlachten und reich an Siegeslorbeeren, stürzte sich dem Feinde entgegen; die Infanterie folgte auf dem Fuße nach. Das Kürassierregiment Spaen, vom Obersten von Dalwig angeführt, hieb auf die kaiserlichen Regimenter Wied und Puebla ein und jagte sie in wilder Flucht auseinander. Das preußische Fußvolk wurde gleichfalls mit dem Feinde handgemein und lange schwankte der Kampf an der Lehne der Anhöhen unentschieden hin und her. Ein glückliches Manoeuvre der preußischen Dragoner schien dem Könige den Sieg erringen zu wollen. Sie fielen der kaiserlichen Infanterie in die Flanke, warfen in einem Anstürmen vier Regimenter über den Haufen und nahmen Alles gefangen, was nicht über die Klinge springen mußte. Zu gleicher Zeit drängte das auf dem linken Flügel stehende Corps des Obrist von Normann die österreichischen Grenadiere zurück, wurde aber von der Cavalerie wieder zum Weichen gebracht. Ueberhaupt erwarb sich die kaiserliche Reiterei in der Torgauer Schlacht die namhaftesten Verdienste und wurde nicht müde, mit unerschütterlichem Muthe die wieder und immer wieder angreifenden Preußen zurückzuwerfen. Auch jetzt entriß sie Friedrich's Truppen den Sieg und

nöthigte diese zum Weichen, was jedoch nur langsam und in der größten Ordnung geschah.

Der König, der den schrecklichen Gedanken einer Niederlage noch immer von sich wies, beschloß einen letzten Angriff mit seiner Cavalerie zu wagen. Schon war es ganz dunkel geworden und schwer und trübe hingen die Regenwolken auf das weite Leichenfeld nieder, wo Tausende den ewigen Schlaf schliefen, tausend Andere jammernd und stöhnend, vom Froste durchbebt und von eiskaltem Regen durchnäßt, mit dem Tode rangen. Noch war von Ziethen nichts zu sehen und zu hören; einige Bataillone erhielten Befehl, sich der Schlachtlinie entlang rechts zu ziehen, um Ziethen unter Begünstigung der einbrechenden Nacht aufzusuchen und bei dem Sturme auf Siptitz zu unterstützen. Unterdessen ließ der König seine Cavalerie vorrücken. Sie stand, wie wir schon erwähnten, am Ende des linken Flügels und erhielt jetzt Befehl, dem Feinde in die rechte Flanke zu fallen, wobei sie hoffte, ihn unbemerkt umgehen zu können. Wie groß war aber ihre Enttäuschung, als sie, am Ufer des Zeitschkengrabens (welcher, wie wir wissen, den rechten Flügel der Kaiserlichen deckte) angelangt, jenseit desselben nicht nur die ganze kaiserliche Cavalerie in Schlachtordnung stehen, sondern sich auch aus einer gut postirten Batterie so nachdrücklich mit Kartätschen empfangen sah, daß sie Mühe hatte, sich zu formiren. Und ehe dies noch völlig geschehen war, stürmte die feindliche Reiterei, vom General O'Donnel geführt, herüber, nahm die Preußen in die Flanke und zwang sie nach einem kurzen Gefecht zum eiligen Rückzuge.

Als der König die Niederlage seiner Cavalerie sah, glaubte er nicht länger hoffen zu dürfen — und in der That war Daun so fest überzeugt, den Sieg errungen zu haben, daß er sogleich Couriere mit der fröhlichen Botschaft an den kaiserlichen Hof abfertigte. — Da erscholl plötzlich, während auf dem ganzen preußischen linken Flügel die tiefe Stille der Ermattung und düsterer Niedergeschlagenheit herrschte, in nicht allzuweiter Entfernung ein lebhaftes Gewehrfeuer, welches immer stärker anwuchs. Es kam aus der Gegend des Dorfes Siptitz, und noch einmal schlugen

die Herzen der preußischen Krieger höher, denn Jedermann wußte es, daß, wenn Ziethen's Angriff auf das Dorf gelang, die Schlacht glorreich gewonnen war. Der König schickte noch einige Bataillone zur Unterstützung fort; da röthete heller Feuerschein den Himmel, Siptitz stand in Flammen, und während Friedrich und die ihn umgebenden Generale athemlos horchten, wie jetzt der Lärm des Kampfes schwächer wurde und allmälig verhallte, sprengten schon Ziethen's Adjutanten mit der Jubelbotschaft herbei: Siptitz ist erobert! die Preußen sind Herren des Schlachtfeldes!

So war es! und dem wackern Ziethen, dem kernigen Reiterhelden, dessen Name neben seinem großen Könige noch heute im Munde des Preußenvolkes lebt und nimmer vergessen sein wird — ihm gebührt der Lorbeerzweig, den die Torgauer Schlacht in den Ehrenkranz des Siebenjährigen Krieges flocht. Hören wir nun, wie es ihm gelang, die Niederlage zum Siege, das Verderben zum Glücke umzuwandeln.

Ziethen hatte sich auf der von Leipzig nach Torgau führenden Landstraße von der Hauptarmee getrennt und war vom Könige beauftragt, den feindlichen linken Flügel anzugreifen. Ehe dies aber möglich war, mußte er erst das Lascy'sche Corps geschlagen haben, von dessen Stellung er nichts wußte; gleichwol griff er es mit der größten Tapferkeit an und brachte es durch eine heftige Kanonade zum Weichen. Lascy jedoch würde sich, da er von Daun Unterstützung erhielt, jedenfalls lange genug gehalten haben, bis die Niederlage des Königs entschieden gewesen wäre, denn das Terrain erlaubte den Preußen nicht, einen allgemeinen Angriff zu machen, da eine Menge kleiner Teiche, Gräben rc. den Boden durchschnitten und besonders das Formiren der Cavalerie unmöglich machten. Dem General Ziethen war daher der Befehl des Königs, sich ihm zu nähern und Siptitz zu nehmen, ganz erwünscht. Er brach sogleich die ziemlich unersprießliche Kanonade ab, machte nach einigen Scheinmanoeuvres Linksum und setzte sich gegen Siptitz in Marsch. Lascy folgte diesen Bewegungen mit argwöhnischen Blicken und schickte vier

Bataillone nach dem Dorfe, welches überdies durch eine in einiger Entfernung bei der Windmühle des Ortes gelegene Schanze vertheidigt wurde. Diese Schanze war das erste Ziel des Angriffs. Der Feind aber vertheidigte sich hartnäckig und wies den General von Saldern bei einem zweimaligen Anstürmen blutig und mit großem Verluste zurück. Lascy warf alle seine Truppen auf diesen Punkt und zog sogar drei Bataillone aus dem Dorfe, welches er eben nur von der Seite, wo die Schanze lag, bedroht glaubte. Wahrscheinlich würde es den Preußen auch nimmer gelungen sein, Siptitz zu erobern, und ihr Rückzug hätte den Verlust der Schlacht besiegelt, wenn nicht ein glücklicher Zufall und Lascy's unbegreifliche Unachtsamkeit dem Feinde verhängnißvoll gewesen wären.

Wir erwähnten gleich beim Beginne unserer Darstellung, daß der linke Flügel des Feindes und besonders das Dorf Siptitz durch eine Kette von Teichen gedeckt war, zwischen welchen ein langer, von dieser Seite den einzigen Zugang bildender Damm sich hinzieht. Diesen Damm fand der Obristlieutenant von Möllendorf unbesetzt und General Saldern ließ nun sogleich zwei Bataillone hinübergehen. Hätten auch nur zwei Geschütze auf der jenseitigen, den Damm beherrschenden Höhe gestanden — es wäre unmöglich geworden, ihn zu passiren. Aber Lascy hatte daran nicht gedacht und Daun war eben jetzt mit seinem rechten Flügel beschäftigt, den die preußische Cavalerie zu umgehen drohte. Der Augenblick war der günstigste. Die beiden Bataillone kamen glücklich zwischen den Teichen durch, Saldern folgte mit seiner Brigade und nun ging auch Ziethen mit dem größten Theil seines Corps hinüber, während einige Regimenter noch einen Angriff auf das bei der Schanze liegende Siptitzer Hölzchen machten.

Es war ein Viertel auf Zehn und stockfinster, als Lascy mit Schrecken sich von einer Seite angegriffen sah, wo er es nimmer erwartet hatte. Im Nu war das Dorf erstürmt und in Brand gesteckt, einige feindliche Regimenter, die vorzudringen suchten, zurückgeworfen — und die Schlacht für Friedrich gewonnen. Nach einem zweimaligen mißglückten Angriffe zog sich

Lascy zurück, denn mit Trommelschall nahten sich jetzt die vom Könige abgeschickten Truppen, Infanterie und zahlreiche Geschütze, die der wackere Hülsen, auf einer Kanone sitzend, herbeiführte. Der Kampf hörte jetzt auf allen Punkten auf und beide Armeen suchten sich so gut als möglich zu ordnen.

Das war aber keine geringe Aufgabe; denn im Verlaufe des blutigen Kampfes waren beide Theile in Unordnung gerathen und sowol ganze Regimenter und Schwadronen, sowie tausend Einzelne irrten rathlos in der Finsterniß der Nacht umher, welche nur durch die Flammen des brennenden Siptitz auf einem geringen Umkreis erhellt wurde. Der König vermuthete, der überlegene Feind werde bei Tagesanbruch die Schlacht wieder erneuern. Deshalb flogen unaufhörlich Adjutanten und Ordonnanzen umher, um die vereinzelten Corps zu sammeln und ihnen neue Stellungen anzuweisen. In dem dichten Walde, welcher die Siptitzer Höhen begrenzt, schwärmten Preußen und Oesterreicher truppweise umher und erkannten sich nicht eher, bis sie aufeinanderstießen und das Feldgeschrei Freunde oder Gegner verrieth. Bei dieser Gelegenheit wurden von beiden Seiten viel Gefangene gemacht; als aber die Nacht weiter vorrückte und eine schneidende Kälte die Glieder der leicht bekleideten und bis zum Tode ermatteten Soldaten durchschüttelte, wurden die Gesetze des Krieges von denen der Menschenfreundlichkeit und der gemeinschaftlichen Noth in den Hintergrund gedrängt. Wo es einem Trupp gelungen war, ein Wachtfeuer zu entzünden, da sammelte sich Freund und Feind, um die erstarrten Körper an der Flamme zu erwärmen, und der Kroat streckte sich ruhig neben dem Ziethen'schen Husaren, der Tyroler Scharfschütz neben dem preußischen Grenadiere nieder. Man schloß in den meisten derartigen Fällen für diese Nacht einen Waffenstillstand unter der gegenseitigen Bedingung ab, daß man sich der Partei, welche sich am Morgen als unbestrittener Sieger erweisen werde, ohne Widerstand gefangen geben wollte. Fürwahr, eine in der Kriegsgeschichte eben so seltene, als durch ihre Eigenthümlichkeit erfreuliche Erscheinung!

Der König brachte die Nacht in der Kirche des Dorfes Elsnig zu. Auf einer Stufe des Altares sitzend fertigte er hier bei dem düstern Scheine eines Lämpchens die nöthigen Ordres und Befehle aus, während seine Generale schweigend um ihn her standen und aus den nahen Häusern des Dorfes das Aechzen und Wimmern der Verwundeten herüberdrang. So gewiß er auch seines Sieges war, so verhängnißvoll konnte ihm dennoch der Morgen werden, wenn der Feind unverzüglich auf das ordnungslos im Walde und auf den Höhen lagernde preußische Heer losrückte; denn die erschöpfte Natur machte ihre Rechte unerbittlich gegen die Anforderungen der Disciplin geltend, und nur in den seltneren Fällen vermochten die Bitten und Drohungen der Offiziere die von Hunger und Strapatzen entkräfteten Soldaten, die wie todt mitten in Regenlachen und dem lehmigen, aufgeweichten Boden lagen, zum Eintreten in Reihe und Glied und zum Formiren überhaupt zu bewegen.

Friedrich's Besorgnisse aber waren unnöthig. Der Feldmarschall Daun hatte sich nach 9 Uhr nach Torgau begeben und in seiner Abwesenheit dem General O'Donnel den Oberbefehl anvertraut. Dieser war nach dem Verluste des Dorfes Siptitz unschlüssig, was zu thun sei, und sendete deshalb zu Daun nach Verhaltungsbefehlen. So überraschend dem Feldmarschall auch die Kunde von der plötzlichen Wendung der Dinge kommen mochte und so schmerzhaft er die Hoffnung eines glorreichen Sieges getäuscht sah, überwand dennoch die vorherrschende Bedächtigkeit seines Charakters jegliche Gemüthsbewegung, und er ertheilte O'Donnel Befehl, die Armee noch in derselben Nacht über die Elbe zurückzuführen. Dies wurde auch sogleich und mit vieler Umsicht ins Werk gesetzt. Bei Torgau waren drei Brücken über die Elbe geschlagen, welche zuerst die Artillerie und das Gepäck, und früh gegen 3 Uhr das ganze Heer in langen Zügen passirte. Das tiefste Schweigen und die Finsterniß der regnigen Herbstnacht begünstigte den Rückzug, den übrigens Friedrich auch am hellen Tage schwerlich zu hindern vermocht hätte.

Als nun endlich trüb und dämmernd das Morgenroth den

kommenden Tag verkündete und die Blicke der Preußen jenseit der eroberten Anhöhen den Feind suchten, fanden sie ringsum die Gegend leer und nur von den traurigen Spuren des gestrigen Kampfes bedeckt. Groß und gerecht war die Siegesfreude der Truppen, die den 4. November über noch auf dem Schlachtfelde bivouakirten und dann, die Elbe aufwärts, den Oesterreichern nachrückten.

Die Torgauer Schlacht hatte unter beiden Heeren furchtbare Verwüstungen angerichtet. Die Oesterreicher zählten 12,000 Todte und Verwundete und verloren über 8000 Gefangene, 50 Kanonen und 27 Fahnen. Aber auch die Preußen betrauerten 10,000 Mann an Todten und Verwundeten und 4600 Gefangene; jedoch waren die Früchte dieses Sieges so reiche und ersprießliche, daß sie durch den erlittenen Verlust nicht aufgewogen wurden. Der König sah sich nun wieder im ungestörten Besitze von ganz Sachsen, außer Dresden, und es war ihm gestattet, Verstärkungen nach Schlesien und Pommern, ja sogar 8000 Mann zum Herzoge Ferdinand von Braunschweig an den Rhein zu senden. Ueberdies war der moralische Einfluß dieser neuen herrlichen Waffenthat eben so groß und erfrischend, als eben jetzt besonders nothwendig, da die mannichfachen, rasch aufeinander folgenden Unglücksfälle in der That bei den Truppen nicht ohne Wirkung geblieben waren und, wenn auch nicht ihre Tapferkeit, doch die Disciplin und jenes frische, fröhliche Wesen des Kriegerstandes einigermaaßen gemindert hatten.

Daun und Lascy setzten ihren Rückzug nach Dresden fort und langten am 8. November wieder in ihrem alten Lager hinter dem Plauenschen Grunde an. Der König ließ sie nicht besonders lebhaft verfolgen, dagegen mußte Hülsen mit einem kleinen Corps die Gegend um Freiberg und das Erzgebirge von den Reichstruppen säubern. Am 15. Nov. ging die preußische Armee in Sachsen in ihre Cantonnirungsquartiere; die Oesterreicher thaten wenige Tage darauf ein Gleiches, und somit war durch die Torgauer Schlacht, die letzte große und weltgeschichtlich bedeutende

in diesem Kriege, der Feldzug von 1760 so glorreich wie die früheren für die preußischen Waffen beendiget.

Es bleibt uns nun noch übrig, des Feldzugs der Alliirten am Rhein gegen die Franzosen in einer übersichtlichen Darstellung zu gedenken, ehe wir die Geschichte des Jahres 1761 vor den Blicken der Leser eröffnen.

# Sechsundzwanzigstes Capitel.

Unternehmungen der Alliirten. — Treffen bei Corbach und bei Warburg. — Die Franzosen erobern Kassel. — Gefecht bei Kloster Kampen.

Die zweite Bühne des Kriegsschauplatzes, Hannover, Braunschweig, Hessen und die Lande am Rhein und Main, hatten binnen vier Jahreu, wenn nicht mehr, doch mindestens ebenso hart gelitten als der Osten und Norden Deutschlands. Wie hier die Russen gleichsam als die empfindlichste Geißel, sengend und brennend und das Entsetzen vor sich hertragend, beim Beginn jedes Frühlings die Grenzen der preußischen Monarchie betraten, so waren es dort die Franzosen, die aller Kriegszucht baar, leichtsinnig und verwildert alljährlich die reizendsten und fruchtbarsten Gegenden unsers deutschen Vaterlandes überschwemmten und ihrer Raub- und Plünderungssucht den Zügel schießen ließen. Man wundert sich nicht, daß die Söhne einer, wenigstens in den äußern Formen des Lebens und der Sitte hochgebildeten Nation, so sehr die Gebote der Humanität und die innere Würde verleugnen konnten, wenn man weiß, daß von oben herab, von den Lenkern des französischen Königs, das Zeichen und Vorbild zu jenem unwürdigen Verfahren gegeben wurde, welches seitdem nirgend und in keinem Kriege nachgeahmt worden ist. Die Finanzen Frankreichs befanden sich eben damals in einem so außerordentlichen Grade der Zerrüttung, daß man kein Mittel scheuen zu dürfen glaubte, welches sie irgendwie wieder emporzubringen versprach. Das baare Geld war längst eine Seltenheit geworden und die Minister und Räthe durften nicht müde

werden, Speculationen, Pläne und Maaßregeln zu ersinnen, welche die Noth des Schatzes, wenn nicht mildern, doch den Augen der Welt verdecken und das lecke Staatsschiff noch möglichst lange über dem Wasser flott erhalten sollten. Aber wie konnte es anders sein? Der langwierige Krieg mit England und dessen Bundesgenossen, Preußen, verschlang ungeheure Summen und raubte Frankreich zugleich die meisten jener Hülfsquellen, welche eben damals bei der äußersten Erschöpfung des Landes unentbehrlicher waren als je. Die englische Seemacht, im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts zu einer imposanten Größe angewachsen, triumphirte in den fernsten Gegenden der Erde und ihre Wimpel flatterten siegreich auf allen Meeren. Vergebens hatten Frankreichs Flotten sich mit den stolzen Insulanern gemessen, vergebens opferte Ludwig XV. die Blüthe seiner Nation auf, um die Colonien, die Goldquellen des Staates zu erhalten — Glück und Tapferkeit waren mit England im Bunde, und nachdem Canada, das schöne, an den edelsten und nutzbarsten Producten überreiche Land am Lorenzstrome in Nordamerika, den Franzosen entrissen war, blieb diesen nur wenig Hoffnung, ihre westindischen Colonien unbedroht zu sehen. Kein Land bedurfte mehr des Friedens als Frankreich, und in keinem Lande schien gleichwol die Regierung weniger geneigt, zur Beendigung eines verderblichen Kampfes die Hand zu bieten. Der Minister Choiseul liebte den Krieg, vielleicht aus demselben Grunde, wie einst Louvois, der seine eigenen Schwächen und falschen Maaßregeln den Blicken des Königs durch Kampfgetöse und Pulverdampf zu entziehen gedachte; überdies konnte er es Friedrich nie vergessen, daß dieser ihn in einer poetischen Satire verspottet hatte — Grund genug, die endliche Demüthigung des Preußenkönigs unermüdet und mit allen Kräften zu betreiben. So kam es, daß das Bündniß mit Oesterreich und Rußland von dem Versailler Hofe aufrecht gehalten wurde, obgleich es täglich unpopulairer wurde und den Namen Choiseul dem bittern Hasse aller wahren Freunde Frankreichs und des Nationalruhmes Preis gab.

Die Geschichte der Feldzüge der Alliirten gegen die Franzosen ꝛc. ist nicht eben reich an großartigen und in ihren Folgen weit reichenden Begebenheiten, obwol seit dem Beginn des Kampfes sich jährlich stets weit über 200,000 Mann in Waffen zwischen Weser, Rhein und Main herumtummelten. Wenn Seitens der Alliirten die große Minderzahl ihrer Truppen und der Umstand, daß diese aus so verschiedenartigen Theilen und Nationalitäten, aus Engländern, Hessen, Preußen, Hannoveranern ꝛc. zusammengesetzt waren, diese Erscheinung genügend erklären dürfte, so müssen wir französischer Seits den Grund für den auffallenden Mangel an Thatkraft und Unternehmungsgeist theils in der geringen Befähigung der Heerführer, theils aber und besonders in dem Zwiespalte suchen, der nicht aufhörte, unter ihnen zu herrschen. Neid und Eifersucht schmiedeten in den französischen Hauptquartieren die häßlichsten Cabalen, denen die Ränkemacher und Intriguanten in Paris und Versailles nur zu willig die Hand boten. Der Privathaß zwischen den Befehlshabern verschiedener Armeeabtheilungen konnte nicht ohne Einfluß auf den Gang der Kriegsbegebenheiten bleiben; man unterstützte sich gegenseitig so schlecht als möglich, am liebsten gar nicht, und überließ sich unverhohlener Schadenfreude, wenn Diesen oder Jenen in Folge solcher Pflichtvergessenheit ein hartes Mißgeschick betroffen hatte. War eine Schlacht, ein Treffen verloren gegangen, so flogen die widersprechendsten Briefe und Botschaften nach Paris, in denen die französischen Generale sich gegenseitig geradezu des Hochverrathes beschuldigten und Jeder sich von der Verantwortung des geschehenen Unglücks durch die härtesten Anklagen des Andern frei zu machen suchte. Am deutlichsten traten diese unlautern Bestrebungen gegen den dermaligen Oberbefehlshaber, Herzog von Broglie, hervor, dessen schnelle und allerdings regelwidrige Beförderung die ihm untergeordneten Generale nimmer verschmerzen konnten. Obwol er der talentvollste der französischen Feldherren war, sah er sich doch fortwährend durch die Mißliebigkeit seiner Collegen die Hände in einem Grade gebunden, daß seine oft klug und geschickt angelegten Entwürfe

entweder gar nicht oder nur zum Theil verwirklicht werden konnten. Das Heer, ein so übles Beispiel vor Augen, verlor das Vertrauen zum Siege und zu sich selbst, jenen allmächtigen Hebel großer Thaten, der eine kleine Schaar dem zehnfach überlegenen Gegner furchtbar macht.

Alle diese Mängel und Zerrüttungen im Innern des französischen Heeres waren eben so viel willkommene Bundesgenossen der Alliirten, denen es sonst schwer, wo nicht unmöglich geworden wäre, das Feld, zwar mit abwechselndem Glücke, aber doch im Allgemeinen erfolgreich zu behaupten. Herzog Ferdinand kannte seine Gegner wohl und sah sich durch die Kraft des eigenen Talentes und scharfsinnige Beurtheilung der Verhältnisse in den Stand gesetzt, beim Beginn jedes neuen Feldzuges der materiellen Ueberlegenheit des Feindes ohne Bangen und mit den gegründetsten Hoffnungen eines erwünschten Ausganges entgegenzutreten.

Im Jahre 1760 schienen sowol Ferdinand wie Broglie so lange als möglich mit Eröffnung der Feindseligkeiten zögern zu wollen. Bis gegen die Mitte des Juni begnügten sich beide Heere mit gegenseitiger Beobachtung und waren nur bemüht, eine möglichst treffliche Ausrüstung herzustellen. Die französische Armee war 125,000 Mann stark und stand zum Theil am Niederrhein unter dem Grafen St. Germain, zum Theil bei Frankfurt unter Broglie's persönlichem Befehl. Ueberdies commandirte der Prinz Xaver von Sachsen ein Reservecorps von 15,000 Mann, nachdem der Herzog von Würtemberg, wie wir wissen, seine Truppen von den Franzosen getrennt und den Oesterreichern zugeführt hatte.

Gegen Ende des Maimonats bezog der Herzog Ferdinand, nachdem noch 7000 Britten, welche bei Emden gelandet, zu ihm gestoßen waren, ein Lager bei Fritzlar. Broglie glaubte nun nicht länger mit dem Beginne des Feldzuges säumen zu dürfen und rückte demgemäß plötzlich nach Marburg vor. Die Stadt war nur unvollkommen befestigt und hatte eine schwache Garnison; sie fiel deshalb am 30. Juni nach geringem Widerstande in

die Hand des Feindes, der jetzt in raschen Märschen vorrückte und die Absicht verrieth, in das Kurfürstenthum Hannover einzufallen. Ferdinand suchte sich dem Vordringen der Franzosen durch die Wahl einer festen Stellung bei Ziegenhain entgegenzusetzen, als aber Broglie Miene machte, ihn zu umgehen, sah er sich genöthigt, gleichfalls aufzubrechen. Seine Avantgarde unter dem Erbprinzen von Braunschweig traf am 10. Juli bei Corbach auf ein feindliches Corps und griff es sofort an. Der Erbprinz war der Meinung, nur eine Abtheilung des französischen Hauptheeres unter St. Germain vor sich zu haben, sah sich jedoch in dieser Voraussetzung getäuscht und entdeckte zu spät, daß sein Gegner ihm nicht nur bei weitem überlegen war, sondern auch fortwährend durch das Herbeiziehen frischer Truppen an Stärke gewann. Der Kampf war hartnäckig, da aber der Herzog Ferdinand zu entfernt war, um den Erbprinzen unterstützen zu können, mußte dieser sich endlich mit einem Verlust von 800 Mann und 15 Geschützen zurückziehen. — Das Gefecht bei Corbach war übrigens für die Alliirten ohne üble Folgen und der Erbprinz konnte schon am 16. Juli den Feind aufs Neue bei Emsdorf angreifen. Er traf hier auf das abgesondert vorrückende Corps des Generals von Glaubitz, umringte es plötzlich von allen Seiten und brachte ihm eine völlige Niederlage bei. Beinahe 3000 Mann wurden gefangen, das sämmtliche Gepäck und 5 Kanonen erbeutet — ein Gewinn, der den geringen Verlust von Corbach hinlänglich aufwog.

Ferdinand hoffte nun Marburg, wo der Feind große Magazine angelegt hatte, wieder erobern zu können; die Wachsamkeit des in der Nähe stehenden Generals Stainville vereitelte jedoch diese Absicht; ja es gelang sogar Broglie, durch verschiedene Märsche und Bewegungen die Alliirten bis gegen Kassel zurückzudrängen. Ferdinand war in Gefahr, von Hannover, oder, was eben so verhängnißvoll werden mußte, von seinen Magazinen in Westfalen abgeschnitten zu werden. Er wendete sich daher plötzlich nach der Diemel und fand am 31. Juli bei Warburg die kleinere Hälfte der französischen Armee, welche, nachdem St. Ger-

main unzufrieden den Dienst verlassen hatte, von dem Chevalier Du Muy befehligt wurde. Der Angriff geschah mit außerordentlicher Heftigkeit und lange blieb der Sieg zweifelhaft. Erst als die englische Reiterei unter Lord Granby auf dem Schlachtfelde anlangte und dem Feind in den Rücken und die Flanke fiel, wurden die Franzosen zum Rückzuge genöthigt, der bald in völlige Flucht ausartete. Viele ertranken in der Diemel oder fielen unter den Streichen der Cavalerie, so daß der Verlust des Feindes die Zahl von 5000 Todten und Verwundeten erreichte, während die Alliirten deren nur 1200 zählten.

Die Freude über diesen neuen und nicht unbeträchtlichen Vortheil wurde leider durch die Kunde von dem Verluste Kassels sehr getrübt. Die Franzosen hatten die Residenz mit leichter Mühe erobert, da das in der Nähe stehende Corps unter Kielmansegge aus Besorgniß vor der Ueberlegenheit Broglie's allzu eilfertig ins Hannöversche zurückgegangen war. Auch die kleine Festung Ziegenhain wurde vom Feinde eingenommen, wodurch dieser Meister von ganz Hessen wurde und Hannover ernstlich bedrohte. Gleichwol verhinderte die feste Stellung, welche Ferdinand an der Diemel genommen hatte, Broglie am weitern Vorrücken. Letzterer suchte vergebens durch taktische Kunstgriffe die Alliirten zu verdrängen und bezog nun auch seinerseits, der fruchtlosen Versuche müde, ein sehr starkes Lager bei Kassel, während der Prinz Xaver Göttingen einnahm und Anstalten traf, sich im Hannoverschen festzusetzen. Das aber wußten der Erbprinz und General Luckner zu verhindern; sie zwangen den Feind, indem sie ihn im Rücken bedrohten, zurückzugehen und fügten ihm in einer Reihe kleiner Scharmützel nicht unbedeutenden Schaden zu.

Lange Zeit hindurch blieben nun Ferdinand und Broglie unthätig in ihren festen Stellungen und Beide harrten mit Sehnsucht darauf, daß Einer oder der Andere sie zuerst verlassen möge. Broglie beschloß, seinen Gegner dazu zu zwingen, und traf Anstalten, ein starkes Corps nach dem Niederrhein zu senden, wodurch Ferdinand allerdings der Gefahr des Umgangenwerdens so

sehr ausgesetzt worden wäre, daß er sich nothwendig hätte zurückziehen müssen. Letzterer aber erhielt von Broglie's Vorhaben früh genug Kunde und glaubte es nicht besser vereiteln zu können, als wenn er ihm zuvorkäme. Demgemäß wurde der Erbprinz am 22. September mit einem Corps von 15,000 Mann nach dem Rheine gesendet. Er durchzog Westfalen und belagerte Wesel, während kleine Abtheilungen durch die Niederlande und bis an die französische Grenze streiften. Schlechtes Wetter und der Mangel an schwerem Geschütz, welches nicht so rasch hatte folgen können, zog die Belagerung in die Länge. Da dem Herzoge von Broglie an der Erhaltung Wesels außerordentlich viel gelegen war, sendete er sogleich den Marquis von Castries mit 20,000 Mann zum Entsatz. Der Erbprinz von Braunschweig war nicht geneigt, sogleich das Feld zu räumen und griff den feindlichen General, der in Eilmärschen herangekommen war, in der Nacht des 16. Octobers bei Kloster Kampen an. Castries hatte eine sehr vortheilhafte Stellung inne, die durch einen von Verhacken durchzogenen und mit Batterien versehenen Wald ganz besonders geschützt wurde. Alle Anstrengungen der Alliirten scheiterten an diesem Punkte, der mit heldenmüthiger Tapferkeit vom Feinde vertheidigt wurde. So oft sie auch ihre Angriffe erneuerten, so unerschrocken sie unter der persönlichen Anführung des Erbprinzen, der selbst verwundet wurde, auf die französischen Linien anstürmten — immer wurden sie wieder zurückgeworfen und sahen sich endlich, um Schlimmeres zu vermeiden, zum Rückzuge über den Rhein genöthigt. Aber auch dieser konnte ihnen noch verderblich werden; denn von dem angeschwollenen Strome war die Schiffbrücke beschädigt worden und die Alliirten hatten Ursache, die Langsamkeit des Feindes zu preisen, der der Wiederherstellung der Brücke kein Hinderniß in den Weg legte. Sie gingen nach einem Verluste von 1600 Todten und Verwundeten über den Fluß, wodurch die Belagerung von Wesel aufgehoben wurde.

In diesem Treffen bei Kloster Kampen war es, wo ein französischer Soldat, der Chevalier Assas vom Regimente Auvergne,

durch die erhabenste Selbstaufopferung unsterblichen Ruhm erwarb. Im Dunkel der Nacht verirrte er sich in jenem Walde von seinen Gefährten und sah sich plötzlich von Feinden umringt, die ihn mit augenblicklichem Tode bedrohten, wenn er es wagen würde, nur einen Laut von sich zu geben. Zwanzig Bajonnette zielten auf seine Brust; er aber, eingedenk der Pflicht des Kriegers, der Ehre und des Vaterlandes, zögerte nicht einen Augenblick, diesem durch seinen Tod einen Dienst zu leisten. Mit lauter Stimme rief er: „Hier Auvergne!" und war in demselben Augenblicke niedergestoßen. Aber seine Kampfgenossen hatten den Warnungsruf vernommen und stürzten von allen Seiten herbei. So ward das Verderben eines nächtlichen Ueberfalles durch den Opfertod des braven Assas von den Franzosen abgewendet.

Die beiden Heeresabtheilungen, des Erbprinzen von Braunschweig und des Generals Castries, blieben, getrennt durch den Rhein, in ihren Lagern stehen, und ebenso beobachteten sich die beiden Hauptarmeen an der Diemel noch immer mit der äußersten Sorgfalt. Ferdinand wünschte, da Broglie sich durch die Absendung verschiedener Detachements geschwächt hatte, eine Schlacht herbeizuführen, konnte jedoch seinen Gegner auf keine Weise dazu bewegen. Er wendete sich daher gegen Göttingen und hoffte diese wichtige Stadt den Franzosen wieder entreißen zu können. Sie wurde eng eingeschlossen und der Commandant, General de Vaux, zur Uebergabe aufgefordert. Der aber wollte nichts von einer Capitulation hören und traf so vortreffliche Vertheidigungsanstalten, daß Ferdinand die Hoffnung auf eine leichte Eroberung aufgeben mußte, um so mehr, da der Winter vor der Thür war und bösartige Seuchen unter den Truppen große Verwüstungen anrichteten. Die schlechte Beschaffenheit der Landstraßen erschwerte überdies die Zufuhr der Lebensmittel, so daß die Belagerer an Allem Noth litten, während die Belagerten mit Proviant und Munition in Ueberfluß versehen waren.

Ferdinand hob nach Verlauf von zwanzig Tagen die Blokade, die ihm harte Verluste zugezogen hatte, auf, und da inzwischen die französische Armee in Hessen und einem Theile von Thüringen die Winterquartiere bezogen hatte, nahmen auch die Alliirten ihre Cantonnirungen in Hannover und Westfalen ein.

---

# Siebenundzwanzigstes Capitel.

Allgemeine Verhältnisse. — Winterfeldzug des Herzogs von Braunschweig.

Fast unbegreiflich würde es gewesen sein, daß nach fünf blutigen Kriegsjahren sich bei den gegen Friedrich verbündeten Mächten noch immer keine ernste Neigung, kein wahrer, ungeheuchelter Wille zu einem endlichen Friedensschlusse zeigte, wenn diese nicht von dem gewissen Untergange und der unvermeidlichen Demüthigung des großen Preußenkönigs mehr und mehr überzeugt worden wären. Es war nicht schwer zu berechnen, wie lange noch die Hülfsmittel eines im Verhältnisse zu seinen Gegnern kleinen Staates ausreichen, wie lange es Friedrich noch möglich sein würde, mit jedem Frühlinge ein neues Heer, eine neue Ausrüstung den aus allen Himmelsgegenden auf ihn einstürmenden Streitmassen entgegenzustellen. Der Zeitpunkt, wo die letzte Kraftanstrengung, gleichsam das letzte Zucken des zum Tode verwundeten Löwen das Zeichen zum Aufhören des Kampfes und zur Vernichtung der preußischen Monarchie geben mußte, schien nicht mehr fern zu sein und mit banger Trauer sahen die Bewunderer der Genialität und wahrer Heldengröße dem Verlöschen eines glänzenden Gestirnes entgegen. Der König selbst täuschte sich am wenigsten über seine verzweifelte Lage und setzte all' seine Hoffnung jetzt nur noch auf das Glück, auf unvorhergesehene, unzuberechnende Ereignisse. Mit jedem Jahre wurde das Heer, welches er ins Feld führte, kleiner und schlechter, während Rußland, Oesterreich und Frankreich im Gegentheile in jedem neuen Feldzuge imposantere Kräfte entfalteten. Die preußischen Provin-

zen waren größtentheils verödet, Städte und Dörfer leer und in Armuth, und wo die Flamme und das erbarmungslose Schwert des Feindes das Land nicht in eine entvölkerte Wüste verwandelt hatten, da fehlten dennoch rüstige Hände zum Ackerbau und zur Betreibung von Handel und Gewerbe, denn alle wehrhaften Männer, oft Jünglinge, die kaum den Kinderschuhen entwachsen waren, mußten des Königs Fahnen folgen und ihr Schicksal an das seine ketten. In der entsetzlichsten Gestalt aber zeigte sich das Elend und der Fluch des Krieges an den Ufern der Warthe und Oder; die Neumark, ohnedies ein armes, nur streckenweise fruchtbares Land, war fast jedes Jahr, am meisten jedoch im Herbste 1760 von den abziehenden Russen dergestalt verwüstet worden, daß man oft im Umkreise von einigen Meilen kein einziges unzerstörtes Dorf und entweder gar keinen Menschen oder zerlumpte, jammernd umherirrende Bettler antraf. Auch die Gegend am Riesengebirge, sonst der Sitz blühenden Handels, des Reichthums und weit berühmter Gewerbthätigkeit, hatte furchtbar gelitten; ebenso die Uckermark, welche die Schweden gleich feigen Räubern und Mördern durchzogen, sobald die preußischen Husaren den Rücken gewendet hatten. — Unter dem härtesten Drucke aber schmachtete das Kurfürstenthum Sachsen, dem sein Wohlstand und die Betriebsamkeit seiner braven Bewohner recht zu einer Quelle unausgesetzter Plage und Noth und der maßlosesten Erpressungen wurde. Wir erwähnten schon mehrfach, daß Sachsen dem Könige die ergiebigste, zuletzt fast einzige Hülfsquelle darbot und daß deshalb der Besitz des Landes für ihn eine Lebensfrage war. Hier grünten und blühten die Fluren, hier reifte das Getreide, obwol die Hufe der Rosse und das Getöse der Schlacht fast unaufhörlich darüber hinbrausten; hier war der Reichthum der Kaufleute und Fabrikanten noch nicht erschöpft, trotz zahlloser, von Freund und Feind erhobener Contributionen; hier bot endlich die dichte, kräftige Bevölkerung den preußischen Werbern Gelegenheit, die Regimenter zu vervollständigen, wenn gleich mit ungern fechtenden, der Sache des Preußenkönigs feindseligen Soldaten. Aber wie ungenügend waren nach und nach auch diese

Mittel geworden und wie bald mußten sie völlig erschöpft sein! Leipzig z. B., die reiche, weltberühmte Handelsstadt, war durch die unaufhörlichen Contributionen und Abgaben aller Art, welche Franzosen, Reichstruppen, Oesterreicher, Sachsen und Preußen um die Wette erhoben, dermaßen entkräftet und die emsige Betriebsamkeit seiner Bewohner so hart gelähmt worden, daß es dem Könige, der den Winter von 1760—61 hier sein Hauptquartier hatte, unmöglich war, die geforderte Summe von einer Million Thaler zu erheben. Weder Vorstellungen noch Drohungen, noch auch die härtesten Zwangsmaaßregeln, welche man gegen die angesehensten Bürger der Stadt in Ausübung brachte, hatten den gewünschten Erfolg, bis endlich durch die aufopfernde Vermittelung des Menschenfreundes Gotzkowsky, jenes braven Berliner Kaufmanns, ein Uebereinkommen erzielt wurde, gemäß welchem Leipzig die Summe von 800,000 Thalern, größtentheils in Wechseln, entrichtete.

Ein empfindlicher Schlag für Friedrich war der im October 1760 erfolgte Tod Georg II., des Königs von England. Wir haben gesehen, wie lebhaft die britische Nation an Friedrich's Kämpfen Antheil nahm und wie Cabinet, Ministerium und Parlament sich beeiferten, den Helden zu unterstützen, dessen Siege und Erfolge auch die ihrigen waren. Pitt vor Allen hatte es dahin gebracht, daß das politische Interesse Englands sich innig mit dem Preußens verknüpfte und daß man dort durch Subsidien und Hülfstruppen besonders die Armee kräftig zu unterstützen bereit war, welche unter Herzog Ferdinand's Anführung gegen Frankreich, dem Gegenstande des allgemeinsten Nationalhasses, operirte; denn durch diese Beschlüsse und deren gewissenhafte Ausführung erwarb man nicht nur den Ruhm, dem Manne des Jahrhunderts Beistand geleistet zu haben, sondern man schwächte auch die Macht Frankreichs, des gemeinschaftlichen Feindes, und durfte eine glückliche und gewinnbringende Lösung des langwierigen Kampfes erwarten. — Georg's Ableben nun brachte eine völlige Veränderung der englischen Politik zuwege. Der Günstling des Thronfolgers, John Stuart Bute, hatte sich schon seit längerer

Zeit als heftiger Gegner des Pitt'schen Ministeriums geltend gemacht und dessen Maaßnahmen durch einen systematischen Widerstand mehrfach gehemmt oder vereitelt. Unter der Aegide Georg III. wurde es ihm möglich, den geistreichen und beredten Pitt allmälig zu verdrängen und an die Stelle der Whigpartei die Tories ans Ruder zu bringen. Trotz des äußersten Widerstandes und der unverhehlten Entrüstung der Parlamentsversammlung arbeitete er rastlos auf eine Versöhnung mit Frankreich hin und veranlaßte den schwachen Georg, den ersten Schritt zu Erreichung dieses unpolitischen Zweckes durch die Aufhebung der mit Friedrich II. abgeschlossenen Subsidienverträge zu thun. Der größere und einsichtsvollere Theil der britischen Nation protestirte ebenso heftig als fruchtlos gegen ein Verfahren, welches den König von Preußen in einem Augenblicke preisgab, wo er der Unterstützung nöthiger bedurfte als je. Es entspannen sich im Parlament furchtbare Redekämpfe, in denen man Lord Bute geradezu der Feigheit und Treulosigkeit beschuldigte, ohne jedoch weder ihn noch den König zu einer Aenderung ihrer Handlungsweise zu vermögen. Der Allianztractat mit Preußen blieb unerneuert und Friedrich mußte, wie so oft schon in diesem unseligen Kampfe, einer schönen Hoffnung entsagen — ungebeugt, unerschüttert entsagen!

Inzwischen verfloß der Winter, den, wie die früheren, anstatt der Waffenkämpfe Unterhandlungen, diplomatische Künste und Federschlachten ausfüllten. Friedrich's Gegner gaben sich den Anschein, als seien sie dem Abschlusse eines billigen Friedens nicht abgeneigt und die Kaiserin Maria Theresia schlug sogar Augsburg als den Ort vor, wohin am zweckmäßigsten eine Conferenz zu berufen sei. Dabei blieb es aber auch; denn die Verbündeten hofften, im nächsten Feldzuge das geschwächte Preußen ohne Mühe erdrücken und dann ohne Friedensschluß mehr erreichen zu können, als auf dem Wege der Unterhandlungen. Sie betrieben daher ihre Kriegsrüstungen mit gesteigertem Eifer, vermehrten ihre Heere, ihr Geschütz, ihre Magazine, und versuchten sogar, als seien sie noch immer nicht stark genug, das entfernte Spanien durch allerlei Intriguen in ihr kolossales Bündniß zu ziehen.

Friedrich that seinerseits Alles, was er vermochte, um dem Sturme, den der erste Strahl der Sommersonne zu wecken bereit war, so stark, so gefaßt als möglich entgegenzutreten; den zuverlässigsten, edelsten und mächtigsten Bundesgenossen aber suchte er in seinem Genie, in den Hülfsquellen seines Geistes, der in der kurzen Zeit der Waffenruhe mit tiefem Ernste und weiser Beurtheilung der Verhältnisse den Operationsplan für 1761 ins Leben rief. Diesem gemäß wurde der Herzog Ferdinand beauftragt, den Winterfeldzug von 1758 zu wiederholen und die Franzosen wie damals durch einen plötzlichen und unerwarteten Angriff bis an den Main zurückzuwerfen. Dem Prinzen Heinrich wurde die Vertheidigung Sachsens anvertraut; der General Goltz sollte mit 12,000 Mann die Russen an der Oder beobachten und der Prinz von Würtemberg ein festes Lager bei Kolberg beziehen, um diese wichtige und bisher so tapfer vertheidigte Festung gegen die Russen unter Romanzow zu decken. Der König selbst behielt sich die Vertheidigung Schlesiens, dieser ihm so theuren und mit so schweren Opfern erkauften Provinz, vor, die von Norden und Süden her von zwei übermächtigen Heeren bedroht wurde.

Der Herzog von Braunschweig also eröffnete, der Verabredung gemäß, das Kriegsdrama von 1761. Die Winterquartiere der Franzosen bildeten einen ungeheuern Bogen, der sich von dem Flusse Sieg in Westfalen bis nach Gotha erstreckte und dort mit der Reichsarmee zusammenhing. Den Schlüssel zu dieser Stellung bildete das wohlbefestigte und reichlich mit Proviant versehene Göttingen, die Stützpunkte derselben die Städte Marburg, Kassel und Ziegenhain. Ein wirksamer Angriff mußte also von drei Seiten zugleich unternommen werden. Der Erbprinz von Braunschweig war bestimmt, das Centrum des Feindes zu durchbrechen, während der Herzog Ferdinand zur Unterstützung eine Stellung zwischen Kassel und Fulda nehmen und die Generale Spörken und Syburg durch Thüringen auf die Quartiere des französischen linken Flügels losgehen wollten. — Wie man vorausgesehen hatte, wichen die Franzosen bei dieser plötzlichen

und völlig unvermutheten Eröffnung der Feindseligkeiten — es war mitten im Februar — voll Bestürzung zurück und die Alliirten erbeuteten eine Menge reichgefüllter Magazine. Der Herzog von Broglie suchte sich zuerst bei Fulda zu setzen, mußte aber dem unwiderstehlichen Anstürmen der Alliirten weichen und bis in die Nähe von Frankfurt zurückgehen. Bei dieser Gelegenheit wurde ein sächsisches Corps unter dem General Solms, welches von der Hauptarmee entfernt stand und bei dem Rückzuge derselben nicht abgerufen worden war, von den Generalen Spörken und Syburg bei Langensalza plötzlich angegriffen, geschlagen und mit einem Verluste von 2000 Mann völlig zerstreut. In Folge dieses Unfalles zog sich auch die Reichsarmee bis nach Franken zurück und die Alliirten konnten die Blokade von Kassel, Marburg und Ziegenhain beginnen. Diesem Unternehmen aber stellten sich außerordentliche Schwierigkeiten in den Weg. Feuchtes, regnerisches Wetter, welches auf den harten Winterfrost gefolgt war, hatte das Erdreich aufgeweicht und die Landstraßen verdorben, so daß der Transport des schweren Geschützes und die Eröffnung der Laufgräben theils gar nicht, theils mit großem Zeitverluste und unsäglichen Mühsalen bewerkstelligt werden konnte. Ueberdies wurden die genannten Plätze von ihren Besatzungen mit äußerster Tapferkeit vertheidigt. In Kassel hatte der Graf Broglie, der Bruder des französischen Oberbefehlshabers, so treffliche Anstalten getroffen und wies alle Versuche der Alliirten, die Stadt zu gewinnen, so nachdrücklich und entschieden zurück, daß Ferdinand bald alle Hoffnung, sich im Hessischen zu behaupten, aufgeben mußte, um so mehr, da die Franzosen durch den schlechten Fortgang der Belagerungen Zeit gewannen, sich am Niederrhein zu verstärken und nun ihrerseits die Offensive zu ergreifen. Es gelang ihnen, den Erbprinzen von Braunschweig unvorbereitet am 21. März in einer ungünstigen Stellung bei Alzenhain zu überraschen und ihm eine empfindliche Niederlage beizubringen, der in rascher Folge noch mehrere, größtentheils für die Alliirten unglückliche Gefechte folgten. Herzog Ferdinand sah die Unmöglichkeit ein, ohne den Besitz der festen Plätze dem Vorrücken des

Feindes Widerstand zu leisten. Da er durch seinen Winterfeldzug wenigstens einen Zweck, die Zerstörung der feindlichen Magazine, erreicht hatte, hob er die Belagerungen auf und zog sich am 1. April wieder in seine frühere Stellung hinter der Diemel zurück. Fast drei Monate hindurch blieben nun die Feindseligkeiten unterbrochen, denn Broglie sah sich durch den Verlust seiner Vorräthe gehindert, die errungenen Vortheile zu verfolgen, und war zufrieden, sich wiederum im ungestörten Besitze der hessischen Lande zu befinden.

# Achtundzwanzigstes Capitel.

Vereinigung der Russen und Oesterreicher. — Das Lager bei Bunzelwitz.

In Schlesien hatte das Armeecorps des Generals v. Goltz den Winter über längs dem Gebirge in Cantonnirungen gestanden und mit Loudon einen Waffenstillstand abgeschlossen, der jedoch durch die Schuld des preußischen Generals, Prinz von Bernburg, gestört wurde. Dieser nämlich ließ in der Grafschaft Glatz, welche damals aber in österreichischen Händen war, Rekruten ausheben, was Loudon, dessen nachdrückliche Protestationen kein Gehör fanden, endlich zu einem Gewaltstreiche veranlaßte. Er überfiel plötzlich die 1800 Mann starke Besatzung der Stadt Frankenstein an der Grenze Oberschlesiens und machte sie zu Gefangenen. Die Folgen dieses Unternehmens waren jedoch keineswegs weitere Feindseligkeiten, wie man allgemein erwartet hatte, vielmehr wurden zwischen Goltz und Loudon die obschwebenden Streitsachen ausgeglichen und der Waffenstillstand sogar noch um einige Wochen verlängert. Kaum aber war er (am 22. April) abgelaufen, so rückte Loudon in drei Colonnen in Schlesien ein und lagerte sich bei Waldenburg. Goltz, der zu schwach war, um die Oesterreicher im offenen Felde angreifen zu können, nahm gleichwol bei Hohenfriedeberg eine Stellung, durch welche Schweidnitz und Breslau sehr geschickt gedeckt wurden und die er bis zur Ankunft des Königs zu behaupten gedachte.

Friedrich säumte auch nicht, auf die Kunde von Loudon's Einfall in Schlesien dahin aufzubrechen. Er hatte in den ersten Tagen des Monats April von Jena und Leipzig aus einige leichte

Corps unter den Generalen Syburg und Schenkendorf nach Thüringen und dem Voigtlande geschickt, um die Reichstruppen, welche bis dahin vorgedrungen waren, zurückzutreiben. Die Expedition hatte den gewünschten Erfolg; der Feind zog sich rasch nach Franken zurück, nachdem er in einem kurzen Gefecht bei Saalfeld nicht unbeträchtliche Verluste erlitten hatte, und die Preußen kehrten mit Beute beladen wieder in ihre Quartiere heim.

Der König verließ nun Sachsen und ging am 4. Mai 1761 mit 33 Bataillonen Fußvolk, 63 Schwadronen und 8 Batterien schweren Geschützes bei Strehla über die Elbe, nachdem er, wie wir bereits erwähnten, seinem Bruder Heinrich den Oberbefehl über ein zwischen Nossen und Meißen stehendes, 33,000 Mann starkes Corps übertragen hatte. Am 8. Mai traf die Armee in Görlitz ein und eilte von hier mit einer, in den Kriegen des achtzehnten Jahrhunderts beispiellosen Schnelligkeit, nach Schweidnitz, weil der König entschlossen war, Loudon sofort anzugreifen und nach Böhmen zurückzuwerfen. Der aber hatte des Königs Ankunft nicht abgewartet und war wieder nach der Grafschaft Glatz gegangen, wo er seine Armee, die erste, welche er als selbständiger Oberbefehlshaber commandirte, zuvor noch ansehnlich zu verstärken und aufs Trefflichste auszurüsten gedachte, ehe er im Kampfe mit seinem großen, von ihm hochgeachteten Gegner seine jüngst erworbenen Lorbeern aufs Spiel setzen wollte. Friedrich, der jetzt etwa 48,000 Mann stark war, bezog nun ein Lager am Fuße des Gebirges, bei Freiburg, und schickte erst von hier aus den General Goltz nach der Oder zur Beobachtung der Russen. — Goltz blieb bis in die Mitte des Juni bei Glogau stehen und erwartete die Bewegungen des Feindes, der ungewöhnlich lange in seinen Cantonnirungen bei Posen, an der Warthe und Weichsel verharrte und erst nach der Ankunft des neuen Oberbefehlshabers, Feldmarschalls Buturlin, Anstalten zum Marsche nach der schlesischen Grenze traf. Das russische Heer war 50,000 Mann stark und in vier große Divisionen getheilt, die getrennt von einander, zu gleicher Zeit aus den Cantonnirungen aufbrechen und sich erst auf dem Marsche vereinigen sollten.

Diesen Umstand glaubte Goltz benutzen zu müssen und machte in seinem Berichte dem Könige den Vorschlag, er möge ihn verstärken und dadurch in Stand setzen, diese vier Abtheilungen vor ihrer Vereinigung einzeln anzugreifen und zu schlagen. Der König ging auf den Plan ein und sendete ihm noch 8000 Mann unter dem General Schmettau, so daß Goltz jetzt über 20,000 Mann zu verfügen hatte. Mit dieser Streitmacht wäre es ihm unzweifelhaft gelungen, den Feind auf die angegebene Weise von seinem Vordringen nach Schlesien abzuhalten, ja vielleicht für den ganzen Feldzug unschädlich zu machen; ein widriges Schicksal aber warf Goltz an demselben Tage, wo er aufzubrechen gedachte, aufs Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erhob. Er starb am 28. Juni, und obgleich Ziethen, dem der König an des Verstorbenen Stelle die Ausführung der beabsichtigten Expedition anvertraut hatte, sogleich ins Hauptquartier nach Glogau eilte und den Abmarsch möglichst beschleunigte, war dennoch bereits die günstige Zeit verstrichen und die Vereinigung der russischen Heerhaufen am 30. Juni bei Czempin erfolgt. Ziethen konnte daher nichts thun, als durch Märsche und Stellungen das Vorrücken des Feindes möglichst verzögern, was er denn auch nicht ohne Erfolg ins Werk setzte, bis ein Schreiben des Königs ihm anbefahl, sich nach Breslau zurückzuziehen und diese Hauptstadt zu decken. Dies geschah; Ziethen bezog zwei Lager an der Oder und die Russen betraten nunmehr am 15. Juli die schlesische Grenze.

Seit die Russen auf der Kriegsbühne erschienen waren, war es stets der lebhafteste Wunsch des Petersburger und Wiener Hofes gewesen, die beiderseitigen Hauptarmeen sich vereinigen und dann gemeinschaftlich gegen die Preußen operiren zu lassen. Nur einmal im Laufe des ganzen Krieges, vor der Schlacht bei Kunnersdorf, war dieser Plan ins Werk gesetzt und von einem so überaus glücklichen Erfolge gekrönt worden, daß man nunmehr von einer zweiten Vereinigung der russischen und kaiserlichen Heere nichts Geringeres als die glorreiche, allen Anforderungen und Hoffnungen entsprechende Beendigung des langwieri-

gen Kampfes erwartete. Buturlin wie Loudon erhielten demzufolge die gemessensten Instructionen, ihre Verbindung um jeden Preis in Schlesien zu bewerkstelligen. Friedrich's Scharfblick hatte die Absicht seiner Feinde und die schwere Gefahr, welcher ihn das Gelingen derselben aussetzte, sogleich erkannt und richtig beurtheilt. Es galt jetzt, den drohenden Schlag mit List oder Gewalt abzuwenden. Der Generalfeldzeugmeister Loudon, der den ausdrücklichen Befehl hatte, sich vor der Vereinigung mit den Russen in Nichts einzulassen, stand in einem verschanzten Lager bei Braunau und ließ in Oberschlesien zahlreiche Magazine anlegen. Auch mußte Brentano mit einem starken Corps durch das Gebirge vorrücken, während in Oberschlesien sich immer mehr kaiserliche Truppen zusammenzogen. Der König schloß aus all' diesen Veranstaltungen, daß Loudon die Absicht habe, ihn von Neisse abzuschneiden, sich durch einen raschen Marsch der Oder bei Brieg oder Oppeln zu nähern und dort die Russen, welche bereits in der Nähe von Breslau standen, an sich zu ziehen. Er sah seine Vermuthung bestätigt, als Loudon am 18. Juli seine bisherige Stellung verließ und bis nach Frankenstein vorrückte, während General Bethlem sich der Festung Neisse näherte. Der König mußte nun darauf bedacht sein, dem Feinde zuvorzukommen und ihn an der Erreichung der Oder zu verhindern. Um dies zu bewerkstelligen, mußte er mit der äußersten Schnelligkeit um Loudon's Armee herumgehen und eben da sich aufstellen, wo die Oesterreicher die Ankunft der Russen zu erwarten gedachten. Und in der That wurde dieser kühne und gewagte, dicht an den feindlichen Truppen und Batterien vorüberführende Marsch eben so schnell als meisterhaft ausgeführt, so daß Loudon die Preußen in demselben Augenblicke in einer unangreifbaren Stellung vor sich sah, als er das letzte Hinderniß der Erreichung seiner Absicht beseitigt zu haben glaubte. Strenge Befehle des kaiserlichen Hofkriegsrathes in Wien verboten ihm, den König anzugreifen, und doch war diese eherne, aus Bajonnetten und Batterien gebildete Scheidewand schwerlich auf andere Weise zu beseitigen. Es blieb ihm nichts übrig, als sich in das Unver-

meidliche zu fügen und den Entwurf, sich mit Buturlin in Oberschlesien zu vereinigen, völlig aufzugeben. Er machte daher dem russischen Feldmarschall den Vorschlag, die gewünschte Verbindung in Niederschlesien zu veranstalten, und da Buturlin hierein willigte, traf Loudon sogleich mit gewohnter Einsicht und Klugheit die nöthigen Vorkehrungen. Wie er selbst durch den König getäuscht worden war, gedachte er jetzt diesen wieder zu täuschen und ihn über den Vereinigungspunkt der Armeen so in Ungewißheit zu erhalten, daß es ihm nicht zum zweiten Male gelingen sollte, kluge und sinnreiche Berechnungen zu vereiteln. Er verstärkte den General Bethlem in Oberschlesien, um die dortigen Magazine zu decken, und ging nun wieder in sein altes Lager bei Frankenstein zurück, wo er so ruhig stehen blieb, als gäbe es in der Welt weder Preußen noch Russen.

Wirklich wurde der König durch Loudon's Verfahren unsicher gemacht und wußte nicht, wessen er sich von ihm zu gewärtigen habe. Er kam endlich auf den Gedanken, daß Loudon ihn selbst in berechneter Unthätigkeit zu erhalten beabsichtige, damit das Bethlem'sche Corps Zeit gewönne, Oppeln zu erreichen, welchem Punkte sich die Russen auf der andern Seite der Oder gleichfalls nähern würden. Er beschloß daher, vor allen Dingen Bethlem aus Oberschlesien zu vertreiben, und marschirte in dieser Absicht am 30. Juli nach Neustadt. Der Feind aber vermied einen Angriff und zog sich sogleich in das Gebirge zurück, worauf der König ein Lager bezog, um das endliche Heraustreten von Loudon's Absichten zu erwarten.

Dieser Letztere sah seinen Plan dem trefflichsten Gelingen entgegenreifen. Während er Friedrich durch verschiedene Bewegungen in der Meinung bestärkte, daß Oberschlesien der Schauplatz der Vereinigung der Russen und Oesterreicher sein solle, rückte Buturlin langsam und vorsichtig an Breslau vorüber, wo er nur Czernitschef mit 20,000 Mann zurückließ, nach dem rechten Oderufer bei Leubus in Niederschlesien, und erwartete hier den Erfolg der meisterhaften Bewegungen der Oesterreicher. Loudon entwickelte in diesen Tagen eine Fülle von Talent,

Scharfsinn und der ausgezeichnetsten Feldherrengaben, die ihn seines großen Gegners würdig machten und ihm die ehrenvollsten Lobsprüche aus des Königs Munde erwarben. Am 1. August rückte er plötzlich dicht an das Lager des Königs heran und recognoscirte dasselbe mit solchem Ernste, daß die Preußen einen Angriff für unzweifelhaft hielten und sich in Schlachtordnung stellten. An demselben Tage aber begann er die letzte Hand ans Werk zu legen und trat mit äußerster Vorsicht den Marsch durchs Gebirge nach Niederschlesien an. Seine Bewegungen wurden durch die große Menge leichter Truppen, die ihm zu Gebote standen und das Heer fortwährend umschwärmten, in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt, der den König an genauer Beobachtung hinderte und einen unersetzlichen Zeitverlust zuwege brachte.

Loudon hatte bei seinem Abmarsche einige Corps unter Janus und Brentano zurückgelassen und war schon weit entfernt, als der König am 4. August erst entdeckte, daß die österreichische Hauptarmee ihm nicht mehr gegenüberstand. Es blieb ihm kein Zweifel, daß Loudon den Russen entgegeneilte, und in der Hoffnung, ihn vielleicht noch zur rechten Zeit einzuholen, brach er sogleich auf. Janus und Brentano, die ihre Absicht, den König einige Tage in Täuschung zu erhalten, erreicht hatten, wichen den Preußen aus und zogen stets in gewisser Entfernung neben ihnen her. Friedrich war in der quälendsten Unruhe. An einem glühend heißen Sommertage legte er mit der Armee sechs und eine halbe Meile zurück und traf, ganz erschöpft, in Strehlen ein, wo er stehen blieb und über Loudon Nachrichten einzuziehen hoffte. Aber der war mit seinem Heere spurlos verschwunden. Wie Jemand mit verbundenen Augen bald hier, bald dorthin tastet, um sich zu orientiren und einen Gegenstand zu finden, so wendete sich Friedrich jetzt, von falschen Nachrichten und Irrungen der Kundschafter noch mehr verwirrt, bald rechts, bald links, bald nördlich, bald südlich, bis endlich am 9. August sich plötzlich der Vorhang hob und dem Könige ein grelles Licht über die Lage der Dinge aufging. Er erhielt nämlich von dem Comman-

danten der Festung Schweidnitz die Meldung, daß die österreichische Armee auf den Bergen in der Umgegend ein Lager bezogen habe, und bald darauf die jeden Zweifel aufhebende Kunde von dem bei Kloster Leubus erfolgten Uebergange der russischen Armee über die Oder.

Jetzt war es nur noch möglich, die Vereinigung der beiden feindlichen Armeen nicht zu verhindern, sondern hinauszuschieben. Der König rückte demgemäß rasch in die Gegend von Jauer und nahm eine Stellung, wodurch er sich zwischen die Russen und Kaiserlichen schob, also ein Wagniß unternahm, welches die übelsten Folgen, vielleicht ein zweites Hochkirch, hätte nach sich ziehen können. Loudon aber blieb unbeweglich in seinem trefflichen Lager, weil er aus Gründen darauf bestand, daß die Russen sich gleichfalls dem Gebirge nähern sollten. Diese Letztern gingen nur langsam und mit großer Behutsamkeit vor. Bei den Dörfern Jenkau und Klein-Wandris, zwischen Liegnitz und Jauer, traf die preußische Avantgarde unter Ziethen und Platen zum ersten Male mit dem Feinde zusammen. Es begann eine lebhafte Kanonade und der König war eben im Begriff, Ziethen zu unterstützen, als sich plötzlich auf der Straße von Jauer her eine starke feindliche Colonne zeigte. Es waren 15 Schwadronen österreichischer Cavalerie, die Loudon seinen Verbündeten entgegensandte und denen er selbst mit 40 andern Schwadronen wenige Stunden darauf nachfolgte.

Diese völlig unerwartete Bewegung machte jede weitere Bemühung des Königs fruchtlos. Die von ihm so gefürchtete Vereinigung war nicht länger aufzuhalten — sie war zur Hälfte schon erfolgt und er mußte auf seine eigene Sicherheit denken. Zwar nahm er eine gute Stellung zwischen Wahlstadt und Nikolstadt und griff den Feind unerschrocken an; zwar wurden drei feindliche Cavalerie-Regimenter sogleich über den Haufen geworfen und auseinandergesprengt — indeß, die russische Hauptarmee war ganz in der Nähe angelangt und hatte hinter Liegnitz eine so drohende Stellung angenommen, daß es Tollkühnheit gewesen wäre, noch ferner das offene Feld zu behaupten. Schon jetzt

war die Lage des Königs so mißlich, daß er, von drei Seiten eingeschlossen, nur noch den Weg nach Schweidnitz offen hatte, und Loudon machte Miene, auch diesen Ausgang rasch zu versperren. Das preußische Heer verließ also am 17. August die Gegend von Jauer und zog sich langsam und in völliger Ordnung auf der Straße nach Schweidnitz zurück, während Loudon und Buturlin nunmehr die so lange herbeigewünschte und durch so viel Aufwand von Geist und Scharfsinn möglich gemachte Vereinigung bewerkstelligten.

War es in den frühern Feldzügen stets des Königs Grundsatz gewesen, seinen Gegnern im offenen Felde zu begegnen und durch eine Schlacht das Glück und den Erfolg seiner Waffen zu bestimmen, so sah er sich jetzt genöthigt, von dieser Maxime abzugehen und sein Heil in der Vertheidigung, im passiven Zögern zu suchen. Jeder Gedanke, den verbündeten Heeren eine Schlacht zu liefern, verschwand bei der Erwägung, daß eine solche unter allen Umständen für ihn verhängnißvoll werden mußte. Errang auch sein Genie den Sieg über die kolossale Uebermacht, so mußte der Triumph doch jedenfalls mit so schweren Opfern erkauft werden, daß ihm ein Benutzen des gewonnenen Vortheils unmöglich wurde, und wenn er eine Niederlage erlitt, so waren Preußen und die Monarchie rettungslos verloren und eine Fortsetzung des Kampfes ganz unmöglich. Von dieser Ueberzeugung geleitet, beschloß der König, ein Lager zu beziehen, welches Breslau und Schweidnitz decken und den Feind gleichfalls in gezwungener Unthätigkeit erhalten sollte. Hierzu wählte er die Umgegend des Dorfes Bunzelwitz, eine Meile von Schweidnitz, wo die Armee am 20. August eintraf und sogleich die Befestigung eines Lagers begann, dessen Name in der Kriegsgeschichte neben denen der großartigsten Schlachten berühmt geworden ist.

Friedrich versäumte nichts, die sich darbietenden Vortheile des Terrains aufs Sorgfältigste zu benutzen und durch die Aufführung fester Werke und zweckmäßige Vertheilung der Truppen die drei Waffengattungen so zu verbinden, daß nicht nur eine jede besonders, sondern auch alle drei mit der Gesammtmasse ih-

rer Kräfte einem Angriffe des Feindes wirksam begegnen konnten. Die Gegend, in welcher das Lager aufgeschlagen wurde, ist eine Ebene, aus welcher mehrere Hügel sich ziemlich steil erheben. Der Würbener Berg und der Pfarrberg sind die höchsten derselben, und die Dörfer Jauernick, Tscheschen, Wickendorf, Peterwitz und Bunzelwitz liegen theils an und auf diesen Höhen, theils in geringer Entfernung von einander in der Ebene. Zwei Flüsse, das Striegauer und das Freiburger Wasser, deren sumpfige Ufer nur an wenigen Stellen durch Brücken verbunden sind, begrenzen diese Stellung und bilden fast einen Winkel; zwei dichte Gebüsche endlich, das Rodeland und der Nonnenbusch, und eine alte, sich lang hinziehende Schwedenschanze, vervollkommnen nebst einer Kette von Teichen und Sümpfen zwischen Bunzelwitz und Würben die natürliche Festigkeit dieser ganzen Gegend.

Offenbart sich nun schon in der Wahl dieser trefflichen Localität des Königs gewohnter Scharfsinn, so erregt die Art und Weise, wie er die gegebenen Vortheile benutzte und in Zeit von drei Tagen und Nächten eine unüberwindliche Festung aus der Erde emporsteigen ließ, die größte Bewunderung. Während Loudon und Buturlin sich über ihre Pläne und die nunmehr zu nehmenden Maaßregeln stritten und nicht einig werden konnten, mußte die ganze preußische Armee unablässig mit Hacken und Spaten arbeiten und die Anordnungen des Königs verwirklichen. Auf allen Anhöhen wurden Batterien errichtet und zur Verstärkung derselben schwere Geschütze aus Schweidnitz geholt. Eine lange Kette von Verschanzungen lief zwischen den genannten Dörfern hin, deren jedes noch durch besondere Befestigungen und zahlreiche Geschütze zu Bollwerken und Bastionen umgewandelt worden war. So war Wickendorf durch eine mit Flatterminen, Wolfsgruben und 13 Kanonen versehene Schanze und die Ebene zwischen Jauernick und Bunzelwitz durch das Kreuzfeuer von fünf Batterien hinreichend geschützt. Längs der Erdwälle, die das ganze Lager umgaben, außer da, wo Waldung und Teiche sie entbehrlich machten, zog sich ein ziemlich breiter und 16 Fuß tiefer Graben hin; Palissaden und spanische Reiter versperrten

alle Zugänge und nur in dem ausspringenden Winkel des linken Flügels, wo 90 Schwadronen Cavalerie standen, war für dieselbe Raum gelassen, um im Falle eines Angriffes hervorbrechen zu können. Der Nonnenbusch und das Rodeland waren durch Verhacke unzugänglich gemacht und mit Fußjägern und 20 Schwadronen Husaren besetzt. Am Imposantesten aber stellten sich jene im Umkreise des Lagers gelegene Anhöhen dar, die von Batterien starrten und einen waghalsigen Feind durch ihr Feuer vernichtet haben würden; sie wurden durch 16 Bataillone und 15 Schwadronen vertheidigt und gewährten einen vollen Ueberblick über die ganze Gegend, während man außerhalb des Lagers dasselbe von keinem Punkte aus vollständig übersehen konnte. Die Verbindung mit Schweidnitz und den dortigen Magazinen konnte vom Feinde nicht gehemmt werden, und so erwartete denn der König, nachdem das große Werk, ein bewunderungswürdiges Meisterstück der Feldbefestigungskunst, vollendet war, mit unerschütterlicher Ruhe die Ankunft der Russen und Oesterreicher.

Erst am 24. August hatten sich die beiden feindlichen Armeen in Bewegung gesetzt. Buturlin marschirte von Jauer nach Hohenfriedeberg und schlug dort sein Lager auf; Loudon aber rückte dem Könige näher und nahm eine gute Stellung auf den Anhöhen von Bögendorf bei Schweidnitz. Es war nicht zu verkennen, daß Loudon den festen Entschluß gefaßt hatte, die Preußen anzugreifen, es koste was es wolle; denn schon am Tage nach seiner Ankunft ließ er eine in der Nähe des Lagers gelegene Höhe, den Windmühlenberg bei Arnsdorf, besetzen und schlug einige Regimenter, welche ihn von dort vertreiben wollten, mit Verlust zurück. — Der König wurde durch die drohende und unmittelbare Nähe des Feindes lebhaft an Hochkirch erinnert und traf alle Anstalten, einen plötzlichen Ueberfall unmöglich zu machen. Bei Tage, wo man jede Bewegung der Oesterreicher beobachten konnte, war nichts zu besorgen, deshalb durfte sich während desselben der Soldat der Ruhe überlassen; bei Sonnenuntergang aber wurden die Zelte abgebrochen, die Geschütze vollständig bespannt und alles Fuhrwesen, Bagage ꝛc. unter die Ka-

nonen von Schweidnitz zurückgeschickt. Die Truppen mußten innerhalb der Verschanzungen ins Gewehr treten, die Cavalerie gesattelt halten — kurz, der Feind würde bei einem nächtlichen Angriffe nicht ein sorglos schlafendes, sondern in Schlachtordnung stehendes Heer gefunden haben.

Diese Sicherheitsmaaßregeln wurden an keinem Abende vernachlässigt und sie waren vollkommen begründet, denn Loudon brannte vor Begierde, den König anzugreifen. Wäre Buturlin eben so kampflustig gewesen, so hätte die Gegend von Bunzelwitz unzweifelhaft die furchtbarste und zugleich entscheidendste Schlacht des ganzen Krieges gesehen. Der König hatte sich auf dem Pfarrberge ein Zelt aufschlagen lassen und spähte von hier aus, das Fernrohr in der Hand, an eine Kanone gelehnt, in die Ebene hinaus, die ihn von Loudon's Lager trennte. Aber ein Tag nach dem andern, eine Nacht nach der andern verging, und kein Angriff fand statt. Loudon hatte allerdings bereits den Plan dazu entworfen, gemäß welchem die Russen den nicht eben leichtesten Theil der zu erwartenden Blutarbeit übernehmen sollten. Man wollte das preußische Lager auf verschiedenen Punkten zugleich stürmen — ein Wagstück, welches, selbst wenn es gelungen wäre, mehr Menschenleben gekostet haben würde, als zwei Feldzüge. Buturlin jedoch zeigte nicht die mindeste Neigung, die Verantwortlichkeit für ein ihm tollkühn erscheinendes Unternehmen zu tragen und den Kern seiner Truppen aufs Spiel zu setzen. Vergebens verschwendete Loudon in verschiedenen Zusammenkünften die glänzendste Beredtsamkeit, vergebens stellte er ihm die Aussicht auf einen glücklichen Erfolg als unzweifelhaft dar; Buturlin blieb bei seinem entschiedenen Nein und gab ein für allemal die Erklärung ab, es stehe dem Generalfeldzeugmeister Loudon ein russisches Armeecorps zu Dienst und Hülfleistung bereit, im Falle er vom Könige von Preußen angegriffen werden sollte, jedes anderweitige Unternehmen aber möge er mit seinen Oesterreichern allein ausführen. Loudon, den die Ungeduld verzehrte, forderte nun den Feldmarschall auf, wenigstens näher an das preußische Lager heranzurücken. Dies geschah und die Russen

stellten sich zwischen Oelsen und Striegau auf. Der König schloß aus dieser Bewegung, daß die Stunde der Schlacht erschienen sei und verdoppelte seine Vertheidigungsmaaßregeln. In der That versuchte es Loudon noch einmal, den hartnäckigen Widerstand Buturlin's zu besiegen und ihn zur Theilnahme an einem Angriffe zu bereden, der am 3. September stattfinden sollte. Der russische Oberbefehlshaber jedoch blieb unbeweglich und begründete seine Weigerung durch die Behauptung, daß die Preußen in kurzer Zeit, durch Noth und Hunger gezwungen, ihre Stellung ohne Schwertstreich verlassen würden. Diese letzte Unterredung mag einen ziemlich ernsten Charakter gehabt haben, denn Loudon kam, vor Zorn außer sich, in sein Hauptquartier zurück und erkrankte plötzlich so heftig, daß man einige Stunden lang für sein Leben fürchtete.

Es blieb demnach bei der bloßen Beobachtung des preußischen Lagers und Friedrich sah seinen Zweck, den Feind durch Zögerung aufzuhalten und ihm dadurch die Früchte der von so vielen Erwartungen begleiteten Vereinigung zu rauben, vollkommen erreicht. Freilich fanden seine Truppen wenig Behagen an den fortdauernden nächtlichen Bivouacs, freilich wurde die Kost schlechter und die Rationen kleiner, freilich wurden täglich mehrere Wagen voll Kranke nach den Schweidnitzer Hospitälern geschickt — indeß, wer vermiede nicht gern durch Ertragung kleiner Uebel die größern und gäbe sich willig der Hoffnung auf ein endliches Ziel aller Leiden und Entbehrungen hin?

Und diese Hoffnung täuschte diesmal den König nicht. Buturlin's Ansicht, die Preußen würden durch den Hunger aus ihren Verschanzungen getrieben werden, machte sich zuerst gegen ihn selbst geltend; denn noch waren die preußischen Magazine in Schweidnitz nicht erschöpft, als schon die Russen in der völlig ausgesogenen Gegend auch nicht mehr die nothwendigsten Lebensbedürfnisse aufzutreiben vermochten. Es war unmöglich, 50,000 Menschen zu speisen in einem Landstriche, den seit Jahren die Geißel des Krieges heimgesucht hatte und dessen diesjähriger Ertrag schon in den ersten Wochen aufgezehrt war. Buturlin for-

derte von Loudon gebieterisch Proviant, und als dieser, dessen Truppen gleichfalls Mangel litten, sich außer Stande sah, dem Begehr zu willfahren, machte das russische Heer am 9. September plötzlich Kehrt, zündete sein eignes Lager an und marschirte schnurstraks nach der Oder zurück.

Was blieb nun Loudon übrig, als alle Schlachtgedanken und Siegeshoffnungen fahren zu lassen und sich gleichfalls zurückzuziehen? Mit dem bittern Gefühl, daß all' sein Eifer, all' seine Mühe umsonst gewesen und daß die Verbindung mit den Russen auch nicht von dem geringsten Erfolge gekrönt worden sei, verließ er am 10. September die Anhöhen von Bögendorf und ging grollend und mißmuthig wieder in sein früheres Lager bei Kunzendorf zurück.

Der König aber und sein ganzes Heer jubelten bei dem Abzuge der Feinde, denn auch der gemeine Soldat fühlte es, daß eine unheilschwangere, verderbliche Wolke unschädlich über seinem Haupte vorübergezogen, daß eine große Gefahr, die größte im ganzen Siebenjährigen Kriege, durch den Muth und die Weisheit seines großen Königs abgewendet worden war.

# Neunundzwanzigstes Capitel.

Streifzug des Generals Platen nach Polen. — Loudon erobert Schweidnitz. — Das Complott des Baron Warkotsch.

Gleich nach dem Abmarsche der Russen sendete der König den General Platen mit 14 Bataillons und 25 Schwadronen nach der Woiwodschaft Posen ab, mit dem Auftrage, die dortigen Magazine zu zerstören und dadurch fernere Unternehmungen des Feindes für dieses Jahr unmöglich zu machen. Die Expedition war nicht ohne Gefahr, denn Platen konnte leicht von Schlesien und der Mark abgeschnitten werden; das Glück aber war dem wackern General günstig. Nach einem beschwerlichen Marsche langte er im Posenschen an und eröffnete seine Unternehmung durch Wegnahme eines Magazins in dem Städtchen Kobilyn. Hier erhielt er die Kunde, daß auf dem heiligen Berge bei Kloster Gostyn ein Zug von 500 mit Mehl, Geld und Munition beladener Wagen aufgefahren sei. Platen säumte nicht einen Augenblick, sich dieser willkommenen Beute zu versichern. Er eilte nach Gostyn und ließ die Wagenburg, welche von starken Verschanzungen umgeben war und durch 5000 Mann vertheidigt wurde, sogleich mit dem Bajonnette angreifen. Die Russen wehrten sich tapfer und es entstand ein blutiges Handgemenge; ohne einen Schuß gethan zu haben, drangen die stürmenden Preußen endlich in die Verschanzungen ein; auch das Kloster, welches der Feind behaupten wollte, wurde erobert und die Wagenburg in Flammen gesetzt, nachdem man dieselbe ihrer Schätze entledigt hatte, so viel davon fortzubringen war. Das russische

Bedeckungscorps wurde mit einem Verluste von 2000 Todten und Gefangenen zersprengt und in die umliegenden Wälder getrieben.

Durch diesen glücklichen Erfolg aufgemuntert, beschloß Platen, seine Unternehmung weiter auszudehnen und auch die Magazine in Posen zu vernichten. Unerwartete Hindernisse jedoch vereitelten diese Absicht und veranlaßten ihn, über Neustadt, wo er in einem lebhaften Gefecht den russischen General Berg zurückschlug, nach Landsberg a. d. Warthe zu marschiren. Hier passirte er den Fluß und wendete sich nach der Mark, um von dort aus dem bei Kolberg hart bedrohten Prinzen von Würtemberg zu Hülfe zu eilen.

Der König verweilte nach dem Abzuge der Russen noch bis zum 25. September in seinem Lager bei Bunzelwitz, bis ihn der fühlbare Mangel an Proviant nöthigte, sich Breslau zu nähern, wo ihm reichgefüllte Magazine zu Gebote standen. Er glaubte seine Stellung jetzt ohne Nachtheil verlassen zu können, da Loudon unbeweglich auf den Kunzendorfer Höhen stehen blieb und die Festung Schweidnitz während der steten Nähe des preußischen Heeres unmöglich vom Feinde belagert werden konnte. Loudon aber hatte nur den Abzug des Königs erwartet, um einen Streich zu unternehmen, dem die geheimnißvolle Vorbereitung und die Kühnheit der Ausführung das Gelingen sicherten. Es war dies nichts Geringeres, als ein Versuch, Schweidnitz durch Ueberrumpelung zu gewinnen. Verschiedene Umstände, unter denen ein schon geraume Zeit währendes Einverständniß mit einem in Schweidnitz gefangen gehaltenen kaiserlichen Offizier der gewichtigste war, boten dem kecken Vorhaben die Hand und beseitigten zum Theil die zahllosen Schwierigkeiten, die mit der plötzlichen, ohne vorhergehende Belagerung erfolgenden Einnahme einer starken Festung verbunden zu sein pflegen. Der preußische Commandant, von Zastrow, war zwar ein tapferer Soldat und erprobter Krieger, jedoch mangelte ihm jene umsichtige Besonnenheit, jene auch das Geringste beachtende Vorsorge und Ueberlegung, die für den Befehlshaber einer Festung wenn nicht nöthiger, doch mindestens eben so empfehlenswerth ist, als Kühnheit und persönlicher Muth.

Mit Vorliebe den feineren Lebensgenüssen huldigend und im Rausche von Festlichkeiten und einer gut besetzten Tafel sich für die Entbehrungen eines langen und rauhen Soldatenlebens entschädigend, versäumte er die Maaßregeln kluger Vorsicht, die wol niemals weniger überflüssig waren, als einem so schlauen und unternehmenden Feinde, wie Loudon, gegenüber. Letzterer theilte seinen Entwurf dem General Czernitschef mit, welchen Buturlin mit einem russischen Truppencorps bei den Oesterreichern zurückgelassen hatte, und erhielt dessen Unterstützung zugesagt. Mit Eifer wurden nun die nöthigen Voranstalten getroffen und schon am 30. Sept. eine doppelte Kette von Cavalerie, welche Niemanden durchlassen durfte, um die Festung gezogen. Aus den benachbarten Dörfern wurden Leitern, Breter rc. gegen Abend nach dem Sammelplatze Kunzendorf gebracht und die Postenkette zog sich bei einbrechender Nacht immer dichter und näher um die Festung zusammen. Wenn es gelang, der Besatzung den ganzen Anschlag völlig verborgen zu halten, durfte man um so eher auf einen glücklichen Erfolg rechnen, da einerseits ein Theil der Werke, besonders der bedeckte Gang, etwas vernachlässigt war, andererseits die Garnison nur aus fünf schwachen, zum Theil aus Ueberläufern gebildeten Bataillonen und unverhältnißmäßig geringer Mannschaft zur Bedienung der Geschütze bestand. Dennoch schien es, als wollte das Glück sich gegen Loudon erklären. Der Commandant erhielt, freilich unbestimmte und widersprechend lautende, Nachrichten über die feindlichen Vorbereitungen und ließ, obgleich er nichts weniger als einen Ueberfall vermuthete, die Besatzung unter das Gewehr treten und verschiedene Patrouillen vorgehen. Letztere aber kamen dem Feinde nicht nahe genug, um seine Absicht zu entdecken, und kehrten mit der Versicherung zurück, es sei durchaus nichts zu befürchten.

Inzwischen hatte Loudon aus 20 Bataillonen Oesterreichern und 800 russischen Grenadieren vier Angriffscolonnen gebildet und war in der Nacht des 1. Octobers dicht an die Außenwerke herangerückt. Ein Kroatentrupp lenkte durch einen falschen Angriff vollends die Aufmerksamkeit von den bedrohten Punkten ab,

und so geschah es denn, daß der Feind ohne einen Schuß zu thun, die Palissaden durchbrach, mit Hülfe der mitgebrachten Leitern und Faschinen über den Graben und durch die Außenwerke gelangte und um 3 Uhr das Bögenfort stürmte. Der Widerstand der auf so schreckliche Weise überraschten Besatzung war ein verzweifelter zu nennen. Die Preußen wußten nicht, wohin sie sich zuerst wenden sollten, denn im tiefen Dunkel der Nacht quollen die feindlichen Colonnen wie Ströme aus den Wallgräben und machten Alles nieder, was ihnen in den Weg trat. Schon waren die Hauptwälle und das Bögenfort erstiegen, da flog Letzteres krachend in die Luft und begrub 400 Menschen unter seinen Trümmern. Durch den Pulverdampf und die Finsterniß hindurch aber stürmten die Oesterreicher, denen die russischen Grenadiere auf dem Fuße folgten, vorwärts. Das Jauernicker- und das Gartenfort wurden gleichfalls erobert und nun vereinigten sich die Kräfte der Angreifenden zur Bestürmung des Galgenforts, des letzten und festesten Punktes. Mit wahrem Löwenmuthe vertheidigte sich hier die wackere Besatzung; der Feind füllte die Gräben mit seinen Leichen, über welche rastlos neue Bataillone vorrückten, um immer wieder zurückgetrieben zu werden. Der Graf Wallis ermunterte seine Oesterreicher durch kräftige Worte zum Aufbieten der letzten Kräfte und erinnerte sie an den Ruhm und die Belohnungen, welche die Eroberung der Festung ihnen eintragen werde. Seine Anrede blieb nicht ohne Erfolg und das Galgenfort wurde nach unsäglicher Mühe und hartem Verluste vom Feinde erstiegen.

Unter dem Würgen und Kämpfen war der Tag angebrochen und begrüßte die Oesterreicher als Besitzer sämmtlicher Hauptwerke; nur die Stadt selbst war noch nicht in ihren Händen und die Erstürmung der Thore, deren Zugbrücken aufgezogen waren, schien noch manches Menschenleben zu kosten. Da erhob sich plötzlich im Innern der Stadt ein wildes Getöse; Geschrei, krachende Axtschläge und Flintenschüsse hallten durcheinander — und ehe eine Viertelstunde verflossen war, flogen die Thore und Fallgatter auf, die Zugbrücken rasselten nieder und die einziehenden Oester-

reicher sahen sich jubelnd von Landsleuten und Kameraden begrüßt. Diese nämlich waren als Kriegsgefangene in den Kasematten eingesperrt gewesen und hatten während des Angriffs draußen erst die Thüren ihres Gefängnisses gesprengt, sich mit Aexten und Waffen versehen und dann gewaltsam die Thore geöffnet.

Schweidnitz war nun im Besitze der Oesterreicher und der Commandant von Zastrow hätte Ursache gehabt, sich die bittersten Vorwürfe zu machen, da er noch am Abende vor der Erstürmung sich sorglos den Freuden eines glänzenden Ballfestes hingegeben hatte. Der König, den dies Ereigniß eben so unerwartet als schmerzlich betraf, entließ Zastrow nach beendigtem Kriege aus dem Dienste und bestrafte ihn nur durch schweigende Verachtung. — Der Feind plünderte die Stadt einige Stunden lang und machte gute Beute; nur die russischen Grenadiere zeichneten sich hier durch die vortrefflichste Mannszucht aus und nahmen nicht den geringsten Antheil an den Excessen der Oesterreicher.

Loudon versäumte nichts, den so leichten Kaufes erworbenen Besitz zu sichern. Die Festungswerke wurden mit vieler Sorgfalt ausgebessert und 10 Bataillone als Besatzung hineingelegt. Er selbst blieb mit der Armee auf den Kunzendorfer Höhen stehen und begnügte sich, durch kleine Detachements den König von Preußen beobachten zu lassen, der seinerseits durch den Verlust von Schweidnitz genöthigt war, seinen Feldzugsplan zu ändern und ein Lager bei Strehlen zu beziehen.

Loudon hatte die Ueberrumpelung von Schweidnitz ohne vorhergehende Anfrage bei dem kaiserlichen Hofkriegsrathe unternommen und sich dadurch, anstatt wohlverdienter Anerkennung und Belobung, der Mißbilligung der Großwürdenträger des Reiches, ja beinahe der Ungnade der Kaiserin ausgesetzt. Man achtete wenig auf seine Entschuldigungen und ließ die vernünftigsten Gründe unberücksichtigt, obwol es auf der Hand lag, daß während der weitläufigen Verhandlungen einer Anfrage, Berichterstattung und der möglichst langsam erfolgenden Antwort der einzig günstige Moment verflossen oder doch jedenfalls das Geheimniß der Vorbereitungen entdeckt worden wäre. Nur die Gunst

und Beredtsamkeit hoher Fürsprecher retteten den Generalfeldzeugmeister, dem sein Genie, wie es stets zu geschehen pflegt, eine Menge Feinde und Neider erweckt hatte, vor einer durch ein Kriegsgericht festzustellenden Bestrafung. Die Soldaten hingegen, welche dem Ueberfalle beigewohnt hatten, wurden reichlich belohnt und jeder Einzelne erhielt eine nicht unbeträchtliche Geldsumme.

Mehr als einmal schon hatte sich in dem bewegten Leben des großen Friedrich das geheimnißvolle Walten des Schicksals geoffenbart und ihn in Stürmen und Gefahren geschützt, wo kein menschliches Auge mehr Rettung und eine glückliche Wendung der Dinge erwartet hatte. Es schien, als umschwebe ein sorgender Schutzengel dieses erhabene Dasein und wolle es beschirmen, damit es seine Aufgabe, die Umgestaltung einer ganzen Zeitepoche und das verherrlichende Emporheben eines in seinem Ursprunge schwachen und kleinen Staates ungestört vollbringen könne. Den Kugeln der Feinde, die in so mancher Schlacht ihn umschwirrt, dem Loose der Gefangenschaft und all' den Unfällen und Fährlichkeiten des Kriegerlebens war er entgangen, so oft er ihnen heldenmüthig die Stirn geboten — jetzt aber schlich der Verrath an ihn heran und wagte es, seine verruchte Hand nach dem gesalbten Haupte auszustrecken. Während der König in der Ruhe des Feldlagers auf neue Thaten sann und, obwol von Feinden umringt, mit ungeschwächter Kraft und sicherer Hand das Ruder des Staates lenkte, umspannen ihn leise und mit tückischer Vorsicht die Fäden einer ruchlosen Verschwörung, deren Opfer er werden, die seine Freiheit, ja sein Leben in die Gewalt erbitterter Gegner bringen sollte.

Der König hatte seit längerer Zeit schon den Baron von Warkotsch seiner besondern Huld gewürdigt. Der Baron besaß mehrere Güter in der Umgegend von Strehlen und war als ein Mann von feinen Sitten und hoher Geistesbildung dem Könige in dem rauhen Treiben der Feldlager ein willkommener Gesellschafter. Aber unter der glatten und empfehlenden Außenseite barg dieser Mann ein verderbtes Gemüth, auf welches die unge-

heuchelte Zuneigung seines großen herrlichen Fürsten keinen Eindruck machte. Er war habsüchtig, ehrgeizig und zur Intrigue geneigt — Eigenschaften, deren ungeregeltes Zusammenwirken schon manche schwarze That, schon manches Unheil geboren hat. Hierzu kam, daß die Erinnerungen seiner Jugend, die er, als früherer österreichischer Unterthan, in kaiserlichen Kriegsdiensten zugebracht hatte, ihn unwiderstehlich an das Interesse der Feinde Friedrich's fesselte und daß er lebhaft die Ueberzeugung hegte, es könne der Krieg nicht anders als mit dem Untergange der preußischen Monarchie enden. Dunkle Wünsche reiften im Laufe der Zeit zu eben so dunkeln, nach und nach sich fester gestaltenden Plänen, die Pläne endlich zu einer That, die den Namen Warkotsch dem Hasse und der Verachtung der Nachwelt preisgegeben hat.

**Er beschloß, den König bei der ersten günstigen Gelegenheit in die Hände der Oesterreicher zu überliefern!**

So oft der König auf seinen Heerzügen in die Gegend von Strehlen kam, verlegte er sein Hauptquartier vorzugsweise auf eines der Warkotsch'schen Güter und erfreute sich, so weit es der Ernst des Krieges erlaubte, der anmuthigen und erheiternden Gesellschaft des feinen Weltmannes. Hierauf baute er seinen Plan. Schon im August dieses Jahres (1761), als der König sein Hauptquartier in Schönbrunn, einem Gute des Barons, aufgeschlagen hatte, war das Netz gesponnen, in dessen Fäden der Held, den man in Kampf und Schlacht nicht überwältigen konnte, seinen Untergang finden sollte. Er sollte des Nachts in seinem Schlafzimmer aufgehoben und durch ein ganz in der Nähe bereit stehendes österreichisches Cavaleriepiket fortgeschleppt werden. Die unvermuthet an demselben Abende erfolgte Ankunft preußischer Cavalerie verhinderte damals die Ausführung des verbrecherischen Anschlages, der nunmehr nicht aufgegeben, sondern nur auf einen günstigeren Augenblick hinausgeschoben wurde.

Warkotsch hatte einen jungen Mann in seinen Diensten, Namens **Kappel**, der die Stelle eines Leibjägers bekleidete und

sich durch Gewandtheit und ein einnehmendes Aeußere die Zuneigung und zuletzt das uneingeschränkte Vertrauen seines Gebieters zu erwerben gewußt hatte. Zur Betreibung der wegen des beabsichtigten Verrathes fortwährend mit den Oesterreichern gepflogenen Verhandlungen bedurfte der Baron eines geschickten Unterhändlers und übertrug dies gefährliche Geschäft seinem Leibjäger, der die Obliegenheiten desselben, wiederholte nächtliche Wanderungen, die Besorgung von Briefschaften ꝛc., willig übernahm und zur Zufriedenheit der Betheiligten ausführte. Außer ihm war noch der katholische Pfarrer des Dorfes Siebenhuben, Schmidt, Mitwisser und Förderer des Geheimnisses, welches mit dem glücklichen Erfolge einen entsprechend reichen Lohn verhieß.

Bei näherer Erwägung aber und in Folge ernster Betrachtung fühlte sich Kappel von geheimen Vorwürfen gemartert, die bald in die quälendsten Gewissensbisse übergingen. Die beabsichtigte That, deren Verantwortlichkeit er anfangs unbesorgt auf die Schultern seines Herrn gewälzt hatte, dem er in allen Dingen blinden Gehorsam schuldig zu sein glaubte, erschien ihm jetzt in dem schwarzen Lichte eines unverzeihlichen Verbrechens, welches den Fluch der Menschen und Gottes Zorn auf die Vollführer und Mitwisser herabziehen müsse. Er bot nun Alles auf, um sich dem Vertrauen des Barons zu entziehen und zeigte sich störrisch, widerspenstig und ungehorsam, weil er hoffte, sich dadurch der Zuneigung seines Brotherrn und mit ihr der fernern Theilnahme an dem Verrathe zu entziehen. Aber vergebens; der Baron war schon zu weit gegangen und hatte sich dem Jäger zu offen in die Hände gegeben, als daß er hätte umkehren können. Er ertrug daher lieber das mürrische, unehrerbietige Benehmen Kappel's und wartete mit Ungeduld auf einen zur Ausführung des beabsichtigten Schlages günstigen Moment.

Diesen glaubte der Baron in der Nacht des 30. November erschienen. Die Armee des Königs lagerte, wie wir wissen, in und um Strehlen, er selbst aber hatte sein Hauptquartier in dem ganz nahe an der Stadt gelegenen Dorfe Woiselwitz. Er bewohnte hier ein einzeln stehendes Gebäude und hatte nur

30 Mann vom Garde-Leibregimente bei sich, die ein feindliches Cavaleriecorps leicht überwältigen und dann den hohen Gefangenen in größter Schnelligkeit nach dem kaum 3000 Schritt entfernten dichten Walde entführen konnte. Warkotsch hatte mit dem Grafen von Wallis, dessen Truppen in der Nähe standen, die nöthigen Verabredungen getroffen und das rechtzeitige Eintreffen von vier Schwadronen Husaren zugesagt erhalten. Nur noch einige näher zu bestimmende Punkte waren zu erledigen, welche den Baron veranlaßten, spät Abends am 29. November den Jäger Kappel aus dem Schlafe zu wecken und mit einem Briefe in das ziemlich ferne österreichische Lager zu senden. Kappel's Gewissensangst hatte inzwischen den höchsten Grad erreicht, denn er wußte, daß nur noch wenige Stunden zwischen ihm und dem Verbrechen lagen. Mürrisch und scheltend suchte er der verhängnißvollen Sendung zu entgehen; allein vergebens, der Baron war dringender und eiliger als je. Kappel mußte ein Pferd besteigen und das Schloß verlassen. Da siegte endlich in der stillen, schweigsamen Mitternacht das dem Menschen angeborene edlere Gefühl! Entschieden wendete er der Versuchung den Rücken und überbrachte den Brief — nicht dem Grafen von Wallis, sondern dem als redlicher und frommer Seelsorger bekannten Pastor Gerlach in Schönbrunn. Ihm entdeckte der Reuige Alles und eilte, der Weisung des bestürzten Priesters gehorchend, schnurstracks selbst zum Könige, dem er nochmals das beabsichtigte Verbrechen enthüllte und ihm als Zeugniß den Brief einhändigte. Friedrich war tief erschüttert durch so schwarzen Undank; es wäre ihm ein Leichtes gewesen, den Baron Warkotsch arretiren zu lassen, ehe dieser von der Entdeckung seines Geheimnisses das Mindeste geahnet hätte. Aber nicht Zorn und der Durst nach Rache, sondern die tiefste Verachtung erfüllte ihn gegen den Elenden; er beschloß, ihn seinem Schicksale und dem gerecht richtenden und strafenden Urtheile der Menschen und der Geschichte zu überlassen, und sendete das Piket, welches den Baron verhaften sollte, nicht eher ab, bis Warkotsch sich durch schleunige Flucht gerettet hatte. Der Gebrandmarkte eilte nach Oesterreich, wo er mit offenen

Armen aufgenommen zu werden hoffte. Aber Jedermann ging ihm aus dem Wege; man zeigte mit Fingern auf ihn, und rastlos umherirrend, von eigner Schmach und harten Nahrungssorgen niedergedrückt — denn seine beweglichen und unbeweglichen Güter wurden confiscirt und sein Bildniß an den Galgen geschlagen — starb er endlich, schon hienieden schrecklich bestraft, in einem ungarischen Orte, wo er sich, von einer kümmerlichen Pension zehrend, verborgen gehalten hatte. — —

Bis zum 9. December blieb die preußische Armee im Lager bei Strehlen und ging dann in die Winterquartiere, welche sich längs den beiden Ufern der Oder von Breslau bis nach Oberschlesien erstreckten. Der König selbst hielt den Winter über in Breslau Hof. Loudon aber hatte die Genugthuung, durch die Eroberung von Schweidnitz ein Ziel erreicht zu haben, nach welchem die Heere und Heerführer der Kaiserin in fünf Feldzügen vergebens gestrebt hatten — er konnte in Schlesien die Winterquartiere beziehen, im Lande desselben Feindes, der bisher jedes Kriegsjahr mit der vollständigen Säuberung seiner Staaten beendet hatte und nun zum ersten Male die lange Kette der Sudeten von den Cantonnirungen der Oesterreicher durchzogen sehen mußte.

## Dreißigstes Capitel.

Feldzug in Sachsen. — Die Belagerung und Einnahme von Kolberg. — Feldzug der Alliirten und Franzosen.

Während der König in Schlesien sich mit Loudon herumschlug, waren auch in andern Gegenden des großen Kriegsschauplatzes die kämpfenden Parteien nicht müßig gewesen und hatten nach Maaßgabe ihrer Kräfte und der mehr oder minder günstigen Gelegenheit interessante und wichtige Begebenheiten herbeigeführt. Freilich, die Entscheidung, das Großartige und Bewunderungswürdige war stets nur an Friedrich's Fersen geheftet, und nur wo sein persönliches Wirken unmittelbar in das Getriebe der Ereignisse eingriff, erhielten die Thatsachen jene erhabene, stolze Färbung, die den Dichter reizt, sie durch hohe Gesänge zu verherrlichen, den Geschichtschreiber, ihrer im edlen, begeisterten Vortrage zu gedenken.

Schlesien war in diesem Jahre der Schauplatz von Friedrich's Thaten gewesen, die deshalb nicht weniger des Aufzeichnens und Bewunderns werth waren, weil keine Reihenfolge großer blutiger Schlachten die Welt mit bangem Staunen erfüllt hatte. Aber auch in Sachsen, an den Gestaden der Ostsee und in den Landen am Rhein und der Weser hatten inzwischen die preußischen Waffen nicht gerastet und sich, wenn nicht immer glänzende Erfolge, doch hohe Achtung und glänzenden Ruhm erworben.

In Sachsen wurde während des Sommers 1761 der Krieg mit einer Lauheit und Zögerung geführt, die ganz im Interesse

des Prinzen Heinrich lag. Ihm war von seinem königlichen Bruder die schwierige Aufgabe geworden, Sachsen mit kaum 33,000 Mann gegen die vereinigten Heere der Reichstruppen und der Oesterreicher unter Daun und Lascy zu behaupten. Um dies möglich zu machen, mußte er jeden Schritt vermeiden, den die feindliche Uebermacht entscheidend machen konnte, und sich nur auf die Vertheidigung der eingenommenen Positionen beschränken. Heinrich, der bedächtige Taktiker, der eben so vorsichtige als muthige Soldat, war ganz der Mann dazu, den Plan und die Willensmeinung des Königs mit glücklichem Erfolge zu verwirklichen. Bis in die Mitte des Juli vermied er jedes Zusammentreffen mit dem Feinde, ohne jedoch dabei irgend in Nachtheil zu gerathen. Erst als die Gelegenheit günstig schien, setzte er sich gegen die Reichstruppen in Bewegung, die sich im Altenburgischen und bei Zeitz gelagert hatten. Sie warteten keinen Angriff ab und zogen sich wieder nach der Grenze von Franken zurück.

Ein Versuch des Generals Seidlitz, ein österreichisches, aus 7 Cavalerieregimentern und einigen Kroatenbataillonen bestehendes Corps unter Zedtwitz zu überfallen, mißglückte, und der bedrohte Feind fand Gelegenheit, sich in das Erzgebirge zurückzuziehen. Beide kämpfende Parteien standen sich nun, gleich als wäre eine Verabredung getroffen worden, unthätig gegenüber und begnügten sich mit unbedeutenden Vorpostengefechten und Streifereien.

Erst zu Anfang des Novembers schien bei Daun, ziemlich spät, der Gedanke zu erwachen, es sei einer so großen Armee als die der Oesterreicher und Reichstruppen nicht würdig, den ganzen Feldzug über gegen das schwache preußische Corps nichts unternommen und keinen Schritt breit Landes errungen zu haben. Von dieser Vorstellung angeregt, die durch ein aus Schlesien von Loudon gesendetes Hülfscorps von 24 Bataillonen Infanterie und 8 Cavalerieregimentern noch mehr unterstützt wurde, setzte sich der Feldmarschall plötzlich in Bewegung und machte Miene, den Prinzen Heinrich unverzüglich aus Sachsen zu jagen.

Eine kleine Abtheilung Preußen wurde bei Meißen überfallen und gefangen genommen, Hülsen bei Deutschenbohra zurückgedrängt, und es schien, als solle es an der Freiberger Mulde, zwischen Nossen und Döbeln, zu einer Schlacht kommen. Daun hatte die Absicht, die Preußen nach Leipzig zurückzuwerfen; Heinrich aber war nicht Willens, die Stellung an der Freiberger Mulde leichten Kaufes aufzugeben. Es kam bei Nossen am 5ten, bei Döbeln am 14. November zu hartnäckigen, aber durchaus unentschiedenen Gefechten, worauf Daun, der rauhen Jahreszeit wegen, zwischen Dresden, Freiberg und Nossen die Winterquartiere bezog. Ein Gleiches that die Reichsarmee und das preußische Heer, dessen Cantonnirungen sich längs der Mulde, über Döbeln, Leisnig, bis an die Elbe zogen. Das Hauptquartier des Prinzen aber war in Hof.

In Pommern hatte der Prinz von Würtemberg ein festes Lager bei Kolberg bezogen, um diese wichtige Festung gegen eine dritte russische Belagerung möglichst zu decken. Der Prinz entfaltete bei der Wahl und Befestigung dieses Lagers einen ungemeinen Scharfblick und verlieh seiner Stellung ein so imposantes Ansehen, daß sie der des Königs bei Bunzelwitz in Schlesien wenig nachgab. Das Lager war auf einer Erhöhung genommen, mit 16 Fuß dicken Brustwehren versehen und mit Gräben, Palissaden und Wolfsgruben umgeben. Der rechte Flügel lehnte sich an die Persante, der linke an das starkbefestigte Vorwerk Bollenwinkel. Vor der Front befand sich ein tiefer Morast, der nur vermittelst eines durch Batterien wohlvertheidigten Dammes zugänglich war. Links deckte ein sumpfiger, bis an den Strand reichender Wald, und im Rücken die Festung Kolberg das preußische Lager. Eilf starke, durch Bastionen verbundene Redouten waren vor der Front errichtet worden, und auf einer den linken Flügel beherrschenden Anhöhe wurde ein besonderes Werk, die grüne Schanze, aufgeworfen.

So vorbereitet erwartete der Prinz, obwol er kaum 6000 Mann befehligte, getrosten Muthes den Feind. Langsam näherte sich Romanzow mit 10,000 Mann zu Lande und bezog im

Juli ein Lager bei Köslin. Hier harrte er der Ankunft der vereinigten russisch-schwedischen Flotte entgegen, welche auch am 30. Juli auf der Rhede von Rügenwalde erschien und ihre Ladung an Geschütz, Proviant und Mannschaften ans Land setzte. Romanzow sah sich nun ansehnlich genug verstärkt — er hatte 24,000 Mann bei sich — um seine Absichten auf Kolberg ins Werk zu setzen. Am 4. September erschien er vor der Festung und verschanzte sich dieser und dem preußischen Lager gegenüber, während die Flotte den Hafen und die Persantemündung blokirte.

Der feindliche General ward bald inne, welche ungeheuere Schwierigkeiten er zwei Männern gegenüber, wie der wackere von Heyden und der Prinz von Würtemberg, zu überwinden haben werde, um in Besitz von Kolberg zu gelangen. Vor Allem mußte ihm daran liegen, das preußische Lager zu beseitigen. Er ließ es daher so dicht als möglich einschließen und ganz wie eine Festung behandeln. Es wurden Laufgräben gezogen, Batterien aufgeführt und eine lebhafte Beschießung eröffnet. Der Prinz seinerseits traf alle nur ersinnlichen Vorkehrungen zur Gegenwehr. Tagtäglich wurden neue Schanzen angelegt und die alten verbessert. Um die Aufmerksamkeit des Feindes zu zerstreuen und ihn zu einer Schwächung seiner überlegenen Streitkräfte zu vermögen, sendete er am 11. September den General Werner mit einer Abtheilung leichter Reiterei nach Treptow, von wo aus er die russische Armee im Rücken bedrohen und ihre Zufuhren und Magazine aufheben sollte. Werner aber, bei dem die auflodernde Hitze des Kriegsmuthes bisweilen die nöthige Klugheit und Ueberlegung verdrängte, beging einen großen Fehler, indem er seine Truppen theilte und in einzelnen Pikets das Land durchstreifen ließ. Es wurde daher dem russischen Obrist Bibikow nicht schwer, einen glücklichen Streich gegen Werner auszuführen und ihn selbst nach der verzweifeltsten Gegenwehr gefangen zu nehmen.

Die Russen verdoppelten nun ihre Anstrengungen und wurden nicht müde, die Stadt und das Lager mit einem Regen von Bomben zu überschütten. Um sich mit der Flotte, von der er den größten Theil des Proviants bezog, in unmittelbare Verbin-

dung zu setzen, beschloß Romanzow, sich jenes den linken preußischen Flügel deckenden und bis an die Küste reichenden Waldes zu bemächtigen. Dies war jedoch unmöglich, so lange die grüne Schanze nicht erobert war. Sie sollte demnach in der Nacht vom 18. zum 19. September erstürmt werden. Eine starke russische Colonne setzte sich durch den Wald nach dem bedrohten Werke in Bewegung; die Mühsale des beschwerlichen, durch Sumpf und Morast hinführenden Weges jedoch und der Umstand, daß man sich verirrte, schien den Anschlag vereiteln zu wollen. Endlich glückte es den Russen, sich bis nach der Schanze durchzuarbeiten und sie in einem plötzlichen Angriffe zu erobern. — Der Prinz von Würtemberg erkannte die Wichtigkeit des Postens zu gut, als daß er nicht Alles zur Wiedergewinnung desselben aufgeboten hätte. Fünf Bataillone unter dem Obrist Kleist und General Thadden brachen sogleich auf, um den Feind, es koste was es wolle, wieder zu vertreiben. Romanzow, der dies vermuthet hatte, schickte den Seinen gleichfalls Verstärkung und nun begann ein eben so blutiger, als lebhafter Kampf, der sich mit der Niederlage der Russen endigte. Sie mußten die grüne Schanze wieder verlassen und sich mit einem Verluste von 3000 Mann zurückziehen.

Trotz dieses Sieges aber begann nach gerade die Lage des preußischen Corps äußerst bedenklich zu werden. Der Feind rückte immer näher an das Lager heran und umgürtete es mit einem Kreise drohender, von Batterien starrender Verschanzungen. Nahrungsmittel und Proviant fingen gleichfalls zu mangeln an, daher war die Kunde von dem Herannahen des Generals Platen dem Prinzen erwünschter als je. Platen hatte eben seine Expedition im Posenschen beendigt und beeilte sich nun, mit einem starken Transport das Lager bei Kolberg zu erreichen. Die Russen versuchten zwar, diese Absicht zu hintertreiben, jedoch vergeblich. Am 1. October vereinigte sich Platen mit dem Prinzen, dessen Corps nun auf 16,000 Mann angewachsen war. Mit dieser Vergrößerung der Truppenzahl trat jedoch gleichzeitig der Uebelstand ein, daß die Nahrungsmittel nur um so schneller

wieder zu Ende gingen. Man sah voraus, daß man das Lager werde verlassen müssen, wenn es nicht gelang, eine Zufuhr von 80 Wagen, welche von Stettin her auf dem Wege war, mitten durch das vom Feinde durchschwärmte Land an sich zu ziehen. Die Generale Platen und Knobloch verließen das Lager, um dem sehnsüchtig erwarteten Transport entgegenzugehen und seine Bedeckung zu verstärken. Aber auch Romanzow, dem die Noth der Preußen kein Geheimniß war, traf alle Anstalten, die Proviantsendung nicht nach dem Lager gelangen zu lassen. Er erreichte seinen Zweck nur zu gut, denn nicht allein mußte der Wagenzug, der alle Straßen nach Kolberg vom Feinde versperrt sah, wieder nach Stettin umkehren, sondern den General Knobloch traf auch das Unglück, in Treptow durch die Russen von allen Seiten umzingelt zu werden. Vier Tage lang vertheidigte er sich in dem ganz offenen Städtchen mit heldenmüthiger Tapferkeit und ergab sich erst, als alle Aussicht auf Entsatz verschwunden war, mit 2400 Mann zu Kriegsgefangenen. Ein ganz gleiches Schicksal hatte der Obristlieutenant von Courbière, der mit zwei Bataillonen Infanterie und einem Husarenregimente bei Baumgarten vom General Dolgoruky angegriffen und nach muthiger Gegenwehr gefangen wurde. Diese Unglücksfälle, zu denen noch ein unglückliches Gefecht bei Gollnow kam, waren Ursache, daß Platen mit seinem Corps von der Verbindung mit Kolberg abgeschnitten und nach verschiedenen mißglückten Versuchen, durchzubrechen, endlich zum Rückzuge nach Stettin genöthigt wurde.

Nun blieb dem Prinzen von Würtemberg keine Hoffnung mehr übrig, und schon war er im Begriff, das Lager zu verlassen, als die Kolberger Bürger an der Küste ein mit Korn beladenes Schiff auffingen, es glücklich in den Hafen brachten und dadurch in den Stand gesetzt wurden, noch 14 Tage lang den Anstrengungen des Feindes Trotz zu bieten.

Diese Hülfe war aber nur gering und das Getreide bald aufgezehrt. Romanzow ließ am 1. November dem Prinzen eine Capitulation anbieten, die dieser aber ablehnte, worauf das Lager

noch mehr eingeengt und alle Verbindungsstraßen mit Stettin und der Mark aufs Sorgfältigste besetzt wurden. Der Prinz faßte nun erst, als Proviant und Munition gänzlich zu Ende waren, den Entschluß, das Lager zu verlassen und Kolberg nothgedrungen Preis zu geben. — Nachdem man so viel Boote und Kähne, als nur immer aufzutreiben waren und die man zum Schlagen einer Brücke über die Rega bedurfte, nach den Kolberger Deep gebracht hatte, traten die Preußen am 14. Nov. Abends 7 Uhr in Sturm und Regen den Rückzug an. In tiefster Stille zogen sie, von einem der Gegend kundigen Führer geleitet, über einen langen, durch die morastige Niederung führenden Damm und kamen um Mitternacht, ohne von den russischen Wachen und Vorposten bemerkt worden zu sein, bei dem Kolberger Deep an. Da die hier über das Wasser führende Brücke noch nicht fertig war, setzte die Avantgarde auf schmalen, gebrechlichen Kähnen über, die Cavalerie aber erreichte schwimmend das Ufer. Inzwischen war die Brücke vollendet und das ganze Corps kam glücklich, ohne einen Mann verloren zu haben, hinüber. Der Prinz marschirte nun nach Greifenberg und vereinigte sich hier wieder mit Platen, der ihm entgegengerückt war. Zu spät entdeckten die Russen den Abmarsch des Prinzen und wandten nun, da eine Verfolgung desselben nutzlos erschien, ihre ganze Macht mit verdoppeltem Eifer auf die Belagerung Kolbergs. Heyden entwickelte jetzt nicht mindern Heldenmuth als früher, und von seinem Beispiel angefeuert, vereinigte sich die Bürgerschaft und die schwache Garnison zum verzweifelten Widerstande. Mehrere Stürme wurden abgeschlagen und schon dachten die Russen, die in ihrem offenen Lager entsetzlich durch Kälte, Hunger und Krankheit litten, an den Abzug, als Heyden endlich einer zehnten Aufforderung zur Capitulation Gehör gab. Er und seine Tapfern hatten das letzte Brot verzehrt, die letzte Patrone verschossen; alle Versuche des Prinzen von Würtemberg, den Belagerten Proviant zuzuführen, waren an der Wachsamkeit der Russen und den durch Schnee und Regen verdorbenen Wegen gescheitert. Heyden durfte daher, nachdem er wie ein Held

des Alterthums gekämpft, am 13. December, nach einer viermonatlichen Belagerung, die durch ihn für alle Zeiten berühmt gewordene Festung mit dem beruhigenden Bewußtsein, sie bis aufs Aeußerste vertheidigt zu haben, übergeben.

Der Feind sah sich nun am Ziele so langer und außerordentlicher Anstrengungen, und der Feldzug hatte jetzt auch hier ein Ende. So wie die Oesterreicher durch die Eroberung von Schweidnitz in Stand gesetzt waren, die Winterquartiere in Schlesien zu beziehen, so durften auch die Russen, durch den Besitz von Kolberg gesichert, ihre Cantonnirungen in Pommern aufschlagen. Der Prinz von Würtemberg ging in das Mecklenburgische, Platen nach Sachsen, nachdem er sich zuvor mit Belling vereinigt hatte, dem es gelungen war, die Schweden den ganzen Sommer über im Zaume zu halten und ihnen jede größere Unternehmung unmöglich zu machen. Sie hätten gern einen Streifzug nach Berlin unternommen, die preußischen Husaren aber saßen ihnen stets so dicht auf dem Nacken und machten in zahlreichen Scharmützeln so viel Gefangene, daß sie auch diesen Feldzug ruhmlos und ohne Erfolg, wie die frühern, zu beschließen genöthigt waren. — —

Die Armeen der Franzosen und der Alliirten waren, wie bereits erzählt worden ist, nach einer kurzen Winter- oder vielmehr Frühlingscampagne im April wieder in die Cantonnirungen zurückgegangen, in denen sie, ohne etwas zu unternehmen, bis zum Anfang des Juni stehen blieben. Gleichwol beschäftigten sich die Feldherren beider Heere sorgfältig mit den nöthigen Vorbereitungen zur endlichen Eröffnung des Feldzuges. Ferdinand ließ die Festungswerke von Münster, Hameln und Lippstadt ausbessern, und Broglie that dasselbe mit Göttingen, Kassel und Ziegenhain.

Als nun endlich der Kampf beginnen sollte, waren die beiden französischen Heerführer, Broglie und Soubise — der gleichfalls wieder auf dem Kriegsschauplatze erschienen war — durchaus uneinig über die zu ergreifenden Maaßregeln, und jeder vertheidigte den Operationsplan, den er selbst als den besten und

die sichersten Vortheile versprechenden vorschlug, mit großer Heftigkeit. Soubise stand am Niederrhein zwischen Wesel und Düsseldorf, Broglie in Hessen; beide Generale erhielten endlich von Versailles den Befehl, ihre Vereinigung zu bewerkstelligen, dann die Alliirten zu schlagen und Hannover in Besitz zu nehmen.

Soubise brach demgemäß zuerst auf, ging am 15. Juni über den Rhein und rückte in Westfalen vor. Herzog Ferdinand, der die Vereinigung der beiden feindlichen Heeresabtheilungen zu verhindern wünschte, verließ nun gleichfalls seine Cantonnirungen an der Diemel, wo nur der General Spörken mit einem schwachen Corps zurückblieb, und ging Soubise entgegen. Dieser hatte eine so vortreffliche Stellung bei Unna bezogen, daß Ferdinand's Vorsatz, ihn sogleich anzugreifen, entkräftet wurde und er vielmehr durch eine kühne Bewegung den Marschall vom weitern Vordringen abzuhalten beschloß. Zu diesem Ende brach er am 1. Juli Abends 10 Uhr in vier Colonnen auf, umging die linke Flanke des Feindes und erschien nach einem anhaltenden, sechsunddreißigstündigen Marsche plötzlich und zum höchsten Erstaunen Soubise's, in der Ebene von Dortmund, also völlig im Rücken der französischen Stellung. Natürlich konnte diese jetzt nicht länger behauptet werden; aber sicher würde das treffliche Manoeuvre des Herzogs Ferdinand noch entschiedenere und für den Feind verhängnißvollere Folgen gehabt haben, wenn die grundlosen Wege nicht den Marsch der Alliirten so sehr verzögert hätten.

Inzwischen war auch Broglie, um zu der projectirten Vereinigung die Hand zu bieten, über die Diemel gegangen. Zuerst fiel er mit seiner ganzen Macht auf das bei Warburg stehende Corps des Generals Spörken, der sich mit einem Verluste von 1000 Gefangenen und 19 Kanonen zum eiligen Rückzuge genöthigt sah. Seinem Marsche nach Westfalen stand nun nichts mehr entgegen und am 7. Juli vereinigte er sich bei Soest mit dem Marschall Soubise. Jetzt war die französische Armee wahrlich stark genug, um gegen die der Alliirten einen entscheidenden Schlag zu führen; nach langen Debatten verständigten sich auch Broglie und Soubise dahin, daß sie den Herzog angreifen und

zu einer Schlacht zwingen wollten. Ferdinand stand an der Satzbach und hatte die Vortheile des Terrains für sich, während der Feind durch seine beträchtliche Uebermacht den Sieg zu erringen hoffte. Am Mittag des 15. Juli rückte Broglie vor und ließ durch seine Avantgarde das befestigte und mit Batterien wohlversehene Dorf Villingshausen, den Stützpunkt des linken Flügels der Alliirten, angreifen. Es entstand ein hartnäckiger Kampf; die Franzosen stürmten mit großem Muthe das Dorf, welches eben so tapfer vertheidigt wurde. Erst die einbrechende Nacht machte dem Gefechte ein Ende, welches insofern ungünstig für die Alliirten ausgefallen war, als es dem Feinde endlich gelang, das Dorf zu erobern und sich bis zum Morgen darin zu behaupten. Kaum aber war der nächste Tag angebrochen, so griff Ferdinand, trotzdem, daß Soubise sich in gefahrdrohender Nähe sehen ließ, die Franzosen aufs Neue an. Nach einer furchtbaren Kanonade rückten die Alliirten gegen Villingshausen vor. Ein mörderisches Feuer empfing sie, welches jedoch bald in einen Kampf mit dem Bajonnett überging. Ferdinand sowol wie Broglie verstärkten ihre Truppen; zuletzt aber blieb den Alliirten der Sieg. Sie eroberten das Dorf und trieben den Feind, der einen Verlust von 5000 Mann an Todten und Verwundeten erlitten hatte, in seine frühere Stellung zurück; sie selbst verloren 1700 Mann.

Obgleich das Treffen von Villingshausen als Kriegsbegebenheit nur einen untergeordneten Rang einnimmt, war es dennoch auf den Gang der Ereignisse von bedeutendem Einflusse. Es war gleichsam der Apfel der Zwietracht, der Broglie und Soubise aufs Neue auseinanderbrachte, gegenseitig erbitterte und dadurch das Kostbarste, die Zeit, ungenützt verstreichen ließ. Broglie beschuldigte seinen Collegen, der in der That mit dem Angriffe auf die Alliirten unverantwortlich gezögert und ihn sogleich wieder aufgegeben hatte, der bösesten Absicht, während Soubise den Rückzug Broglie's seinerseits hartem Tadel unterwarf. Nach mehreren vergeblichen, durch fremde Vermittelung herbeigeführten Sühnungsversuchen wurde endlich der Zwist, frei-

lich nur äußerlich, beigelegt, und die beiden Feldherren beriethen sich, was nun ferner zu thun sei. Man kam überein, die Armeen zu trennen. Soubise blieb in Westfalen zurück und unterstützte mit 30,000 Mann die Heeresmacht Broglie's, der sich am 25. Juli in Bewegung setzte, um Hannover zu erobern. Er war eben in Paderborn angekommen, als aus Paris ein Schreiben des Kriegsministers einlief, der jede Trennung der Armeen ausdrücklich untersagte und darauf drang, dem Herzoge von Braunschweig eine Schlacht zu liefern. Allein die Trennung war erfolgt und eine Wiedervereinigung unmöglich, da Ferdinand sich bereits zwischen Broglie und Soubise geschoben hatte. Der Erbprinz von Braunschweig eroberte die Stadt Dorsten (an der Lippe) mit Sturm und machte beträchtliche Beute, auch glückte es ihm, einen Versuch Soubise's auf Münster zu vereiteln und ihn über die Lippe zurückzudrängen, von wo der Marschall Anfangs November in die früheren Winterquartiere jenseits des Rheins zurückging.

Broglie war inzwischen über die Weser gegangen und traf Anstalten, den Krieg in das Hannöversche zu spielen. Ferdinand blieb eine Zeit lang bei Höxter am linken Ufer des Flusses stehen, und weil er sich nicht von seinen Magazinen in Westfalen entfernen mochte, beschloß er, Broglie durch einen Einfall in Hessen zum Aufgeben seines Planes zu zwingen. Er schickte den General Wangenheim über die Weser gegen Göttingen und Kassel, und in der That kehrte Broglie sogleich um. Ferdinand, der seine Absicht erreicht hatte, zog sich nun wieder nach Westfalen zurück; aber auch Broglie war nicht Willens, sein Vorhaben fallen zu lassen. Er brach im October zum zweiten Male nach Hannover auf; der Prinz Xaver von Sachsen eroberte Wolfenbüttel und belagerte Braunschweig, welches jedoch durch den Prinzen Friedrich August von Braunschweig entsetzt wurde. Broglie ließ sich nicht aufhalten und drang weiter vor; da erschien Herzog Ferdinand, der nunmehr von Soubise nichts mehr zu befürchten hatte, plötzlich auf dem Kampfplatze. Am 4. November ging er über die Weser und Broglie, der in Gefahr schwebte, von

Hessen abgeschnitten zu werden, zog sich nun rasch zurück. Beide Armeen standen sich eine Zeit lang bei Eimbeck drohend gegenüber und es schien, als werde eine Hauptschlacht den Feldzug beschließen. Der französische Feldherr aber täuschte diese Vermuthung und führte, als er sah, daß für diesmal sein Lieblingsplan, die Eroberung von Hannover, nicht auszuführen sei, sein Heer am 29. November in die Winterquartiere nach Hessen. Auch die Alliirten bezogen einige Tage darauf ihre alten Cantonnirungen, und so endigte sich dieser Feldzug, ohne daß Freund oder Feind auch nur einen Fuß breit Terrain gewonnen hatten, oder die hohen Erwartungen, welche Choiseul und das Cabinet von Versailles gehegt, nur im Geringsten befriedigt worden wären. Ferdinand aber durfte sich rühmen, mit einer kleinen Armee der bedeutend überlegenen Macht des Feindes vermöge der ausgezeichnetsten Tapferkeit und Geschicklichkeit mit Erfolg die Spitze geboten zu haben.

---

# Einunddreißigstes Capitel.

Allgemeine Betrachtungen. — Friedrich's Bündniß mit dem Tatarenchan. — Tod der Czarin Elisabeth. — Friede und Bündniß mit Rußland. Friede mit Schweden.

Obwol der König in dem Feldzuge von 1761 keine offene Feldschlacht, auch keine Heeresabtheilungen, wie bei Maxen und Landeshut verloren hatte, war er jetzt dennoch dem voraussichtlichen Ziele dieses langen Kampfes, seinem völligen Untergange, mit erschreckender Schnelle näher gerückt. Friedrich schien mit dem Schicksale abgeschlossen und sich der unerbittlichen Fügung desselben mit der stolzen Resignation eines Helden und Philosophen ergeben zu haben. Aber auch den Völkern, die bisher in banger Spannung dem blutigen Kriegsschauspiele gelauscht hatten, wurde es mehr und mehr klar, daß ein glänzendes Gestirn im Erlöschen war und daß alle Kraft eines hoch über seiner Zeit stehenden Geistes nicht im Stande sei, länger noch das Unmögliche zu versuchen, dem Unvermeidlichen zu trotzen. Preußen, das jugendkräftige, lebendige Keime treibende Königreich, sollte aufhören zu existiren; dem grünen Baum, unter dessen Schatten die schönsten Früchte der Civilisation und Gesittung reiften, war die Axt an die Wurzel gelegt und an der Stätte, wo er geblüht, gedachten die Zerstörenden einen dürren Sproß stehen zu lassen, ein Markgrafen- oder Kurfürstenthum Brandenburg. — Je mehr die Wage zum Nachtheile Friedrich's stieg, desto lauter erhoben sich einzelne Stimmen, desto allgemeiner wurde endlich die Ueberzeugung, daß mit Preußens Sturze die deutsche Nation sich selber

eine tiefe, unheilbringende Wunde schlage. Man war nicht mehr blind gegen das starre, verrottete Wesen der deutschen Reichsverfassung und hatte die bittern Früchte derselben lange genug gekostet, um nicht Alles von einem Umschwunge der Dinge zu hoffen, der, so wie er unter Friedrich's Aegide bereits begonnen, den Umsturz vielhundertjähriger Gebrechen, Thorheiten und Vorurtheile versprach. Der lebendige Geist, der seit der Siegesschlacht bei Mollwitz, einem elektrischen Funken gleich, in den Herzen und Köpfen der Preußen gezündet und sie tüchtig gemacht hatte, dem Sonnenfluge des königlichen Aares zu folgen — dieser Geist drohte unter den Trümmern der zusammenstürzenden Monarchie wiederum zu erlöschen und der alten Nacht den Sieg zu lassen. Der Gedanke war niederschlagend! Während die Masse des deutschen Volkes einmüthig, auch wo sie den Friedrich feindlichen Fahnen folgte, den Untergang des Königs mit jener ehrfurchtsvollen Scheu, jener schweigenden Trauer erwartete, die wir stets bei dem Verschwinden einer Größe fühlen, sahen die Gebildeten weiter und erwogen mit trübem Ernste die Zukunft, die sich den Grabstein der preußischen Monarchie zum Grundsteine erkohren hatte. — Im Norden und Westen Deutschlands besonders drängten sich den Nachdenkenden quälende Befürchtungen auf. Man ermaß den Verlust der Glaubens- und Gewissensfreiheit; mit dem Siege des katholischen Oesterreichs über den mächtigsten protestantischen Fürsten, den man eben so wie seine Vorfahren als den natürlichen und zuverlässigen Beschützer der reinen Lehre zu betrachten gewohnt war, waren dem Fanatismus und der religiösen Unduldsamkeit freie Hand gegeben. Die protestantischen Reichsstände waren außer Stande, dem Einflusse Oesterreichs die Spitze zu bieten; was sie früher, zur Zeit der Reformation und im schmalkaldischen Kriege vermocht hatten, durfte man heute, da sich die Verhältnisse völlig umgestaltet hatten, nicht mehr erwarten. Oesterreichs materielle Macht, durch die Demüthigung Preußens vermehrt, abgerundet und nach Innen und Außen verstärkt, mußte nothwendig ein so entschiedenes Uebergewicht, einen so unwiderstehlichen Einfluß auf den lockern und uneinig in sich

selbst zerfallenen Reichsverband gewinnen, daß der von den Ferdinanden ererbte Gedanke, die katholische Kirche zur alleinherrschenden in Deutschland zu machen, das Wiener Cabinet wol verlocken und zu dem gemäßen Schritten bewegen konnte. Es war in der That kein leeres Schreckbild, keine unnütze Besorgniß, wenn man von dem vereinten Wirken einer schlauen Politik und äußerer Stärke Katastrophen ahnete, die das rastlose Streben der Jesuiten und der römischen Curie längst ersehnt und so weit als möglich vorbereitet hatten. War man doch in Oesterreich schon jetzt eifrig beflissen, den Krieg mit Friedrich als einen Kreuzzug und die Demüthigung des Erzketzers, wie der König ohne Scheu in den Kanzelvorträgen des katholischen Klerus genannt wurde, als ein Gott wohlgefälliges, Gnade und Ablaß bewirkendes Unternehmen darzustellen!

Aber auch in seinen politischen Folgen drohte Preußens Sturz dem gesammten deutschen Vaterlande verhängnißvoll zu werden; denn es war vorauszusehen, daß diejenigen auswärtigen Mächte, welche im Kriege Oesterreich die Hand geboten hatten, sich keineswegs nach Beendigung desselben ihres Einflusses auf die deutschen Angelegenheiten begeben würden. Vor Allem hatte man von Frankreich die Fortsetzung jener hinterlistigen Intriguen und schmachvollen Demüthigungen zu erwarten, die seit der Thronbesteigung Ludwig XIV. das heilige römische Reich unabläßig verspottet, in seinen Interessen übermüthig verletzt und mit frecher Hand beraubt hatten. Es bedurfte keines besondern Scharfsinnes, um vorauszusehen, daß Frankreich eine Vergrößerung Oesterreichs, Sachsens u. s. w. unter keiner andern Bedingung gestatten werde, als gegen die Vermehrung seines eignen Einflusses, und wie und zu welchen Zwecken derselbe geltend gemacht wurde, davon hatten die deutschen Fürsten, mit denen Frankreich während des Siebenjährigen Krieges verbündet war, mannichfache und abschreckende Proben gesehen. So konnte es z. B. der Herzog Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen nicht länger ruhig mit ansehen, daß die Franzosen sein armes Ländchen auf die schonungsloseste Weise aussogen und nicht müde wurden, Contribu-

tionen, Lieferungen und Geldabgaben unter den verschiedenartigsten Formen und Vorspiegelungen zu erpressen. In einem Schreiben an die fränkische Kreisversammlung beschwerte sich endlich der Herzog über dies schrankenlos eigenmächtige Verfahren seiner Bundesgenossen, bat um Abhülfe und ließ die Aeußerung fallen, es scheine ihm souverainer Fürsten unwürdig, sich die Nichtachtung und den Despotismus eines Volkes gefallen zu lassen, das, wie fast alle Völker Europas, seit zweihundert Jahren in Deutschland Krieg geführt und schon Elend genug über dasselbe gebracht habe. Kaum hatte das französische Ministerium von diesem Schreiben Kunde erhalten, als es an den Herzog in übermüthigem Tone das Verlangen ergehen ließ, er solle augenblicklich die Klage zurücknehmen, widrigenfalls ein französisches Truppencorps bereit stehe, sein Land mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Dem Herzog, den die jämmerliche Reichsverfassung und die schnöde Selbstsucht der übrigen deutschen Fürsten ohne Unterstützung ließ, blieb nichts übrig, als sich in den Willen des französischen Ministeriums zu fügen; dieses aber, nicht zufrieden mit einem solchen Triumphe, brachte überdies durch einen besondern Gesandten der fränkischen Kreisversammlung zu Nürnberg den gemessenen Befehl, die gedachte Beschwerde sofort aus den Protokollen und Acten auszustreichen. Die Kreisversammlung hatte nichts Eiligeres zu thun, als hündisch Gehorsam zu leisten und man schien sich nicht besonders zu grämen, daß zu den vielen alten ein neuer brandmarkender Schandfleck auf den prunkenden Hermelin des römisch-deutschen Kaiserthums gekommen war.

War man hinsichtlich Frankreichs noch in Zweifel, ob und wie viel Land es jenseit oder diesseits des Rheins für seine unerbetenen Bemühungen von unserm Vaterlande wegreißen werde, so hatte Rußland seine Beute schon fest in Händen und mit Ostpreußen ging wieder ein Stück deutscher Nationalität verloren. Ein kräftiger Volksstamm, uralt in deutscher Sprache und Gesittung, reich an mannichfachen Erzeugnissen des Bodens und einst durch edles deutsches Blut den heidnischen Wenden abgerungen, wurde dem Czarenreiche preisgegeben, und in der tollen

Verblendung jämmerlicher Privatleidenschaften, des Hasses, Neides und der Zwietracht, sah man nicht, daß ein Verrath an Deutschland begangen wurde, indem man den Schlüssel zu ihm, die Vorburg, einem Volke in die Hände spielte, welches schon damals, wie heute, mit tausend gierigen Augen um sich schaute, mit tausend Händen um sich griff und troß seines Barbarenthums fremde Dummheit, fremde Irrthümer wohl zu benutzen wußte.

Darum fühlten die Besseren der Nation Trauer über den bevorstehenden Untergang des Heldenkönigs und erwarteten kein Heil von der Zukunft. Friedrich selbst aber ging standhaft seine Bahn und war fest entschlossen, eher zu sterben, als in einen schmachvollen Frieden zu willigen. Um auf das Aeußerste gefaßt zu sein, trug er ein Krystallfläschchen voll starkwirkenden Giftes bei sich; denn schrecklich war ihm der Gedanke, von seinen Feinden gefangen zu werden und mit eignen Augen wehrlos die Zertrümmerung seines Reiches ansehen zu müssen. Ausdauer, Beharrlichkeit und Gegenwehr bis zum letzten Blutstropfen! Das war sein Wahlspruch, der sich fast in allen seinen zu jener Zeit verfaßten Briefen und Schriften wiederfindet. Die Hülfsquellen Preußens und Sachsens waren fast gänzlich erschöpft; schon war der Gehalt der in Berlin geprägten Münzen so gering, daß sie an sich fast werthlos genannt werden konnten. Der Hofbanquier Ephraim, der die königliche Münze gepachtet hatte, wurde nicht müde, Gold- und Silberstücke unter den verschiedensten Stempeln in die Welt zu senden und seine Blechkappen (oder Ephraimiten) überschwemmten ganz Deutschland. Das Gewerbe zeigte sich so einträglich, daß auch kleinere Reichsfürsten, ja selbst Schweden, eine gleiche Speculation unternahmen. Baares Geld war daher stets hinreichend vorhanden, als aber nach dem Friedensschlusse das Finanzwesen wieder regulirt und der eingebildete, bisher in Handel und Wandel geltende Werth dieser Münzen aufgehoben wurde, verloren Tausende ihr Vermögen, ihr sauer Erspartes, und der Friede machte viele von Denen zu Bettlern, die der Krieg nicht um Alles gebracht hatte.

Wir erwähnten schon bei der Schilderung des vorigen Feld-

zuges, daß die Zahl der preußischen Truppen immer geringer wurde. Vergebens sah sich Friedrich nach Bundesgenossen um; Dänemark hatte sich Furcht einjagen lassen, England befolgte die thörichte Politik des königlichen Günstlings Bute, die Türkei verharrte in unschlüssigem Zögern. Da schien es, als wolle der Witz des Schicksals dem Könige unter den Bekennern des Islam den willkommenen Freund und Helfer erwecken, den er in der ganzen Christenheit vergebens gesucht hatte.

In der Krim und längs den nordöstlichen Ufern des schwarzen Meeres bis hinüber zu den salzigen Gestaden des kaspischen See's wohnte damals ein freier Tatarenstamm, den der Sproß einer uralten Familie unbeschränkt regierte. Seit Jahren schon lag dies Volk beständig mit seinen nächsten Nachbarn, den Russen, im Streite und haßte sie um so mehr, da jene durch Eroberungen und schlaue Verträge das Gebiet der Tataren im Laufe der Zeit schon arg geschmälert hatten. Eben damals, nicht lange nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, fühlte sich der Chan versucht, den Kampf mit Rußland wieder aufzunehmen. In diesem Entschlusse wurde er durch einen beredten und klugen Mann, Namens Boscamp, der mit dem Könige von Preußen in directer Verbindung stand und als dessen Agent und Geschäftsträger in der Krim galt, aufs Eifrigste bestärkt. Ein Einfall der Tataren in Südrußland und der Ukraine konnte Preußen von dem höchsten Nutzen sein, denn unzweifelhaft sah sich Elisabeth dann genöthigt, einen großen Theil ihrer gegen Friedrich im Felde stehenden Truppen nach der Krim abzusenden. Wäre der Chan, obschon wie sein ganzes Volk kriegs- und beutelustig, auch ein Mann von Energie und rascher Entschlossenheit gewesen — es hätten die Ereignisse am schwarzen Meere sicherlich die entschiedenste Rückwirkung auf die Ereignisse an der Oder und Ostsee geübt und nie wäre vielleicht eine Schlacht bei Kunnersdorf geschlagen worden.

Die Tataren aber zögerten und bedurften viel Zeit zu den nöthigen Vorbereitungen. Endlich erschien im October 1761 eine mit orientalischem Pompe ausgerüstete Gesandtschaft des Chan im

Hauptquartiere Friedrich's bei Strehlen. Der Arzt und Barbier des Fürsten — ein Amt, welches unter jenen Stämmen nicht selten mit dem Ministerposten verbunden ist — sprach in einer langen verdolmetschten Rede seine hohe Bewunderung für den König von Preußen aus und bot ihm schließlich im Namen seines erhabenen Herrn und Gebieters Freundschaft, Bündniß und die thätigste Mitwirkung im Kriege gegen Rußland an. — Vor 1756 würde Friedrich sich wahrscheinlich wenig aus einem Alliirten vom äußersten Ende Europas gemacht haben, jetzt aber, umringt von Gefahren und fast erdrückt von seinen Feinden, begrüßte er den Abgesandten des Chan wie einen Retter aus der höchsten Noth. Für ihn und den Chan selbst wurden reiche Geschenke, Kunstartikel, Schmucksachen ꝛc. herbeigebracht und der tatarische Arzt mit Ehrenbezeigungen überhäuft. Friedrich legte ihm seinen Plan behufs des wirksamsten und zweckmäßigsten Auftretens gegen den gemeinschaftlichen Feind vor und schickte nun seinerseits, als die Gesandtschaft heimkehrte, einen Bevollmächtigten in der Person des Adjutanten von Goltz an den Chan, theils um das Weitere zu besprechen, theils um die Streitkräfte des in milititairischer Hinsicht noch auf sehr niedriger Stufe stehenden Volkes möglichst zu organisiren.

Im Winter 1761 waren diese Angelegenheiten so weit gediehen, daß der Ausbruch des Krieges zwischen dem Chan und Rußland nahe bevorstand. Da brachte ein rascher, unerwarteter Todesfall in der ganzen politischen Lage Europas eine völlige Veränderung hervor, die sich auch auf das preußisch-tatarische Bündniß erstreckte.

Am 29. December 1761 starb die Kaiserin Elisabeth von Rußland und Peter der Dritte bestieg den Czarenthron. Wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft wirkte die Kunde dieses außer aller Berechnung stehenden Ereignisses auf die Höfe von Wien, Warschau und Versailles, denn Niemand konnte sich verhehlen, daß mit Elisabeth die ehrgeizigsten, ihrer Erfüllung schon so nahen Hoffnungen der Coalition zu Grabe getragen wurden. Peter III., ein junger Feuerkopf, mit

nicht gewöhnlichen Talenten und stolzen Entschließungen ausgerüstet, war, wie wir bereits früher erwähnten, ein eben so inniger Freund und Verehrer des Königs, als Elisabeth denselben gehaßt hatte. Elisabeth war durch diese offen kundgegebene Neigung schon bei Lebzeiten mit großen Besorgnissen erfüllt worden und hatte in ihren letzten Stunden noch Verfügungen getroffen, durch welche sie das Bündniß mit Frankreich und Oesterreich unzertrennlich gemacht zu haben wähnte. Aber Peter trat mit eisernen Schritten auf und zerriß, nur seinem Willen und der Stimme des Herzens Gehör gebend, schonungslos das künstliche Gewebe einer Politik, die vergebens Alles aufwandte, um den Abfall eines so mächtigen Bundesgenossen zu verhüten. Während Oesterreich und Frankreich Bitten und Vorstellungen an den neuen Alleinherrscher verschwendeten und selbst Lord Bute sich nicht schämte, ihm zur Fortsetzung des Krieges gegen den Verbündeten und hochgeehrten Freund der englischen Nation zu rathen, flog ein Courier nach Breslau und überbrachte Friedrich ein eigenhändiges Schreiben Peter's, worin dieser sich in feuriger Rede und im Tone der innigsten Verehrung um die Freundschaft des Königs bewarb.

Nun war Preußen gerettet, gerettet durch die sichtbare Fügung des Himmels, und vom Niemen bis zur Nordsee, von den Sudeten bis an den baltischen Strand schlugen viel tausend Herzen wieder fröhlich und hoffnungsreich. Aus tiefer Nacht war ein hellstrahlendes Morgenroth angebrochen, das bald den herrlichsten Tag heraufzuführen versprach. — Friedrich mag in aller Stille und in dem Tempel seines Innern ein würdiges Dankfest gefeiert haben. Aber auch sein äußeres Leben war völlig umgewandelt. Hatte er seit der Kunnersdorfer Schlacht ernst und düster seinen Gram getragen, war kein Lächeln mehr auf dem gefurchten Antlitz erschienen und in seinen scharfen, tiefgeprägten Zügen ein verschlossener, beinahe menschenfeindlicher Ausdruck hervorgetreten, so belebte jetzt wieder Heiterkeit und das Feuer eines sich stark und jugendkräftig fühlenden Gemüthes sein Gesicht, in seinen hellen, blauen Augen glänzte wieder die alte Milde und

Hoheit, und Scherz und Laune und das in den letzten zwei Jahren vernachlässigte Flötenspiel belebten wieder den hohen Fürsten und seine Umgebung.

Der vertrauliche Briefwechsel zwischen dem Könige und seinem Bewunderer führte bald zu den Resultaten, die ganz Europa, je nachdem es für oder wider Partei genommen, entweder gehofft oder gefürchtet hatte. Am 23. Februar 1762 erklärte Peter III. den Cabinetten von Wien, Dresden, Stockholm und Paris seinen Austritt aus der Coalition und den Vorsatz, mit Preußen Frieden zu schließen. Sein Wunsch, es möchten die Verbündeten diesem Beispiele folgen, fand nur bei Schweden Gehör; Frankreich und Oesterreich aber zeigten ihre tiefe Erbitterung in einer eben so heftigen als drohenden Gegensprache. — Schon am 5. Mai 1762 wurde nach kurzen Verhandlungen in Petersburg der Friede zwischen Preußen und Rußland abgeschlossen. Letzteres gab Ostpreußen und alle während des Kriegs gemachten Eroberungen zurück, so daß der König, den nun im Osten und Norden kein Feind mehr bedrohte, all' seine Macht gegen Oesterreich, die Reichsvölker und Franzosen verwenden durfte; denn auch Schweden schloß am 22. Mai in Hamburg einen Separatfrieden ab und durfte sich glücklich schätzen, daß es nicht seine pommerschen Landestheile verlor.

Bereits im März hatte sich die russische Armee von den Oesterreichern getrennt und war nach Polen gegangen; bald jedoch sollte sie wieder auf dem Kriegsschauplatze, aber diesmal auf einer andern Seite stehend, erscheinen. Peter nämlich fühlte sich durch die entschiedene Weigerung seiner frühern Alliirten, dem Frieden beizutreten, beleidigt. Die immer steigende Neigung für den König von Preußen und die Begierde, sich selbst gleich seinem großen Ahnherrn durch hohe Kriegsthaten auszuzeichnen, wirkten überdies zusammen und veranlaßten den Czaren, wenige Wochen nach dem Friedensschlusse mit Preußen ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß einzugehen. Czernitschef erhielt Befehl, mit 20,000 Mann zur Armee des Königs zu stoßen, während Peter sich vorbehielt, ein größeres Heer unter seiner eigenen

Anführung gegen Preußens Feinde, die nunmehr auch die seinigen waren, ins Feld zu führen.

Welch' ungeheurer Wechsel in der Lage der Dinge! welch' ein Abstand zwischen dem Frühlinge von 1761 und dem von 1762! Friedrich traf nun wohlgemuth und mit dem alten Eifer freudiger Siegeshoffnung die Vorbereitungen zur Eröffnung des Feldzuges. Der Tatarenchan wurde bedeutet, nicht in Rußland, sondern in Ungarn einzufallen, wohin ihm der General Werner entgegenzukommen bestimmt war. Man durfte von dieser Expedition große Erfolge erwarten, denn einerseits war damals im protestantischen Ungarn die Stimmung gegen Oesterreich äußerst feindselig, gereizt und zum offenen Aufstande geneigt, anderseits war vorauszusehen, daß ein Angriff auf die kaiserliche Residenz Wien die Hartnäckigkeit Maria Theresia's und ihres Ministers Kaunitz erschüttern werde.

In der That war jetzt schon die Bestürzung und Verlegenheit des Wiener Cabinets unbeschreiblich. Weil man den Untergang Friedrich's für unvermeidlich hielt und bei der Schwäche des preußischen Heeres — es zählte kaum noch 60,000 Mann, alle Truppen in Schlesien, Pommern und Sachsen mit eingerechnet — den Feldzug des Jahres 1762 gleichsam spielend und mit der Vernichtung des Feindes zu beenden hoffte, hatte der kaiserliche Hofkriegsrath eine beträchtliche Verminderung der österreichischen Streitkräfte beschlossen und ausgeführt. Es wurden demgemäß, um Sold zu ersparen, 500 Offiziere und 20,000 Mann, meistens bewährte Truppen, entlassen und in ihre Heimath geschickt. Da man bei dieser Maaßregel natürlich auf die Fortdauer des russischen Bündnisses gerechnet hatte, war der Schmerz der Täuschung um so größer, und nicht ohne Grund fürchtete man in Wien, jetzt, so nahe dem ersehnten Ziele, zu scheitern und in einem Feldzuge die Früchte sechsjähriger Mühen und Anstrengungen, den Preis so vielen vergossenen Blutes wieder zu verlieren.

Die regsamste Thätigkeit herrschte jetzt in den preußischen Cantonnirungen. Durch die Auswechselung der in russischer

Kriegsgefangenschaft gewesenen Soldaten, und weil man jetzt in Pommern, Preußen und der Neumark wieder Rekruten ausheben konnte, wuchs des Königs Armee plötzlich zu einer ansehnlichen, imponirenden Stärke an. Neue Freibataillone wurden errichtet, die Cavalerie ansehnlich vermehrt und die Artillerie dadurch, daß man einen Theil derselben beritten machte, in einen vorzüglichen Zustand gebracht. Diese Erfindung der „reitenden Artillerie" ist späterhin bei allen Heeren eingeführt worden und hat vielen Antheil an der Veränderung gehabt, welcher die ganze Kriegskunst seit dem Siebenjährigen Kriege ausgesetzt gewesen ist.

Prächtig ausgerüstet und voll so fröhlicher Kampflust, als gelte es, noch sechs Jahre dem rauhen Kriegsgotte zu huldigen, rückten die preußischen Armeen in der Mitte des Mai 1762 auf allen Punkten ins Feld — in Schlesien unter der persönlichen Anführung des Königs, in Sachsen unter dem Prinzen Heinrich. Offiziere wie Gemeine beseelte ein Geist, ein Gedanke: ihrem angebeteten „alten Fritz" mit Gut und Blut zu seinem Rechte zu helfen und dem Feinde zu zeigen, daß ein Staat, dessen Grundsäulen in den Herzen seiner Bürger wurzeln, den wildesten Stürmen Trotz bietet, gleich der tausendjährigen Eiche, gleich dem Felsen im Meere.

---

## Zweiunddreißigstes Capitel.

Feldzug in Sachsen. — Die Schlacht bei Freiberg.

Die Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen bestand zu Anfange des Maimonats 1762 aus 48 Bataillonen Infanterie und 93 Schwadronen Cavalerie, welcher 57 Bataillone und 148 Schwadronen Oesterreicher unter dem Feldmarschall Serbelloni gegenüberstanden. Der Feind befand sich durch die im vorigen Feldzuge errungenen Vortheile im Besitz des ganzen Erzgebirges, während Heinrich zwischen der Mulde und Elbe die Cantonnirungen in einer völlig ausgesogenen und erschöpften Gegend bezogen hatte. Der Prinz faßte nun, durch die Noth seiner Truppen und die wenig gedeckte Stellung des Feindes bewogen, den Entschluß, Serbelloni wo möglich aus seiner Stellung zu verdrängen und zugleich die Reichsarmee, welche das Voigtland und den Chemnitzer Kreis besetzt hielt, an der projectirten Vereinigung mit den Oesterreichern zu hindern.

Letztere hatten längs der Freiberger Mulde zwischen Roßwein und Leisnig eine hinter Verschanzungen stehende Truppenkette gezogen, die der Prinz auseinanderzusprengen gedachte. Nach einigen Scheinbewegungen gegen Meißen rückten demnach die Preußen am 12. Mai in vier Colonnen gegen den Feind und griffen ihn auf verschiedenen Punkten an. Der Mittelpunkt der österreichischen Stellung war bei Döbeln, wo der General Zedtwitz commandirte. Hier war der Kampf auch am Lebhaftesten; der Feind wehrte sich tapfer in seinen Verschanzungen, mußte aber den stürmischen Angriffen der Preußen unterliegen. Zedtwitz

sah sich umringt, von den übrigen Corps abgeschnitten und gerieth mit 40 Offizieren und 1500 Gemeinen in Gefangenschaft. Nicht minder glücklich stritt Hülsen bei Roßwein und schon am Nachmittage hatte Heinrich seine Absicht erreicht; die Postenkette des Feindes war durchbrochen und dieser zog sich in ein starkbefestigtes Lager bei Freiberg zurück. Die Preußen folgten auf dem Fuße nach und trafen Anstalten, die Stellung der Oesterreicher auf dem linken Flügel zu umgehen und sie dadurch von Böhmen und der Elbe abzuschneiden. Das Gelingen dieses den besten Erfolg versprechenden Manoeuvres wartete aber Serbelloni nicht ab, sondern ging bis nach Dippoldiswalde zurück, wo er hinter Schanzen und Batterien dem weitern Vordringen Heinrichs mit besserm Glück die Spitze zu bieten hoffte. Letzterer hatte inzwischen eine meisterhafte Stellung bei Pretschendorf eingenommen und den General Hülsen mit einem schwachen Corps in die Gegend von Wilsdruf geschickt, wo er sich verschanzte. Beide Lager standen durch eine über Tharandt gehende, vier Meilen lange Postenkette mit einander in Verbindung.

Die Reichsarmee, welche bereit war, von Chemnitz aufzubrechen und zu Serbelloni zu stoßen, sah sich nun zum großen Verdruß ihres Befehlshabers, des Prinzen von Stolberg, von diesem abgeschnitten und ging daher nach Zwickau zurück. Serbelloni aber, der stark auf die Mitwirkung dieser seiner Verbündeten rechnete, ließ ihnen den Vorschlag thun, über die Zschopau und Mulde zu gehen und den Preußen in den Rücken zu fallen. Der Plan schien nicht übel und Stolberg schickte sich an, ihn ins Werk zu setzen. Der Anfang versprach einen glücklichen Erfolg. General Luzinsky, welcher die Avantgarde befehligte, traf bei Ebersdorf auf ein preußisches Truppencorps, griff es an und zersprengte es mit einem Verluste von 7 Kanonen und 170 Mann. Der Prinz Heinrich ließ ihm jedoch nicht Zeit, diesen Vortheil zu benutzen, sondern schickte den General Konitz nach Oederan, wodurch den Reichstruppen aufs Neue der Weg verlegt wurde. Sie gingen zwar wieder bis nach Chemnitz vor, blieben aber dort ruhig stehen und warteten, ob es den Oesterreichern glücken werde,

ihnen auf irgend eine Weise den Weg zu der gewünschten Vereinigung zu bahnen.

Einige Wochen hindurch standen sämmtliche Heeresabtheilungen sich unthätig gegenüber. Erst als am 17. Juni General Belling, aus Mecklenburg kommend, zum Prinzen Heinrich stieß, beschloß dieser, die Reichsarmee aus Sachsen zu vertreiben. Zu diesem Unternehmen wurde der wackere Seidlitz ausersehen und führte es trotzdem, daß ihm nur eine geringe Truppenanzahl zu Gebote stand, mit dem günstigsten Erfolge durch. Er suchte, mit Belling vereinigt, den Reichstruppen durch einen schnellen Marsch über Altenburg und Penig in den Rücken zu kommen und sie von Franken abzuschneiden. Kaum aber hatte der Prinz von Stolberg diese Absicht wahrgenommen, so verließ er sein Lager bei Chemnitz und zog sich in großer Hast erst nach Zwickau und von da bis nach Hof (an der Grenze Frankens und Sachsens) zurück. Seidlitz und Belling blieben ihnen auf den Fersen und brachten den Feind durch ihre treffliche Stellung, welche einen Einfall in Böhmen vermuthen ließ, in nicht geringe Verlegenheit.

Serbelloni hielt es nun für hohe Zeit, seinerseits einige Thätigkeit zu entfalten und den Reichstruppen durch ein glückliches Unternehmen gegen den Prinzen Heinrich aus dem Gedränge zu helfen. Da es aber gewagt schien, Letztern in seinem festen, starkverschanzten Lager anzugreifen, beschloß er vielmehr, zuerst Hülsen, der, wie wir wissen, eine abgesonderte Stellung inne hatte, aus dieser zu vertreiben und dadurch Heinrich ohne Schwertstreich zum Rückzuge zu nöthigen. Am 27. Juni setzten sich also die Oesterreicher in vier Colonnen in Bewegung und eröffneten den Kampf mit einem Angriffe auf Hülsen's linken Flügel, den sie zu umgehen suchten. Das lebhafte Feuer einer hier befindlichen Redoute vereitelte jedoch diese Absicht, obgleich es der feindlichen Infanterie gelang, mehrere Bataillone zurückzuwerfen und eine wichtige Anhöhe zu erobern. Der österreichische General Ried ließ nun auf derselben einige Batterien auffahren und die erwähnte Redoute beschießen. Der Kampf blieb

jedoch auf eine heftige Kanonade beschränkt, bis der Feind, als er sah, daß er nichts ausrichten konnte, Abends 10 Uhr den Rückzug antrat. — Die Reichsarmee, welche verlangend einer Siegesnachricht entgegenharrte und anstatt einer solchen nur die Kunde von einem nutz- und erfolglosen Gefecht vernahm, glaubte sich jetzt auch in Hof nicht mehr sicher vor Seidlitz und Belling und ging deshalb am 24. Juli bis nach Baireuth zurück.

Serbelloni schien alle Lust zu weitern Unternehmungen verloren zu haben; nicht so der Prinz Heinrich, der den General Seidlitz Anfangs August nach Böhmen gehen ließ, um ein bei Töplitz stehendes feindliches Reservecorps zu zerstreuen. Die Expedition lief aber weniger glücklich ab, als man gehofft hatte, denn obwol Seidlitz den Feind unvorbereitet und in großer Verwirrung antraf, versäumte er dennoch, ganz wieder seine Gewohnheit, durch unbegreifliches Zögern den günstigen Augenblick. Die Oesterreicher gewannen Zeit, sich zu sammeln und eine gute Stellung einzunehmen, was die Folge hatte, daß Seidlitz, als er endlich angriff, geschlagen und mit einigem Verluste zum Rückzuge nach Sachsen gezwungen wurde.

Glücklicher waren Belling und Kleist, welche wiederholte Streifzüge nach Böhmen unternahmen, das Land längs der Eger hin brandschatzten und stets mit reicher Beute beladen ungefährdet zurückkamen.

Nicht ganz mit Unrecht gab man in Wien den schlechten Erfolg der kaiserlichen Waffen dem Feldmarschall Serbelloni Schuld und ließ ihn die Unzufriedenheit und das Mißvergnügen über ihn so deutlich merken, daß er selbst seine Abberufung verlangte. Das Gesuch wurde ihm gern gewährt und sein Commando dem General Haddick übertragen.

Haddick war freilich ein ganz anderer Mann. Im Besitze eines durch manche schöne Waffenthat wohlerworbenen Ruhmes, thätig, voll Eifer und Einsicht beschloß er, der Welt zu zeigen, was er an der Spitze einer größern Armee zu leisten vermöge. Mit seiner Ankunft hatte der bisherige Schneckengang des Krieges ein Ende und Prinz Heinrich mußte all' sein Feldherrentalent

aufbieten, um diesem neuen Gegner die Spitze zu bieten. Haddick war fest entschlossen, die Preußen unverzüglich aus dem Erzgebirge in die Ebene hinab zu werfen. Waren früher Wochen, ja Monate ohne irgend eine Feindseligkeit verflossen, so folgten jetzt die heftigsten Angriffe Tag für Tag, und wilden Bergströmen gleich stürmten bald auf diesen, bald auf jenen, bald auf allen Punkten zugleich die Colonnen der Oesterreicher gegen die Preußen an. Der General Kleist wurde bei Einsiedel geschlagen und verlor 300 Mann, Hülsen sah sich von allen Seiten angegriffen und hatte Mühe, seine Stellung zu behaupten, und ehe drei Wochen verflossen waren, hatte Haddick durch eine Reihe der scharfsinnigsten Manoeuvres den rechten Flügel des Prinzen Heinrich umgangen und zwang diesen nun, das so lange behauptete Lager zu räumen.

Das preußische Heer war in der That in großer Gefahr, denn inzwischen hatten sich die Reichstruppen, welche quer durch Böhmen marschirt waren, mit den Oesterreichern vereinigt und unterstützten Haddick's Operationen. Auch Hülsen mußte jetzt seine Stellung aufgeben und alle vereinzelten preußischen Corps eilten, zur Hauptarmee zu stoßen. Haddick, durch den Erfolg angefeuert, glaubte nicht auf halbem Wege stehen bleiben zu dürfen. Nach kurzer Rast setzten die Oesterreicher sich wiederum auf allen Punkten in Bewegung. Der Prinz von Stolberg griff die rechte Flanke des Prinzen Heinrich an, während die kaiserlichen Generale Luzinsky, Ried und Maquire den linken Flügel beschäftigten und ihn an der Unterstützung des andern verhindern sollten. Stolberg war jedoch, wie gewöhnlich, nicht glücklich in seinen Bemühungen und zog sich nach einem eben so hartnäckigen als fruchtlosen Gefechte wieder zurück. Der folgende Tag jedoch war für die Preußen entschieden ungünstig. Dadurch, daß Belling einen vom Prinzen angeordneten Rückzug zu lange verzögerte, wurde das Corps des Generals Syburg einem allgemeinen Angriffe der Reichstruppen preisgegeben, und konnte sich glücklich schätzen, mit einem Verluste von 1700 Mann und 9 Geschützen unter fortwährenden Kämpfen noch zum Hauptheere zu

gelangen. Heinrich selbst sah mit Besorgniß die Gefahr immer höher steigen, denn schon stand ihm der Feind völlig im Rücken und es gehörte viel Muth zu der Beschlußnahme, den Oesterreichern, es komme, wie es wolle, das Gebirge nicht preiszugeben, sondern jeden Fuß breit zu vertheidigen. Um dies möglich zu machen und sich selbst zu retten, galt es, eine Schlacht zu wagen. Die Umstände begünstigten dies Vorhaben, denn Haddick, dessen Truppen äußerst erschöpft waren, ließ den Preußen Zeit, sich enger zusammenzuziehen und die Reichstruppen, welche genug gethan zu haben glaubten, nahmen am 15. October ein Lager bei Freiberg. Hier beschloß der Prinz sie anzugreifen, bevor sie Verstärkungen erhielten, und er entwarf zu dem Behufe einen Schlachtplan, dessen Trefflichkeit und bewunderungswürdige Taktik den glücklichsten Erfolg verbürgten.

In der Nacht vom 28. zum 29. October setzte sich das preußische Heer in vier Abtheilungen gegen den Feind in Bewegung. Dieser war inzwischen noch durch ein starkes Corps Oesterreicher unter Campitelli verstärkt worden; vor seinem rechten Flügel lagen die Defiléen von Kleinwaltersdorf und eine Reihe von Schanzen und Verhacken erstreckte sich längs der Front dieses Flügels bis zu dem Spittelwalde, der, gleichfalls durch Verhacke unzugänglich gemacht, das Centrum und einen Theil des linken Flügels deckte. Letzterer reichte bis an das Städtchen Brand und auf eine Anhöhe, die drei Kreuze genannt.

Nachdem der Prinz Heinrich diese gute und zweckmäßige Stellung recognoscirt hatte, beschloß er, dem Feinde mit der Hauptmasse seiner Truppen in die linke Flanke und den Rücken zu fallen, während die Front desselben von den übrigen Corps so lange beschäftigt und in beständiger Besorgniß gehalten werden sollte, bis er (Heinrich) seinen Plan ausgeführt haben würde, worauf man durch einen allgemeinen Angriff auf alle Punkte der feindlichen Linie diese über den Haufen zu werfen hoffte.

Als der Feind die Preußen in Schlachtordnung aufmarschiren sah, traf er noch einige Veränderungen in seiner Stellung

und erwartete den Angriff. General Belling eröffnete denselben durch die Besitznahme einer vor Kleinwaltersdorf liegenden Anhöhe, wo er eine Batterie auffahren und den rechten Flügel beschießen ließ. Gleichzeitig rückte General Jung-Stutterheim mit seiner Brigade und vier schweren Geschützen gegen den Spittelwald vor. Hier gab es einen harten Strauß; denn der Feind wußte die Wichtigkeit dieses Punktes wohl zu schätzen und hatte an der vorderen Spitze des Waldes eine starke Redoute errichtet. Unerschrocken rückten die Preußen im Sturmschritt vorwärts; ein mörderisches Kartätschenfeuer empfing sie; aber auch ihre Geschütze blieben nicht stumm und unterstützten durch wohlgezielte Schüsse den Angriff. Dreihundert Freiwillige unter dem Hauptmann Pfuhl stürzten sich auf die Redoute und schlugen den Feind nach einem verzweifelten Kampfe heraus. Angespornt durch diesen Erfolg drangen sie in den Wald selbst, wurden jedoch durch einen unaufhörlichen Kugelregen zurückgetrieben. Jung-Stutterheim ließ andere Bataillone vorrücken; sie drangen mit dem Bajonnett durch die Verhacke; der Feind wehrte sich mit dem besten Erfolge und warf die Eingedrungenen immer wieder hinaus, bis drei Bataillone der Avantgarde des Prinzen Heinrich, der eben seinen Marsch in die feindliche linke Flanke begonnen hatte, der Brigade Stutterheim zu Hülfe kamen. Nun unternahmen die Preußen einen letzten Angriff, bei dem sie alle Kräfte aufboten. Der Kampf war blutig und die Stürmenden mußten jeden Fuß breit Terrain theuer erkaufen; endlich zwangen sie den Feind zum Weichen und setzten sich in Besitz des Waldes.

Inzwischen war der Prinz mit dem rechten Flügel unter Seidlitz und Kleist vorgerückt und zog sich allmälig rechts, um die linke Flanke des Feindes so weit als möglich unbemerkt zu umgehen. Es stand zu erwarten, daß der heftigste Kampf sich auf der Anhöhe der drei Kreuze entspinnen werde, auf welche sich der ganze linke Flügel stützte und die überdies mit kaiserlichen Grenadieren besetzt war. Ehe sich die Preußen derselben genähert hatten, sahen sie plötzlich vor sich ein 6000 Mann star-

kes Corps Reichstruppen unter Stolberg in einer Stellung, wo sie Heinrich nicht zu finden erwartet hatte. Es schien ihm unerläßlich, erst diese Abtheilung anzugreifen, ehe er weiter vorrückte, weil es nur einer Bewegung Stolberg's bedurfte, um den Preußen in den Rücken zu fallen und sie so zwischen zwei Feuer zu bringen. Auf die Versicherung des Generals Kleist, daß es Stolberg, wie er ihn kenne, nicht einfallen werde, diese Bewegung auszuführen, begnügte sich jedoch der Prinz, ihn durch ein kleines Corps beobachten zu lassen, und setzte seinen Marsch fort. Als die Truppen endlich bei den drei Kreuzen angelangt waren, formirten sie sich zum Angriff und rückten muthvoll gegen die Höhe vor. Hier aber fanden sie den heftigsten Widerstand und sahen ihre Reihen nicht allein durch das Musketenfeuer der kaiserlichen Grenadiere, sondern auch durch eine sie fast im Rücken fassende Kanonade von dem Städtchen Brand her gelichtet; denn hier hatte sich der General Meyer, dem die Absicht des Prinzen nicht verborgen geblieben war, mit einem starken Corps festgesetzt und schien entschlossen, die Preußen an dem völligen Umgehen des linken Flügels zu hindern.

Heinrich's Truppen schlugen sich in dieser kritischen Lage mit bewunderungswürdiger Tapferkeit; jedoch die feindliche schwere Cavalerie, eine ununterbrochene Kanonade und der eiserne Widerstand der Grenadiere an den drei Kreuzen machte alle ihre Angriffe nicht nur vergeblich, sondern versetzte sie selbst in eine Lage, die äußerst verderblich werden konnte. Da machten die glücklichen Fortschritte des preußischen linken Flügels dem Prinzen Luft und führten den vollständigen Gewinn der Schlacht herbei. — Der General Stutterheim nämlich griff Kleinwaltersdorf an, trieb den Feind in großer Verwirrung hinaus und stürzte sich nun mit Fußvolk und Cavalerie auf die schon wankende Linie. Nur kurze Zeit vermochte sie Widerstand zu leisten; die preußischen Dragoner und Belling's Husaren stürmten mit solchem Ungestüm auf sie los, daß sie an mehrern Punkten durchbrochen wurde. Die zwei kaiserlichen Regimenter Esterhazy und

Giulay wurden völlig zu Grunde gerichtet, und nun wendete sich der ganze rechte Flügel zur hastigen Flucht. Zu gleicher Zeit hatten Kleist und Seidlitz die feindliche Cavalerie, welche die Eroberuug der drei Kreuze so sehr erschwerte, nach einem harten Kampfe zum Weichen gebracht, und auch der General Meyer war, um den rechten Flügel zu unterstützen, zurückgegangen. Nun führte der Prinz seine Bataillone noch einmal gegen die Grenadiere; diese aber verließen, als sie den rechten Flügel geschlagen und auch das Centrum unter Stolberg abmarschiren sahen, gleichfalls die so brav vertheidigte Anhöhe, deren fernere Behauptung nun unnütz geworden war.

Die geschlagene Armee ging über die Mulde zurück und suchte sich so gut als möglich zu formiren. Hülsen, Kleist und Seidlitz ließen ihr aber wenig Zeit dazu und nöthigten sie, sich ungesäumt bis an die Elbe zurückzuziehen, wo sie sich zwischen Pirna und Dresden aufstellte.

Die Schlacht bei Freiberg war nur von kurzer Dauer, aber äußerst hartnäckig gewesen. Sie hätte, trotz der trefflichen Dispositionen des Prinzen, dennoch für die preußischen Waffen ungünstig ausfallen können, wenn die Reichstruppen sich eben so tapfer geschlagen hätten als die Oesterreicher. — Der Verlust der Feinde betrug über 5000 Mann, 28 Kanonen und 9 Fahnen; die Preußen hatten hingegen nur 1800 Todte und Verwundete.

Der Prinz Heinrich beschloß die kurze Zeit vor dem Hereinbrechen der rauhen Jahreszeit noch zu benutzen und schickte demgemäß den General Kleist mit 6000 Mann leichter Truppen über das Gebirge nach Böhmen. Kleist streifte bis tief in das flache Land hinein, zerstörte ein großes Magazin in Saatz, trieb Kriegssteuern und Lieferungen ein und zog sich, ohne vom Feinde belästigt zu werden und einen langen Wagenzug voll Beute mit sich führend, über Annaberg nach Sachsen und in Heinrich's Hauptquartier zurück, wo er am 11. November eintraf.

Am 6. desselben Monats war König Friedrich II. aus Schlesien, wo der Sieg ihm gelächelt, bei Meißen angekommen und hatte sich mit Heinrich vereinigt. Ehe wir daher den weitern Verlauf der Begebenheiten in Sachsen erzählen, werden wir die Erfolge schildern, welche die Armee unter des Königs persönlicher Anführung im Laufe des Sommers am Fuße der Sudeten über den Feind davontrug.

# Dreiunddreißigstes Capitel.

Begebenheiten in Schlesien. — Tod Peter III. — Treffen bei Burkersdorf. — Belagerung und Einnahme von Schweidnitz. — Treffen bei Reichenbach.

In Schlesien fand der König diesmal seinen alten Gegner, den Feldmarschall Daun, wieder an der Spitze der Armee; denn in Wien hatte man Loudon's eigenmächtiges Verfahren, vor Allem die unberufene Eroberung von Schweidnitz — wie man diese schöne Waffenthat zu nennen sich nicht scheute — und überhaupt sein selbständig kräftiges Auftreten nicht vergessen können; es wurde ihm daher der Oberbefehl entzogen, obgleich das Heer ihn liebte und verehrte wie keinen Andern. Friedrich durfte sich zu der Veränderung nur Glück wünschen, denn wenn auch Daun's regelmäßige, vorsichtige und zögernde Taktik ihn oft genug hemmte und in Verlegenheit brachte, war Loudon's Genialität und rasche Kühnheit ihm doch ein bei weitem gefährlicherer Feind. Jener stellte sich wie eine Felsklippe im Meere dem Stürmen und Drängen Friedrich's entgegen, während dieser, selbst ein brausender Strom, sich auf die preußischen Schaaren niederstürzte, wenn nur irgend Zeit und Gelegenheit sich ihm günstig darboten.

Die kaiserlichen Heere standen bis zum Ende des Juni zwischen dem Zobtenberge und der Weistritz, so daß Schweidnitz in ihrem Rücken völlig gedeckt war, ebenso das Riesengebirge und die Grafschaft Glatz. Es war vorauszusehen, daß der König den Feldzug nicht anders als mit der Belagerung und Wiedereinnahme von Schweidnitz beginnen werde, weil die Oesterreicher, so lange sie im Besitze dieser Festung waren, auch Meister des

Gebirges blieben. Während daher Daun alle Anstalten traf, diese Belagerung entweder unmöglich, oder doch so schwierig zu machen, als es nur immer in seinen Kräften stand, sann der König auf Mittel, den Feldmarschall aus seiner nicht leicht anzugreifenden Stellung in die Berge hinter Schweidnitz zu treiben. Ein Streifzug nach Mähren schien das geeignetste Mittel zur Erreichung dieses Zweckes, denn Daun war dadurch genöthigt, sich durch die Absendung verschiedener Truppencorps zu schwächen. Der General Werner wurde zur Ausführung dieses Planes ausersehen. Mit einer nicht unbeträchtlichen Truppenanzahl brach er am 12. Mai auf und zog in Oberschlesien umher. Daun hatte nichts Eiligeres zu thun, als den General Beck nachzusenden, wodurch Werner, der schon ziemlich weit vorgedrungen war, dergestalt in Verlegenheit kam, daß Friedrich sich genöthigt sah, ihm 21 Bataillone und 35 Schwadronen unter dem Herzoge von Bevern zu Hülfe zu schicken.

Bevern war ein Jahr nach seiner Gefangennehmung bei Breslau wieder ausgelöst worden. Jenes gehässige Gerücht, als habe er sich, um der Verantwortung wegen seines ungünstigen Feldzuges in Schlesien zu entgehen, freiwillig und mit Absicht fangen lassen, hatte seinen Weg auch in das Hauptquartier des Königs gefunden. Friedrich empfing daher den Zurückkehrenden, den Beförderer, ja alleinigen Erringer so manchen Sieges, den ritterlichen Welfen ziemlich kalt, entzog ihm sein Commando im Felde und entfernte ihn dadurch, daß er ihn zum Gouverneur von Stettin machte, gänzlich von der Bahn des Ruhmes und der Ehre, auf der Bevern bisher so glänzend gewandelt war. Als aber das Unglück von allen Seiten auf die preußischen Heere einstürmte, als Schlag auf Schlag das stolze Gebäu des Königs zu zertrümmern drohte, da gedachte dieser wieder seines Bevern, der in trauernder Resignation, nur von dem Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit gehoben, in Stettin seine Verbannung ertrug. Er wurde zurückgerufen, mit freundlicher Huld vom Könige empfangen und wieder mit der hohen Befehlshaberstelle bekleidet, die er beim Beginn des Krieges inne gehabt hatte. — So be-

gegnen wir ihm jetzt wieder im Gewühl des Krieges und grüßen einen berühmten Namen, der neben Schwerin, Seidlitz, Ziethen und Winterfeld volksthümlich geworden ist und so wie diese ein treues Abbild der heroischen, kernigen Zeit des Siebenjährigen Krieges gibt.

Wider Erwarten kümmerte Daun sich wenig um Das, was in Oberschlesien vorging und blieb unbeweglich in seiner Stellung. Friedrich machte nun einen zweiten Versuch, den starren Zauderer durch zweckmäßige Manoeuvres zu entfernen. Er schickte den General Neuwied mit 26 Bataillonen Fußvolk und 23 Schwadronen Cavalerie, zu der noch ein Pulk Kosacken stieß, nach Böhmen, um die dortigen Magazine zu bedrohen. Das wirkte. Daun verließ in der Nacht sein altes Lager und bezog ein neues südlich von Schweidnitz auf den Bergen bei Burkersdorf und Leutmannsdorf. Zugleich schickte er Haddick dem General Neuwied nach, der seine Aufgabe so gut als möglich zu lösen suchte und sich ziemlich weit in das Innere von Böhmen hineinwagte. Er trieb Brandsteuern und Contributionen ein und konnte es nicht verhindern, daß die ihm beigegebenen Kosacken, ihrer natürlichen Wildheit Raum gebend, sich die ärgsten Excesse erlaubten und greulich plünderten. Nicht ohne Gefahr und mehr als einmal von Haddick und Brentano bedroht, gelangte er wieder über das Gebirge zurück und vereinigte sich bei Hohenfriedeberg mit der Hauptarmee.

Der König glaubte nun die projectirte Belagerung von Schweidnitz nicht länger hinausschieben zu dürfen. Ehe sie aber begonnen wurde, mußte Daun auch aus seiner jetzigen Stellung, welche ihm immer noch die Verbindung mit der Festung sicherte, vertrieben und nach Böhmen oder in die Grafschaft Glatz geworfen werden. Die preußischen Colonnen setzten sich demgemäß von Hohenfriedeberg, Striegau und Würben aus in Bewegung und vereinigten sich bei Bögendorf (nahe an Schweidnitz), wo der König sein Hauptquartier aufschlug.

Friedrich und sein Heer waren voll der besten Hoffnungen und ahneten nicht, welch eine trübe, unheilschwangere Gewitter-

wolke von Osten her aufs Neue sich gegen Preußen erhoben hatte. Am Nachmittage des 18. Juli erschien plötzlich der russische General Czernitschef, der mit seinem Armeecorps in einiger Entfernung stand, im Hauptquartiere und erbat sich unverzüglich eine geheime Unterredung mit dem Könige. Der verhängnißvolle Inhalt derselben aber beruhte auf folgenden Thatsachen.

Der neue Czar der Russen, Peter III., hatte sich in der kurzen Zeit seiner Regierung von seinem leidenschaftlichen, ungeduldigen Temperamente zu Maaßregeln und Beschlußnahmen hinreißen lassen, die eben nicht geeignet waren, ihm die Herzen seiner Unterthanen zuzuwenden. Was Peter der Große begonnen hatte, die Civilisirung einer ungebildeten Nation und das Emporheben derselben zu einer Weltmacht, das zu vollenden fühlte Peter III. sich berufen. Leider aber besaß er von den hohen Eigenschaften seines Ahnherrn zu wenig, um ein Riesengebäude durch eine Riesenkuppel vollenden und die Entwürfe eines Genies mit einem nur nachahmenden Talente ausführen zu können. Ohne die einem Reformator so nothwendige Ruhe und Beharrlichkeit zu besitzen, ließ er Befehle und Gesetze ergehen, die mit der russischen Nationalität im krassesten Widerspruche standen und alle Classen des Volks in ihren Rechten, Sitten und Gewohnheiten aufs Tiefste verletzten. Nur wenige Wochen bedurfte es, um den jungen Czaren, dem man trotz seiner Mißgriffe und Uebereilungen den besten Willen nicht absprechen kann, so allgemein verhaßt zu machen, daß es nur eines leisen Anstoßes bedurfte, um das Feuer der Revolution in hellen Flammen emporschlagen zu lassen. Mit verhaltenem Ingrimm sah der hohe russische Adel die Bevorzugung des deutschen Elements, die sich bei der Flotte, im Heere und der Beamtenwelt mit gleicher Schroffheit geltend machte. Deutsche erhielten die höheren Offizierstellen, Deutsche hatten entscheidendes Uebergewicht im Cabinet und Ministerium und unermüdlich stellte der Czar diese Nation, der er mit wahrem Fanatismus zugethan war, seinen Russen auf die kränkendste und demüthigendste Weise als Beispiel auf. Die Russen sind äußerlich kriechend und stets fertig, sich in den Staub

zu werfen, aber innerlich tragen sie die wildesten Affecte mit sich herum und sind eben so schnell zur blutigen Gewaltthat, zu Rache und Empörung, wie zum knechtischen Anbeten bereit. Im ganzen Volke hatte sich bald die Ueberzeugung verbreitet, daß Niemand als der König von Preußen an der unerträglichen Regierungsweise ihres Czaren Schuld sei; man wußte allgemein, in welchem vertraulichen Verhältnisse Beide zu einander standen und zweifelte keinen Augenblick, daß all' jene thörichten Edicte, jene tyrannischen Maaßnahmen und Kränkungen der einzelnen und Gesammtinteressen von Friedrich II. zum Verderben Rußlands ausgesonnen und von dem Czaren in eben so unbegreiflicher als strafbarer Verblendung vollführt würden. So kam es, daß Preußen und sein Regent von den Russen nicht weniger als Peter selbst gehaßt wurden und daß man erst den Frieden, dann gar das Bündniß mit Friedrich auf die heftigste Weise anfeindete.

Wie Peter sein Volk sich zum unversöhnlichen Feinde gemacht hatte, so auch seine Gemahlin Katharina, eine geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst. Freilich lagen hier andere Motive zu Grunde, welche die Abneigung und das rauhe Benehmen des Czaren gegen seine Gemahlin, wenn nicht rechtfertigen, doch sehr entschuldigen; denn Katharina war bei aller Geistesgröße ein ausschweifendes Weib, die ihre Liebhaber wie Kleider wechselte und die Würde des kaiserlichen Hauses wenig zu wahren wußte. In ihr fanden alle gegen den Czaren gesponnenen Intriguen und Pläne ihren Mittelpunkt, und so geschah es denn, daß eine längst vorbereitete Verschwörung in der Nacht vom 8. zum 9. Juli zum Ausbruch kam. Ein junger, schöner Offizier, Namens Orloff, der eben jetzt sich der Gunst der Kaiserin erfreute, der Graf Panin und Andere riefen Katharina zur Czarin aus und sahen sich von Volk, Adel und Militair unterstützt. Peter, betäubt von diesem unerwarteten Schlage, entsagte der Regierung und wurde schon einige Tage später gewaltsam aus dem Wege geräumt.

Die erste Regierungshandlung Katharina's war die Aufhebung der Allianz mit Preußen und die Erklärung, den Krieg

mit dem in Rußland so verhaßten Friedrich wieder aufzunehmen. Sogleich wurde eine Armee zusammengezogen, welche Ostpreußen aufs Neue in Besitz nehmen sollte, und Couriere flogen nach Schlesien, um das Czernitschef'sche Corps augenblicklich zurückzurufen.

Das war die Hiobsbotschaft, welche der russische General dem Könige überbrachte, dessen schöne Pläne und Entwürfe durch dies unerwartete Ereigniß völlig vereitelt wurden. Er mußte jetzt sogleich die Oesterreicher angreifen, ehe diese von den Vorfällen in Rußland Nachricht erhielten und ehe er selbst genöthigt war, einen großen Theil seiner Streitkräfte in die bedrohten Ostseeprovinzen zu senden. Schnell war ein neuer Plan fertig. Czernitschef wurde vom Könige ersucht, seinen Abmarsch nur noch um drei Tage aufzuschieben und während derselben ruhig und unthätig in seinem Lager stehen zu bleiben. Es geschah und Friedrich schritt jetzt ungesäumt zum Angriffe gegen Daun.

Die preußische Armee setzte sich am 20. Juli in zwei Colonnen in Bewegung, ging über die Weistritz und stellte sich zwischen Schweidnitz und den Höhen von Burkersdorf und Leutmannsdorf, wo die Oesterreicher standen, in Schlachtordnung auf. Durch diesen Marsch hatte sich der König zwischen zwei Feinde, die Besatzung der Festung und die Daun'sche Hauptarmee, geschoben — ein Grund mehr, den Angriff zu beschleunigen.

Wie gewöhnlich hatte der Feldmarschall Daun seine Stellung mit solcher Umsicht gewählt, daß ihm nur mit der äußersten Schwierigkeit beizukommen war. Die Burkersdorfer Höhen liegen auf beiden Seiten des Weistritzgrundes, in den sie jäh und steil abfallen, und hängen mit den nicht minder schroffen Leutmannsdorfer Bergen zusammen. Das ganze Lager war stark befestigt, die Burkersdorfer Anhöhen jedoch am stärksten verschanzt. Auf beiden Seiten der Weistritz lagen umfangreiche, mit tiefen Gräben, Palissaden urd Verhacken umgebene Redouten, zu denen der Zugang überdies durch Schluchten, Abgründe und dichtes Gebüsch erschwert wurde. Den rechten Flügel des Feindes bei Leutmannsdorf befehligte Brentano, den linken bei Burkers-

dorf der General O'Kelly und der Prinz von Ligne; die Cavalerie war in den Schluchten und Defiléen am Fuße der Berge aufgestellt und gleichfalls durch einige Redouten gedeckt.

Der König recognoscirte diese unüberwindlich scheinende, von Batterien starrende Position mit großer Sorgfalt und ließ noch am Abende des 20. Juli den Kampf durch ein Vorspiel eröffnen. Das Schloß von Burkersdorf nämlich war von feindlichen Vorposten besetzt; Friedrich beabsichtigte hier eine große Batterie anzulegen und schickte deshalb zwei Grenadierbataillone vor, das Schloß mit Sturm zu nehmen. Es geschah und nun wurden während der Nacht die letzten Vorbereitungen zum Treffen gemacht.

Der König hatte aus Breslau 45 Haubitzen und 12 Kanonen vom schwersten Kaliber kommen lassen, die nun gegen den Feind aufgefahren und durch eine Verschanzung gedeckt wurden. Als der Morgen anbrach, war die Batterie vollendet und wartete nur eines Winks, um ihren Eisenhagel gegen die Anhöhen zu schleudern. Die Regimenter wurden nun zum Angriff beordert; die Generale Neuwied, Wunsch und Prinz von Bernburg erhielten die schwierige Aufgabe, die Leutmannsdorfer Berge zu stürmen, die der Feind für unangreifbar gehalten und deshalb weniger sorgfältig verschanzt hatte. Im Geschwindschritt eilten die Tapfern vorwärts und begannen, obgleich ein furchtbarer Hagel Kartätschen ihnen entgegenrauschte, die steilen Abhänge zu erklettern. Die Oesterreicher wehrten sich tapfer in ihren Verschanzungen und unterhielten aus den Gebüschen ein mörderisches Musketenfeuer. Die Angreifenden wankten und machten Miene zurückzugehen; eine königliche Ordonnanz, die herbeiflog und den Befehl überbrachte, es müsse um jeden Preis eine etwas niedrigere und vor den andern liegende Höhe genommen werden, befeuerte den Muth der Stürmenden aufs Neue. Unaufhaltsam drangen sie vorwärts, drängten metzelnd den Feind zurück und eroberten die Anhöhe. In demselben Augenblicke kam in vollem Trabe eine Batterie herbei; sie wurde auf dem gewonnenen Punkte aufgefahren und eröffnete jetzt ein wirksames Feuer auf den Feind.

Weil aber vorauszusehen war, daß die Eroberung jeder einzelnen Schanze, jedes einzelnen Verhackes noch Ströme Blutes kosten, ja vielleicht die Vernichtung der Stürmenden herbeiführen werde, suchte man die Berge zu umgehen und auf einer vom Feinde nicht besetzten, minder steilen Seite zu erklimmen. Das Manoeuvre gelang über alle Erwartung. Man war noch nicht weit seitwärts marschirt, als man einen bequemen, sanft abfallenden Abhang entdeckte, denselben erstieg und nun plötzlich dem erschrockenen Feinde in den Rücken fiel. Nach einem kurzen Kampfe floh er aus seinen Verschanzungen und zog sich weiter in das Gebirge hinauf nach Wüstewaltersdorf.

Brentano's Corps also war geschlagen und eine Hälfte der aufgegebenen Blutarbeit glücklich und mit Erfolg vollbracht. Auf der Seite von Burkersdorf war inzwischen der Kampf nicht minder heftig entbrannt. Früh um 4 Uhr eröffnete hier die oben erwähnte große Batterie ihr Feuer auf den Feind. Die Kanonenkugeln, Kartätschen und Haubitzgranaten brausten einem Sturmwinde gleich durch die Gebüsche und Verhacke und mähten zugleich mit den Wipfeln der Bäume und Sträucher die Soldaten in ihren Verschanzungen nieder. Am übelsten aber erging es der feindlichen Cavalerie; diese stand zusammengedrängt in den Thälern und Schluchten zwischen und vor den Bergen und sah sich schutzlos dem entsetzlichen Feuer jener Batterie ausgesetzt. Gliederweise stürzten Roß und Reiter zusammen; eine furchtbare Verwirrung entstand in den Reihen, bis endlich ein panischer Schrecken die Cavalerie ergriff und sie sich in wilder Flucht auf das hinter ihr stehende Fußvolk warf. Jetzt war der Augenblick zur Erstürmung der Berge erschienen und vier Bataillone unter dem General von Möllendorf schickten sich eben an, vorzurücken, als es plötzlich auf den Festungswällen von Schweidnitz lebendig ward und die ganze Besatzung kampfgerüstet und bereit erschien, den Preußen in den Rücken zu fallen. Der König ließ sogleich einige Regimenter gegen die Stadt Front machen und die Cavalerie machte sich fertig, diesen neuen Feind nicht eben höflich zu empfangen. Aber es blieb von Seiten der Besatzung bei den

drohenden Anstalten; als sie die Preußen sie so kaltblütig und entschlossen erwarten sah, hielt sie es für gerathen, ihre Freunde auf den Bergen sich selbst zu überlassen, und verschwand daher schon in der nächsten halben Stunde von den Wällen. — Möllendorf ging nun mit seinen Tapfern vor. Aus den feindlichen Redouten krachte Schuß auf Schuß; das Gebirge erzitterte in seinen Grundfesten und dicker Pulverdampf verhüllte die ganze Scene. Möllendorf entdeckte, am Fuße der Höhen angelangt, einen schmalen Weg, die Schaaftrift genannt, die sich, steil aufwärts führend, zwischen den Bergen hinwand und ihre Richtung um die rechte Flanke des Feindes zu nehmen schien. Nichts konnte willkommener sein; gelang es, diesen Pfad zu verfolgen, so verlor die Erstürmung der Burkersdorfer Höhen viel von ihrer Schwierigkeit und kostete jedenfalls weniger Menschenleben. Möllendorf's Entschluß war schnell gefaßt. Seine Mannschaft marschirte in einer schmalen Colonne den Bergweg entlang, die Geschütze wurden ausgespannt, von den Artilleristen mit den Händen hinaufgezogen und voll Begierde erwartete man, wohin dieser mühselige Pfad führen werde. Man sah sich nicht getäuscht. Er endete auf einem schmalen Plateau, welches der Flanke der feindlichen Verschanzungen gegenüber lag. Schnell wurden die Kanonen gerichtet, und erst das Kartätschenfeuer derselben entdeckte den Oesterreichern, von welcher Seite der Angriff kam. Ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, stürzte sich die preußische Infanterie in das dichte Gestrüpp und Buschwerk, mit welchem die steilen Abhänge bewachsen waren; auf Händen und Füßen kletterten die wackern Soldaten empor, durchbrachen die Verhaue, übersprangen die Gräben und warfen sich mit einer Wuth auf die feindlichen Verschanzungen und Batterien, daß aller Widerstand vergebens war. Eine Redoute nach der andern, eine Höhenspitze nach der andern wurde erstürmt. Frische Bataillone klimmten die Schaaftrift empor; auch in der Front griffen die Preußen jetzt an und kletterten wie die Katzen an den jähen Abhängen in die Höhe, ja selbst einige Schwadronen Cavalerie bahnten sich, den Säbel in der Faust, einen Weg nach den Bergen.

Dazwischen feuerte noch immer die große Batterie am Burkersdorfer Schlosse und hinderte die feindliche Reiterei am Hervorbrechen. Vergebens mühte sich Daun, den Geschlagenen Hülfe zu senden und die verlorenen Redouten wieder zu erobern; theils machte es ihm die russische Armee unmöglich, welche ihm regungslos gegenüberstand und von der er jeden Augenblick eines Angriffs gewärtig zu sein glaubte, theils wurde er selbst von allen Seiten durch kleine Corps geneckt und in Schach gehalten, so daß er zuletzt nicht wußte, wohin er sich wenden sollte.

In vier Stunden waren alle Anhöhen erobert und der Feind im vollen Rückzuge nach dem Innern des Gebirges. In der letzten Redoute hatte sich eine Schaar Oesterreicher mit wahrem Heldenmuthe vertheidigt; sie schien unbezwinglich, bis plötzlich das dürre Holz des Verhau's in Brand gerieth und Rauch und Flammen den Feind nöthigten, auch dieses Bollwerk zu verlassen. — Verdient auch die Erstürmung der Burkersdorfer Berge nicht den Namen einer Schlacht, da von beiden Armeen nur einzelne Corps im Feuer standen, so zeichnet sich doch gerade diese Kriegsthat vor vielen andern und größern durch die Kühnheit der Anlage und Ausführung und durch das Malerische aus, welches ein Kampf an steilen Felswänden und Abhängen, im Wald und Dickicht darbietet. — Die Oesterreicher verloren 1800 Mann an Todten, 2000 Verwundete und eine große Menge Geschütze.

Der Zweck des Königs war nun erreicht und die Belagerung von Schweidnitz konnte beginnen. Bald nach dem Treffen trennten sich die Russen unter Czernitschef von der preußischen Armee und nahmen die höchste Verehrung und Achtung vor diesen Tapfern und dem Helden, der sie führte, mit sich in ihr rauhes Vaterland.

Es war vorauszusehen, daß die Belagerung von Schweidnitz der Welt ein eben so ernstes als interessantes Schauspiel gewähren werde, denn von beiden kämpfenden Parteien waren die zweckmäßigsten und vielversprechendsten Vorbereitungen getroffen worden. Daun hatte 11,000 Mann unter dem General Guasco in der Festung gelassen und sie so reichlich mit Proviant und

Munition aller Art versehen, daß die Belagerer nicht darauf rechnen durften, sie in kurzer Zeit durch Mangel zur Uebergabe zu zwingen. Der König schmeichelte sich auch keineswegs mit der Hoffnung eines leichten und raschen Erfolges, wie seine großartigen Belagerungsanstalten bewiesen. Am 1. August traf das schwere Geschütz, 68 Kanonen und 32 Mörser und Haubitzen, aus Neisse und Breslau ein und am 4. Aug. ward die Festung völlig eingeschlossen. Das Belagerungscorps bestand aus 21 Bataillonen Infanterie und 20 Schwadronen unter dem Befehl des Generals von Tauenzien, des rühmlich bekannten Vertheidigers von Breslau. Die Armee des Königs deckte die rechte, die Corps von Werner und Bevern, welche bei Nimptsch und Reichenbach standen, die linke Flanke der Belagerer, die in der Nacht vom 7. zum 8. August die Laufgräben eröffneten.

Ehe wir jedoch in unserer Schilderung fortfahren, müssen wir unsern Blick noch einmal nach dem Nordosten Europas wenden, nach St. Petersburg, wo inzwischen eine zweite, für Friedrich II. nicht minder wichtige Aenderung der Verhältnisse eingetreten war. Wir erwähnten schon, daß die Czarin Katharina die Abneigung des russischen Volkes gegen ihren Gemahl theilte; eben so theilte sie auch die Vorurtheile und Vermuthungen Derer, welche in dem Könige von Preußen den Anstifter alles Uebels sahen. Sie glaubte Gründe zu haben, noch weiter in ihrem Mißtrauen gehen und in Friedrich auch den spottenden, höhnisch zuflüsternden Störer ihres ehelichen Friedens sehen zu müssen. Als einige Tage nach Peter III. Tode die Briefe und Papiere desselben von ihr gemustert wurden, erwartete sie hier die unzweifelhafte Bestätigung ihres Argwohns zu finden. Wie erstaunt, wie angenehm überrascht aber wurde sie, als die Prüfung jener Documente ein ganz anderes Resultat herausstellte! Da entdeckte sie denn, daß Friedrich II. sie nicht verleumdet, sondern vertheidigt, daß er nicht mit Spott und Ironie, sondern entschuldigend und mit Wohlwollen von ihr gesprochen hatte! Nicht genug, auch die unzeitigen Reformen und Gewaltmaaßregeln Peter's fand sie weder angerathen, noch belobt, vielmehr

im Gegentheile in den meisten Fällen einer strengen und mißbilligenden Kritik unterworfen.

Das hatte die Czarin, Das hatte Niemand im russischen Reiche erwartet! Die Motive des Privat- und Nationalhasses fielen in Nichts zusammen, die lange und mit einer gewissen grollenden Vorliebe gehegte Täuschung verschwand und mit ihr die starre Abneigung und Feindschaft gegen den König von Preußen. — Noch an demselben Tage machte Katharina ihren Entschluß bekannt, den von ihrem Gemahl geschlossenen Frieden in allen Punkten zu bestätigen. Die Kriegsrüstungen wurden auch sofort eingestellt, die schon nach der preußischen Grenze aufgebrochenen Heeresabtheilungen zurückgerufen und sofort ein neuer Courier mit dieser frohen Botschaft zu Friedrich in das Hauptquartier von Schweidnitz gesendet.

So hatte sich die drohende, Unheil kündende Gewitterwolke rasch und gefahrlos zertheilt, und weigerte sich auch Katharina, das Bündniß Peter's mit dem Könige zu bestätigen, so war Letzterer dennoch nunmehr ohne Besorgniß und durchdrungen von der sichern Ueberzeugung, durch eigne Kraft den langen Kampf glücklich und ehrenvoll zu Ende zu bringen.

Die Belagerung von Schweidnitz war inzwischen mit großem Eifer betrieben worden. Die Laufgräben waren vollendet und von Sonnenaufgang bis in die Nacht hinein donnerten die Geschütze. Die Besatzung von Schweidnitz entwickelte nicht geringere Standhaftigkeit und Kühnheit, als die Preußen. Häufige Ausfälle vernichteten mehr als einmal die während der Nacht vollendeten Werke und Schanzarbeiten, während anderseits der alte Tauenzien bald diese, bald jene Bastion, wiewol vergeblich, mit Sturm angreifen ließ. Bei einer solchen Gelegenheit that sich ein kaiserlicher Hauptmann, Namens Brady, durch seltene Tapferkeit rühmlich hervor. Von einem starken Corps Preußen in einem Außenwerke angegriffen, vertheidigte er sich mit nur 20 Mann bis aufs Aeußerste. Eine Sense schwingend mähte er die Stürmenden mit eiserner Kaltblütigkeit ab, obgleich ihn ein dichter Kugelregen umschwirrte und der größte Theil seiner Leute

bereits die Flucht ergriffen hatte. Sein Heldenmuth war nicht vergebens; er erhielt Unterstützung und die Preußen mußten unverrichteter Sache wieder abziehen.

Während nun die Ebene von Schweidnitz unaufhörlich wiederhallte von dem Rollen der Geschütze und dem mannichfachsten Waffenlärme, wurde der Kampf zugleich unter der Erde geführt. Beide Parteien, die Belagerer sowol wie die Belagerten, hatten Männer an der Spitze ihres Artillerie- und Geniewesens, die in ihrem Fache das Ausgezeichnetste zu leisten befähigt waren und ihre Erfindungen, Ansichten und Erfahrungen in geistreichen und geschätzten Schriften niedergelegt hatten. — Es waren dies der General Gribeauval, der die Vertheidigung, und der Major Le Fevre, der die Belagerungsarbeiten von Schweidnitz leitete. Beide waren Franzosen und befreundet, was sie jedoch nicht abhielt, sich jetzt gegenseitig so viel als möglich Schaden zu thun. Le Fevre hatte die Absicht, die Festung durch unterirdische Minen in kurzer Zeit zu erobern. Er ließ daher von verschiedenen Punkten des Lagers aus tiefe und weite Gänge graben, welche bis unter die Werke und Bastionen der Stadt reichten. Da, wo sie endigten, gedachte er sogenannte Druckkugeln, seine eigne Erfindung, springen zu lassen. Diese Druckkugeln sollten seiner Theorie nach eine ungeheure Gewalt besitzen und durch die Erschütterung der Explosion die über der Mine liegenden Festungswerke auseinanderreißen und dadurch eine Bresche zum Sturmlaufen eröffnen. Die hohen Erwartungen, welche Le Fevre von seiner Erfindung hegte, schienen sich jedoch zu seinem und des Königs Mißvergnügen nur in sehr geringem Maaße realisiren zu wollen; denn einerseits vermochte er den Druckkugeln nicht die gehörige Stärke und Wirksamkeit zu geben, anderseits vereitelte die wachsame Geschicklichkeit Gribeauval's in den meisten Fällen seine Pläne und Bemühungen. Gribeauval nämlich ließ gleichfalls Minengänge graben, welche sich noch unter die Le Fevre's erstreckten oder ihnen begegneten. Im ersten Falle sprengte er die Gänge seines Gegners und Freundes von unten her durch Pulver auseinander und verschüttete sie, ehe sie ihren Zweck erfüllt

hatten, im andern Falle stießen die Minirer beim Durchbrechen des Erdreiches auf einander und griffen sich erbittert mit ihren Spaten und kurzen Säbeln an oder vertrieben einander durch das Entzünden einer gewissen Mischung, die einen unerträglichen Qualm und Dunst verursacht.

Dieser unterirdische, mit allem Aufwande von List, Kunst und Geschicklichkeit geführte Krieg war zwar höchst interessant, schien aber die Belagerer um keinen Schritt weiter zu bringen. Le Fevre war außer sich über das Mißlingen seiner Unternehmungen und wünschte sich, in seinem Ehrgeize als Krieger und Schriftsteller tief verletzt, mehr als einmal den Tod. Nur die tröstende Zusprache des Königs, den seine Vorliebe für die Franzosen den Aerger über den langsamen Fortgang der Belagerung und den Zorn vergessen ließ, durch den er sonst auch das unverschuldete Unglück seiner Heerführer strafte, — nur diese Zusprache richtete Le Fevre wieder auf und spornte ihn an, mit Anstrengung aller Kräfte dennoch das ihm vorgesetzte Ziel zu erreichen.

Beinahe zwei Monate waren verflossen und noch immer trotzte die Festung den beharrlichen Anstrengungen der Belagerer. Guasco hatte schon zweimal eine Capitulation angetragen, die jedoch vom Könige, der von einem freien Abzuge der Garnison nichts wissen wollte, verworfen wurde. Diese Hartnäckigkeit hätte gefährlich werden können, wenn Daun rasch von seinen Bergen heruntergestiegen und der bedrängten Stadt zu Hülfe gekommen wäre. Der Feldmarschall aber blieb ruhig in seinen Verschanzungen bei Wüstewaltersdorf stehen und überließ aus Gründen, die schwerlich auch der erfahrenste Taktiker zu ergründen vermöchte, die Festung Schweidnitz ihrem Schicksale.

Es scheint, als habe er gleichwol den Versuch machen wollen, die Stadt zu entsetzen. Da er es jedoch für gefährlich hielt, das Gebirge zu verlassen, so lange der Herzog von Bevern seine Stellung bei Reichenbach behauptete, beschloß er, zuvor dies Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Es schien nicht schwer zu sein, das abgesondert lagernde Corps des Herzogs zu um-

zingeln und aufzuheben; durch diesen Handstreich wäre Daun's rechte Flanke nicht länger bedroht und er bei einem Marsche nach Schweidnitz vollkommen gesichert gewesen. Der General Beck, zu dem der Feldmarschall ein großes und wol gerechtfertigtes Vertrauen hatte, erhielt den Auftrag, das Unternehmen auszuführen. Drei Colonnen unter Lascy und Brentano, und die Cavalerie unter O'Donnel, waren ihm zur Unterstützung beigegeben. In der That geschah der Angriff mit vieler Lebhaftigkeit und hätte den Preußen verderblich werden können, wäre nicht der Herzog von Bevern bei der Vertheidigung mit einer Umsicht und kaltblütigen Ruhe zu Werke gegangen, die das Anstürmen der Feinde fruchtlos machten. Die preußischen Bataillone manoeuvrirten und feuerten wie bei einer Musterung, und vergebens suchte Beck mit der Infanterie, O'Donnel mit seiner Reiterei die Linien zu durchbrechen. Indeß drohte die gewaltige Uebermacht dennoch zuletzt das kleine Häuflein zu erdrücken, als plötzlich der Prinz von Würtemberg mit 15 Schwadronen Kürassiere und einer Batterie reitender Artillerie herbeigeflogen kam und wie ein Wetter auf den überraschten Feind stürzte. Der König sendete, durch den anhaltenden, aus der Ferne tönenden Kanonendonner aufmerksam gemacht, diese unerwartete Hülfe, der der General Möllendorf mit einigen Infanterieregimentern, und endlich der König selbst an der Spitze einiger Schwadronen Husaren nachfolgte. Ehe diese jedoch auf dem Schlachtfelde anlangten, war der Feind schon geworfen, auseinandergesprengt und in voller Flucht nach den schützenden Bergen. — Dreiunddreißig Bataillone und vierzehn Regimenter Cavalerie waren an diesem Tage (16. August) gegen nur eilf schwache Bataillone und fünf Reiterregimenter im Gefechte gewesen.

Guasco, der Commandant von Schweidnitz, hatte nach diesem Vorfalle nicht mehr auf Entsatz zu rechnen und würde die Stadt gern übergeben haben, wenn ihm freier Abzug gestattet worden wäre. Er glaubte sich um so eher dazu berechtigt, da der Feldmarschall Daun ihm heimlich die Botschaft zukommen ließ, er möge immerhin eine erträgliche Capitulation zu erlangen

suchen. Aber Friedrich verwarf den Punkt des freien Abzuges unbedingt — und die langwierige, so viel Blut und Geld verzehrende Belagerung hatte ihren Fortgang.

Was Anstrengung, Muth und Geschicklichkeit nicht zu erreichen vermocht hatten, das brachte endlich ein Zufall zuwege. Am 8. October, Nachmittags 1 Uhr, schlug nämlich eine Granate in das Pulvermagazin des Forts Jauernick und sprengte dieses mit 200 Mann in die Luft. Eine weite Bresche war nun in die Festungswerke gerissen und die Besatzung gerieth in die höchste Bestürzung, als sie die Preußen Anstalten zum Sturmlaufen treffen sah.

Dem Auffliegen des Forts folgte in derselben Nacht eine zweite Explosion. Le Fevre war mit der Fertigung einer neuen Druckkugel, von der er sich erstaunliche Wirkung versprach, zu Ende gelangt. Die Druckkugel wurde 24 Fuß tief unter die Festungswerke gelegt und enthielt fünftausend Pfund Pulver. Der Erfolg rechtfertigte diesmal die stolzen Erwartungen des so lange vom Mißgeschick verfolgten Franzosen. Eine Strecke von 72 Fuß stürzte von den Werken zusammen, alle Palissaden wurden umgerissen und der Wallgraben von der ungeheuern Masse des geborstenen und emporgeschleuderten Erdreiches verschüttet.

Nun rückten 200 Freiwillige in Sturmschritt gegen die Bresche heran. Sie wurden jedoch von der Besatzung übel empfangen und nach einem hartnäckigen Kampfe zum Rückzuge genöthigt. — Trotzdem dachte jetzt Guasco ernstlich an die Uebergabe, weil er überzeugt war, einem allgemeinen Sturme nicht mehr Stand halten zu können. Um 9 Uhr sendete er einen Parlamentair an den General Tauenzien und am 10. October früh wurde die Capitulation unterzeichnet. Schweidnitz wurde übergeben, die Besatzung, die jetzt noch aus 218 Offizieren und 8784 Mann bestand, marschirte mit kriegerischer Musik und allen militairischen Ehrenbezeigungen durch das Thor zwischen den in Parade stehenden preußischen Truppen hin, streckte dann das Gewehr und wurde kriegsgefangen in die Stadt zurückgebracht. Nachdem diese Ceremonie vorüber war, speiseten Guasco und die

höhern Offiziere an der königlichen Tafel und der General Knobloch zog als neuer Commandant mit preußischer Besatzung in die wiedereroberte Festung.

Die Uebergabe von Schweidnitz machte den Kriegsbegebenheiten in Schlesien ein Ende. Ein Theil der preußischen Armee, 20 Bataillone, 55 Schwadronen und 60 Stück schweren Geschützes, ging am 16. October unter dem General Neuwied nach Sachsen, um die Armee des Prinzen Heinrich zu verstärken. Die übrigen Truppen, unter dem Befehl des Herzogs von Bevern, bezogen im Gebirge und der Umgegend von Schweidnitz Cantonnirungen.

Die Oesterreicher besaßen nun von ihren Eroberungen in Schlesien nur noch die Grafschaft Glatz. Daun, von so schlechten Erfolgen niedergedrückt, und selbst die Unzufriedenheit der Kaiserin fürchtend war gleichfalls nicht Willens, den Feldzug weiter auszudehnen; beide Parteien schlossen deshalb am 24. November eine Convention und bezogen ihre Winterquartiere.

## Vierunddreißigstes Capitel.

Kleist's Streifzug nach Franken und Baiern. — Feldzug in Hessen und am Niederrhein. — Treffen bei Gerbenstein, Lutterberg und Friedberg. — Belagerung und Einnahme von Kassel. — Friedensunterhandlungen. — Abschluß des Hubertsburger Friedens.

Der König war dem General Neuwied gefolgt und traf, wie wir bereits erzählten, am 6. Nov. 1762 in Meißen ein. Es war seine Absicht, jetzt eine Idee zu verwirklichen, die ihn schon längst beschäftigt hatte und von der er sich die besten Erfolge versprach. All' sein Dichten und Trachten war nunmehr auf die Erlangung des Friedens gerichtet, und mitten im Getöse des Kampfes und unter den Zeltreihen des Feldlagers sehnte er sich innig nach Ruhe, nach dem glücklichen Loose eines Herrschers, dem es vergönnt ist, seinem Volke die Segnungen des Friedens, die erquickenden Früchte einer milden, weisen und durch keine Stürme getrübten Regierung zu spenden. Zu seinen hartnäckigsten Gegnern gehörten die meisten größern und kleinern Reichsstände Frankens und Schwabens, die allen Versuchen zur Sühne und Einigung um so eher Trotz bieten zu dürfen glaubten, da sie sich außerhalb des Bereiches des Kriegsschauplatzes befanden und eine unmittelbare Bekanntschaft mit den preußischen Waffen nicht für möglich hielten. Friedrich war nun gesonnen, sie selbst die Geißel des Kriegs kosten zu lassen und die Neutralität des heiligen römischen Reiches mit Gewalt zu erzwingen. Der Waffenstillstand vom 24. Nov. erstreckte sich nur auf die Länder Schlesien und

Sachsen, ein Umstand, der dem Könige erlaubte, für die beabsichtigte Expedition ein größeres Corps zu verwenden. General Kleist erhielt demgemäß den Auftrag, mit 6000 Mann über Chemnitz und Plauen in den fränkischen Kreis einzurücken. Kleist hatte schon bei anderer Gelegenheit seine Befähigung zum Führer eines fliegenden Corps dargethan und der Erfolg dieser ihm jetzt anvertrauten Unternehmungen rechtfertigte auch die glänzendsten Erwartungen. Am 20. Nov. 1762 traf er vor Bamberg ein; die Stadt öffnete sogleich ihre Thore und beeilte sich, alle Forderungen der preußischen Husaren und ihres ritterlichen Anführers zu erfüllen. Von hier wurden einzelne Streifcorps nach allen Richtungen durch das Land geschickt. Große und kleine Städte erhielten preußischen Besuch, den sie gewöhnlich mit Entsetzen ankommen, aber mit bei weitem beruhigterem Gemüthe abziehen sahen; denn in dem katholischen Süddeutschland hatten Pfaffen und Geistliche die Preußen als verruchte Ketzer in den schrecklichsten Farben geschildert, so daß das gemeine Volk sich unter denselben eine Art von Ungeheuern und zum mindesten Menschenfresser vorstellte. Wie erstaunt war man daher bei dem Anblick der stattlichen, im glänzenden Waffenschmuck prangenden Reiter, die fröhlich und kriegerisch einhergesprengt kamen und durchaus nichts Teuflisches oder Ungeheuerliches, weder in ihrem Aeußern, noch auch im Benehmen zur Schau trugen. — Würzburg, Windheim, Rothenburg a. d. Tauber wurden besetzt; dann kam die Reihe an Nürnberg. Am 29. November erschien Kleist vor dieser stolzesten, in Verfassung und Gemeinwesen am meisten verknöcherten Reichsstadt und forderte sie zur Uebergabe auf. Der hohe Rath verlangte anfangs Bedingungen stellen zu dürfen; als aber Kleist von einer Capitulation nichts hören wollte, öffnete man ihm die Thore und gab willig, was er im Namen seines Königs beanspruchte, nämlich 1½ Million Thaler und 20 neugegossene metallene Kanonen. — Ueberall war der Erfolg der preußischen Waffen derselbe und Furcht und Schrecken flogen vor ihnen her. Die Reichsversammlung in Regensburg sah sich im Geiste schon überfallen und der Rache des schwerbeleidig-

ten Friedrich II. preisgegeben. Die Abgesandten der am Feindseligsten gegen Preußen gesinnten Reichsfürsten schickten sich zur eiligen Flucht an, und der Stadtrath von Regensburg ersuchte den preußischen Geschäftsträger, von Plotho, in einer feierlichen Deputation um Schutz und Vermittelung.

Die Früchte dieser Expedition blieben nicht aus. Mehrere Stände, welche sich durch den Abschluß jenes Waffenstillstandes, der ihre Länder den Einfällen der Preußen preisgab, verletzt sahen und vergeblich die Oesterreicher um Hülfstruppen anriefen, schlossen Separatfrieden mit Friedrich und zogen ihre Mannschaften von dem Reichscontingente zurück; denn obwol der Prinz von Stolberg und der Feldmarschall Haddick bereit waren, mit den unter ihrem Befehl stehenden Reichstruppen den bedrängten Ländern zu Hülfe zu eilen, durften sie dies doch nicht wagen, ohne vorher in Wien beim Hofkriegsrath angefragt zu haben. Darüber vergingen vierzehn Tage, und als endlich die Erlaubniß anlangte und Haddick am 18. December in Franken erschien, war Kleist schon längst, reich mit Schätzen beladen, über Hildburghausen und Erfurt nach Sachsen zur Hauptarmee zurückgekehrt.

Da inzwischen der Winter schon weit vorgeschritten war und die kriegführenden Mächte endlich ernstlichen Willen zum Abschlusse eines Friedens zeigten, gingen die Armeen nun auch in Sachsen in die Winterquartiere. Und als nun der Lärm der Waffen verhallt war, arbeitete die Diplomatie verschwiegen an dem glorreichen Werke des Friedens, bis es plötzlich vollendet vor die im lauten Jubel aufjauchzende Welt hintrat.

---

Zum letzten Male führen wir den Leser in das Getümmel des Kampfs; zum letzten Male rollen wir vor seinem Blicke Schlachtengemälde, blutige Scenen, großartige Heldenbilder auf. Bald wird neben dem Lorbeer die Palme sich erheben und der Pflug friedlich die Scholle durchziehen, die das Schwert mit dem Blute vieler Tausende düngte. — —

Am Rhein und in Hessen wurde im Jahre 1762 der Feldzug ziemlich spät, erst im Juni, eröffnet. Bei der französischen Armee war eine große Veränderung eingetreten; es war nämlich den Feinden Broglie's gelungen, ihn in Versailles anzuschwärzen und die geringen Erfolge des vorigen Jahres ihm allein zur Last zu legen. So geschah es denn, daß dieser umsichtigste und talentvollste Anführer der damaligen französischen Heere seiner hohen Stellung enthoben und auf seine Güter verbannt wurde. An seine Stelle trat der greise Feldmarschall d'Etrées, den wir schon zu Anfange des Siebenjährigen Krieges kennen lernten. Er befehligte gemeinschaftlich mit Soubise die Armee in Hessen, der Prinz von Condé die am Niederrhein. Beide Corps aber hatten, wie seit fünf Jahren bei jedem neubeginnenden Feldzuge, die Bestimmung, Hannover und die braunschweigischen Lande in Besitz zu nehmen.

Der Herzog Ferdinand traf geeignete Maaßregeln, die Absichten des Feindes zu vereiteln. Er brach am 24. Juni in mehreren Colonnen aus seinem Lager bei Korbeck auf, ging über die Diemel und rückte den Franzosen so rasch entgegen, daß diese sich in ihrem festen Lager bei Gerbenstein (Wilhelmsthal) beinahe überfallen sahen. Nach einem zwar kurzen, aber mit äußerster Erbitterung geführten Kampfe wurde der Feind aus allen seinen Stellungen vertrieben und mit einem Verluste von 4000 Mann zum Rückzuge über die Fulda genöthigt. Nur der heldenmüthige, ausdauernde Widerstand des Generals Stainville, der mit dem Kern der Infanterie die Nachhut bildete, wendete eine noch härtere Niederlage ab. Der größte Theil der Bagage und des Lagers fiel in die Hände der Sieger, die nunmehr in den südlichen Theil von Hessen vordrangen, während die Franzosen sich unter den Kanonen von Kassel verschanzten. Durch den kühnen Marsch Ferdinand's sahen sich Letztere aber von ihren Magazinen am Main und Oberrhein abgeschnitten und sendeten vergeblich den General Rochambeau, die Verbindung mit Frankfurt wieder herzustellen. Er wurde nicht ohne Verlust zurückgetrieben. Eine entschiedene Niederlage erlitt ein von der feind-

lichen Hauptarmee abgesondertes, bei **Lutterberg** stehendes Corps unter dem Prinzen Xaver von Sachsen. Ferdinand griff es am 23. Juli an, schlug es, nahm 2500 Mann gefangen und erbeutete 18 Kanonen. — Die nächste und nicht unwichtige Folge dieses Treffens war der Abzug der Franzosen aus Göttingen, welches früher so gut vertheidigt worden war. Soubise und d'Estrées beschlossen, vorläufig nur Kassel zu behaupten und Condé eiligst mit seiner Armee vom Niederrhein zur Unterstützung herbeizurufen. Condé setzte sich auch sogleich in Bewegung, dem Wunsche seiner Collegen zu entsprechen. Herzog Ferdinand, der diese Vereinigung zu hindern wünschte, schickte ihm den Erbprinzen von Braunschweig entgegen. Bei **Friedberg** kam es am 30. August zum Treffen; da aber der Erbprinz sich mehr von Kampflust und persönlichem Muthe als von überlegender Vorsicht leiten ließ, erklärte sich das Glück gegen ihn. Er hatte ein äußerst unbequemes und schlechtes Terrain zum Angriff gewählt; so tapfer auch die Seinen fochten, mußten sie sich doch mit Verlust zurückziehen, zumal da der Erbprinz selbst gefährlich verwundet worden war und die Franzosen ihre numerische Ueberlegenheit geltend zu machen wußten. — Die Vereinigung Condés mit Soubise und d'Estrées fand nun ohne weitere Hindernisse am 31. August statt. Gleichwol wußte der Herzog Ferdinand seine Stellung längs dem Flüßchen Ohm zu behaupten; Soubise aber versuchte trotzdem den Uebergang zu erzwingen, da ihm daran gelegen war, Kassel und Ziegenhain, welches die Allürten zu blokiren begonnen hatten, frei zu machen. Er griff deshalb am 21. September das Schloß Amöneburg und die dort über den Fluß führende Brücke an. Es entspann sich ein mörderisches Gefecht, welches den ganzen Tag hindurch dauerte, da beide Heere immer frische Truppen ins Feuer schickten, sobald die alten ermattet waren oder zu viel Verlust erlitten hatten. Nachdem auf beiden Seiten etwa 1000 Mann gefallen waren, zogen die Franzosen sich zurück und auch Ferdinand vertauschte einen Tag später seine bisherige Stellung mit einer bessern. Er hatte den festen Entschluß gefaßt, Kassel zu erobern und sich

dadurch wieder in den Besitz von ganz Hessen zu setzen. Am 15. October wurde die Belagerung mit der Eröffnung der Laufgräben begonnen. Der Prinz Friedrich von Braunschweig befehligte das Belagerungscorps; der Commandant von Kassel war der General Diesbach, der den gleichfalls abgerufenen Grafen von Broglie ersetzt hatte.

Man war in der Stadt keineswegs auf eine langwierige Belagerung vorbereitet. Die Magazine waren bald erschöpft, auf Zufuhr durfte man wenig hoffen und als selbst die Wasserleitungen von den Alliirten zerstört wurden, stellte sich bald der bitterste Mangel an allen Lebensbedürfnissen ein. Mehrere Ausfälle, obwol kühn unternommen, blieben fruchtlos und alle Versuche Condé's, der belagerten Stadt zu Hülfe zu kommen, wurden durch die meisterhaften Märsche und Stellungen des Herzogs Ferdinand vereitelt. Deshalb capitulirte Diesbach am 1. November und übergab den Alliirten die Residenz. Er selbst erhielt freien Abzug mit allen militairischen Ehren.

Wenige Tage später erscholl die Kunde von einem zwischen Frankreich und England abgeschlossenen Frieden!

Frankreich hatte seit sechs Jahren im Kriege mit dem mächtigen Insellande ungeheure Einbußen erlitten. Seine besten und einträglichsten Besitzungen in Ostindien und Nordamerika wurden ihm von den siegreichen Briten entrissen, seine Flotten vernichtet, sein Staatsschatz ausgeleert. Canada mit den reichen Handelsstädten Quebeck und Montreal, Guadeloupe, Martinique, Granada, St. Vincent in Westindien waren in den Händen der Engländer, die in jedem Jahre neue Triumphe erfochten. Eine von den Franzosen beabsichtigte Landung in Irland mißglückte gänzlich, uud mit tiefer Beschämung sahen sie sich im Jahre 1761 ohne Flotte und völlig ohnmächtig zur See.

Choiseul glaubte die Engländer zu schrecken, wenn er ihnen einen neuen Feind erweckte. Er verband durch Aufstellung eines Familienpactes die spanischen Interessen eng mit denen Frankreichs und setzte dadurch auch die pyrenäische Halbinsel dem Zorne Englands aus. Karl III. von Spanien überzog Portu-

gal, den Verbündeten Großbritanniens, mit Krieg, wurde aber von dem genialen Grafen von Lippe-Bückeburg, der das entnervte und unkriegerische Heer der Portugiesen wieder tüchtig machte, kräftig abgewiesen. Das reiche Havannah auf Cuba, mit ungeheuern, dort aufgestapelten Schätzen, fiel in die Gewalt der Briten, ebenso Manilla und die Insel Luzon.

So schwere Unfälle ließen Frankreich und Spanien gleich sehnlich den Frieden herbeiwünschen, und Lord Bute, dessen Neigung sich gleichfalls dem Kriege abwendete, kam den Wünschen der Besiegten entgegen. — Am 3. November wurde zu Fontainebleau ein Präliminarfriedenstractat entworfen, der an Spanien und Frankreich sämmtliche von England eroberte Länder und Colonien, Canada ausgenommen, zurückgab. Die Welt erstaunte ob dieses Friedens, durch welchen Großbritannien fast Alles verlor, was es mit Strömen Blutes und durch die herrlichsten Großthaten erworben hatte, und man war unschlüssig, ob man Lord Bute einen klugen Diplomaten oder einen unwissenden Feigling nennen sollte.

Friedrich II. durfte erwarten, daß man in diesem Friedensschlusse auch die Interessen Preußens wahrnehmen werde, da in dem Allianztractat mit England ausdrücklich die Bedingung festgestellt war, es dürfe keiner der beiden Verbündeten einen Separatfrieden abschließen. Lord Bute aber hatte den König gewissenlos preisgegeben. Es wurde zwar von Frankreich die Räumung der von ihnen bisher besetzten preußischen Lande versprochen, nicht aber die Rückgabe derselben; vielmehr dachte man dieselben den Oesterreichern in die Hände zu spielen.

So standen die Sachen im Winter 1763. Oesterreich sah die europäischen Hauptmächte mehr oder minder erschöpft vom Kriegsschauplatze abtreten und fühlte sich nunmehr geneigter als je, den friedliebenden Gesinnungen des Königs von Preußen entgegenzukommen. Das deutsche Reich hatte durch ein Reichsgutachten die von Friedrich geforderte und bewilligte Neutralität angenommen, das ausgesogene, völlig erschöpfte Sachsen schmachtete nach Ruhe — kurz, nichts stand dem ernstlichen Willen der

Mächte, ihren hart gedrückten Völkern den heißersehnten Frieden zu schenken, entgegen. Im December 1762 begannen in Leipzig die Unterhandlungen, die schon nach einigen Wochen, am 11. Februar 1763, zu dem weltberühmten **Hubertsburger Friedensschlusse** führten.

Drei Ehrenmänner, der preußische Legationsrath von Herzberg, der k. k. Hofrath von Kollenbach und der sächsische Geheimerath Fritsch leiteten die Unterhandlungen und förderten sie durch Fleiß, Scharfsinn und eine bei Diplomaten sonst äußerst seltene Offenheit und Humanität. Die frühern Friedensschlüsse von Breslau und Dresden wurden den jetzigen Verhandlungen zu Grunde gelegt und der Grundsatz festgehalten, sämmtliche im Laufe des Krieges gemachten Eroberungen ohne alle und jede Entschädigung gegenseitig zurückzugeben. In einem geheimen Artikel versprach Preußen überdies, dem Erzherzoge Joseph von Oesterreich seine Stimme bei der Wahl zum römischen Könige zu geben, wogegen die Kaiserin nicht länger darauf beharrte, die Grafschaft Glatz auch ferner behalten zu wollen.

Und hiermit hatte der Siebenjährige Krieg ein Ende. In allen Welttheilen war edles Männerblut in Strömen geflossen — am meisten aber in Deutschland, dem Tummelplatze so vieler Armeen, der weiten Straße so vieler Heereszüge. Ganze Landstrecken lagen wüst und öde, Handel und Wandel stockten und die schönen Künste sahen sich trauernd ungeehrt, ungepflegt und im wilden Waffengeräusche verlassen.

Aber wie groß und herrlich ist Preußen aus dem Kampfe hervorgegangen! — Einem Phönix gleich erhob es sich stolz und neuverjüngt aus der Asche der Städte und Dörfer; erst jetzt stand die Monarchie, die so bitter angefochtene, so vielfach geschmähte und gekränkte, unerschütterlich und felsenfest, denn es wurzelten ihre Fundamente in einer Geschichte — einer erhabenen, ruhmvollen Geschichte! —

Friedrich der Große aber überschaute leuchtenden Blickes sein Land und sein Volk. Er hat es groß gemacht; der Weg zu solcher Größe führte durch Sturm und Drang und über lei-

chenbesäete Schlachtfelder. Nun aber ist er am Ziele und ein milder freundlicher Arzt heilt er die geschlagenen Wunden, trocknet er die Thränen des Schmerzes, lindert er die Noth der Armuth.

Wo hat ein Volk eine schönere, poetisch reichere, erhebendere und belehrendere Zeitepoche, als Preußen im Siebenjährigen Kriege? Wohnt vom Niemen bis zum Rhein, von der Ostsee bis zum Riesengebirge nur ein Preuße, dessen Herz nicht höher schlüge bei dem Gedanken Friedrich's und seiner Heroenzeit? Sprecht dem Volke vom „alten Fritz", dessen Bild Ihr im Palaste und in der Bauernhütte findet, nennt ihm die Namen Schwerin, Keith, Winterfeld, Kleist, Ziethen, Ferdinand, Bevern, Seidlitz — und Ihr werdet sehen, wie jeder Blick sich feurig belebt und wie man in Freude und Andacht sich letzt und stärkt an dem Heldenzeitalter des theuern, lieben Vaterlandes. — In sechzehn großen Schlachten flatterten die preußischen Fahnen, nicht stets zum Siege, aber immer zum Ruhme, immer auf dem Pfade der Ehre. In Ruin und Trümmer schien der Staat zu sinken und mit ihm der Atlas, der ihn auf seinen Schultern trug; schon triumphirte der Feinde übermächtige Schaar, schon verhüllte ein Trauerschleier den Stern Preußens — da raffte es sich wieder kraftvoll empor, stolz zürnend, eisern gerüstet. So möge es geschehen immerdar; über Neid und Haß, über Thorheit und Zwietracht, über Irrthum und Bosheit möge es herrlich triumphiren und ein Schutz und Schirm, ein lebendiges, unzertrennliches Glied des gemeinsamen deutschen Vaterlandes sein und bleiben bis in alle Ewigkeit! — —

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.